

RICHARD LAYMON

DIE INSEL

ROMAN

HEYNE
HARD
CORE

RICHARD LAYMON

DIE INSEL

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Thomas A. Merk

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Deutsche Erstausgabe 8/06

Redaktion: Marcel Häußler

Copyright © 1995 by Richard Laymon

Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe
und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

www.heyne.de

eISBN : 978-3-641-02910-4

www.randomhouse.de

Titel der amerikanischen Originalausgabe

ISLAND

Deutsche Übersetzung von Thomas A. Merk

HEYNE HARD CORE

DAS BUCH

Nach der Explosion ihrer Urlaubsjacht finden sich die Überlebenden am Strand einer einsamen Insel irgendwo in der Südsee wieder: Rupert, seine »Freundin« Connie, deren Schwestern Kimberly und Thelma, Vater Andrew und Mutter Billie sowie Kimberleys Gatte Keith. Auf der Jacht saß Thelmas Ehemann Wesley - und außer Thelma glaubt die ganze Familie, dass die Explosion seiner Idiotie zuzuschreiben ist. Doch kaum hat man sich auf der Insel halbwegs eingerichtet, wird Keith aufgeknüpft im Dschungel gefunden. Wer von den Gestrandeten ist zu so einer Tat fähig? Oder ist es möglich, dass Wesley die Explosion überlebt hat und nun auf der Insel sein Unwesen treibt? Ein atemloses Katz-und-Maus-Spiel beginnt ...

Ein furioser Psycho-Thriller von Kultautor Richard Laymon, eine Mischung aus William Goldings »Herr der Fliegen« und Quentin Tarantino, die Ihnen im Sommerurlaub garantiert schlaflose Nächte bereiten wird.

»Richard Laymon geht an die Grenzen - und darüberhinaus!«
Publisher's Weekly

»Einmal mit dem Lesen begonnen, können Sie einfach nicht mehr aufhören!« *The Guardian*

DER AUTOR

Richard Laymon wurde 1947 in Chicago geboren und studierte in Kalifornien englische Literatur. Er arbeitete als Lehrer, Bibliothekar und Zeitschriftenredakteur, bevor er sich ganz dem Schreiben widmete und zu einem der bestverkauften Spannungsauctoren aller Zeiten wurde. 2001 gestorben, gilt Laymon in den USA und Großbritannien heute als Horror-Kultautor, der von Schriftstellerkollegen wie Stephen King und Dean Koontz hoch geschätzt wird.

Dieses Buch ist Frank Coghe gewidmet

Eine Legende zu Lebzeiten

So einen wie dich, Cog,
wird es nie wieder geben.

Das Tagebuch von Rupert Conway, Schiffbrüchiger

Heute ist die Jacht explodiert.

Zum Glück waren wir gerade an Land und haben ein Picknick gemacht, sonst wären wir wohl alle mit in die Luft geflogen. So hat es nur Prince Wesley erwischt.

Eigentlich war er überhaupt kein Prinz, sondern ein Riesenarschloch. Entschuldigung, ich weiß ja, dass man über Tote nichts Schlechtes sagen soll, aber er ist mir nun mal fürchterlich auf den Sack gegangen. Übrigens bin ich mir ziemlich sicher, dass er die Explosion verursacht hat. Wahrscheinlich hat er sich zur falschen Zeit am falschen Ort eine seiner Zigaretten angezündet.

Kabumm!

Jetzt fressen ihn die Fische.

Natürlich tut es mir Leid, dass er tot ist, aber das ändert nichts daran, dass er ein erbärmlicher, arroganter Widerling war. Wer trägt schon als erwachsener Mensch (ich würde mal sagen, dass er mindestens fünfunddreißig war) noch diese albernsten weißen Seglermützen? Und dann hatte er ständig eine Zigarettenspitze aus Elfenbein im Mund, in der er sich alle paar Minuten eine Marlboro anzündete. Ach ja, ein Seidentuch hatte er auch und einen Blazer, und wenn die Sonne schien, setzte er sich eine von diesen extradunklen Fliegersonnenbrillen auf.

Ja, so war Prince Wesley. Jetzt ist er tot, und deshalb werde ich nicht weiter über ihn lästern. Sein wirklicher Name, falls das jemanden interessiert, war übrigens Wesley Duncan Beaverton III. Gestorben am heutigen 1. April 1994, und das ist kein Aprilscherz, zumal wir gleichzeitig Karfreitag haben. Gibt es einen besseren Tag, um zu sterben?

Wesley hinterlässt seine Frau Thelma, die eigentlich froh sein sollte, dass sie ihn los ist, und trotzdem einen auf trauernde Witwe macht.

Kinder hatten die beiden keine, aber schließlich waren sie gerade mal ein Jahr lang verheiratet.

Ich persönlich bin davon überzeugt, dass er sie nur wegen ihres Geldes geheiratet hat.

Jedenfalls nicht wegen ihres guten Aussehens. Was das anbetrifft, ist es in ihrer Familie sehr ungerecht verteilt: Ihre Schwester Kimberly hat alles, und Thelma hat nichts. Kimberly ist ungefähr 25 und sieht einfach umwerfend aus. Mit so einer heißen Braut wollte ich immer schon auf einer einsamen Insel stranden. Wow! Was für ein Glück!

Nützen wird es mir freilich nichts. Nicht nur, dass ich ein paar Jahre jünger bin als sie, Kimberly ist zu allem Überfluss auch noch verheiratet, und ihr Mann, Keith, ist einer von diesen unglaublich gut aussehenden, blitzgescheiten und charakterstarken Typen, die normale Jungs wie einen Irrtum der Evolution aussehen lassen. Eine Frau, die einen solchen Mann hat, gibt sich nicht mit dem Bürschchen ab, das ihre Halbschwester Connie auf diesen Osterausflug mitgenommen hat. Wenn er nicht zu nett dafür wäre, würde ich Keith hassen.

Das dritte männliche Wesen auf der Insel ist Andrew (auf keinen Fall Andy) Collins, der alte Herr der drei Mädchen. Nachdem seine erste Frau, die Mutter von Thelma und Kimberly, bei einem Skiunfall am Lake Tahoe ums Leben gekommen war, hatte er Billie geheiratet, die ihm ein paar Jahre später seine dritte Tochter Connie geboren hat.

Den Bootsausflug auf die Bahamas hatten die Töchter und die Schwiegersöhne Andrew und Billie zum zwanzigsten Hochzeitstag geschenkt. Wesley war extra eine Woche zuvor nach Nassau geflogen, um die Hotels zu buchen und die Motorjacht zu chartern. Andrew, der wohl so um die Mitte fünfzig sein dürfte, ist ein pensionierter Marineoffizier, der mit Beteiligungen an Ölfirmen das große Geld gemacht hat. Er ist eigentlich ganz in Ordnung, und wenn man auf einer einsamen Insel strandet, ist es bestimmt nicht verkehrt, einen wie ihn dabei zu haben. Er ist grundehrlich,

intelligent und belastbar. Und dafür, dass er garantiert der Meinung ist, ich würde es seiner jüngsten Tochter »besorgen«, behandelt er mich ziemlich fair.

Connies Mutter Billie ist nur ein paar Jahre älter als Thelma und sieht klasse aus. Nicht so gut wie Kimberly, aber bei weitem besser als Thelma. Eigentlich könnte auch sie eine von Andrews Töchtern sein, und wenn man sie und Connie so ansieht, hält man sie eher für Schwestern als für Mutter und Tochter. Sie tragen beide ihr Haar kurz geschnitten und sind am ganzen Körper tief gebräunt. Connie ist zwar etwas größer als ihre Mutter, aber dafür hat diese eine viel größere Oberweite und rundere Hüften und sieht natürlich im Gesicht ein wenig reifer aus, was mir persönlich sehr gut gefällt. Ehrlich gesagt finde ich Billie nicht nur in dieser Hinsicht ein ganzes Stück attraktiver als ihre Tochter.

(Mir fällt gerade ein, dass dieses Tagebuch den anderen möglichst nicht in die Hände fallen sollte. Schon mit diesen ersten Seiten hier könnte ich mir eine Menge Ärger einhandeln.)

Ach ja: Ich habe vor, alles, was nach unserem Schiffbruch passiert, genauestens aufzuschreiben und es später als Basis für einen »wahren« Abenteuerroman zu verwenden. So betrachtet wäre es natürlich von Vorteil, wenn wir nicht allzu schnell gerettet würden. Nur wenn wir länger hier auf dieser Insel bleiben, besteht die Hoffnung, dass sich ein paar dramatische Szenen abspielen. Eigentlich habe ich mein Notizbuch ja nur deshalb mit an Land gebracht, um an einer Kurzgeschichte zu arbeiten. Ich will nämlich gerne den Schreibwettbewerb auf dem College gewinnen. Daran sieht man, was für ein Optimist ich doch bin! Wer weiß, ob wir jemals wieder von dieser Insel kommen. Möglicherweise kann ich nicht nur den Schreibwettbewerb vergessen, sondern auch alles andere.

Aber jetzt höre ich mit der Schwarzmalerei auf, sonst werde ich noch depressiv.

Ich mache lieber mit der Vorstellung der Personen weiter.

Connie, die Tochter von Billie und Andrew, ist meine »Freundin«. Ich habe sie an der Belmore Universität kennen gelernt, wo wir beide im ersten Semester studieren. Auf einer Uni ist es unmöglich, den Menschen nicht zu kennen, der unmittelbar vor einem im Alphabet kommt, und Conway wird nun einmal direkt hinter Collins aufgerufen. So sind wir öfter mal ins Gespräch gekommen, und irgendwann gingen wir dann miteinander. Und dann hat sie mich eines Tages für die Osterferien auf einen Bootsausflug mit ihrer Familie zu den Bahamas eingeladen - und zwar gerade, als ich mit ihr Schluss machen wollte.

So eine Einladung schlägt man nicht aus.

Ich zumindest nicht.

Ich schob das Unvermeidliche also auf, bis die Reise vorbei war.

Aber jetzt sieht es so aus, als würde sie möglicherweise *nie* vorüber sein. Meine Fresse, vielleicht bleibt mir Connie ja bis an mein Lebensende erhalten. Nein, nein, nein. Nie und nimmer. Bestimmt werden wir bald gerettet. Die Zeiten eines Robinson Crusoe sind ein für alle Mal vorbei. Im Höchstfall müssen wir ein paar Tage hier verbringen, wenn überhaupt. Wahrscheinlich holen sie uns schon viel früher, denn es ist gut möglich, dass jemand die Explosion gesehen oder gehört hat.

Es war wirklich eine gewaltige Explosion.

Danach fiel jede Menge Zeug vom Himmel und klatschte in die Bucht. Stücke vom Boot wahrscheinlich und vielleicht auch Stücke von Wesley, auch wenn ich weder Fuß noch Kopf noch Gedärme durch die Luft fliegen gesehen habe. Viele der Trümmer brannten. Zum Glück fielen sie alle ins Meer, wo sie zischend verloschen.

Sekunden nach der Explosion war von unserer schönen Jacht nichts mehr zu sehen bis auf eine kleine Rauchwolke und ein paar auf dem Wasser treibende Trümmer.

Obwohl wir alle, bis auf Thelma, sofort nach Schiffen oder Flugzeugen Ausschau hielten, konnten wir keine erkennen.

Thelma hatte das Gesicht in Händen vergraben und schrie die ganze Zeit: »Nein! Nein! Lieber Gott, bitte nicht! Nicht Wesley! Mein armer, armer Wesley!« Und so weiter und so fort.

Kimberly nahm sie in den Arm, klopfte ihr auf den Rücken und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie war ganz nass, weil sie nach dem Picknick noch einmal Schwimmen gegangen und erst kurz vor der Explosion wieder aus dem Wasser gekommen war. Ihre langen, schwarzen Haare klebten ihr noch am Kopf und hingen wie eine dichte Matte über ihren Nacken. Die Haut an ihrem nassen Rücken war braungebrannt und glatt. Kimberly trug einen weißen Bikini, dessen Höschen ein wenig verrutscht war und an einer Hüfte ein Stück weiter herab hing als an der anderen, sodass man rechts mehr von ihrer Gesäßbacke sehen konnte als links, und in der Mitte hatte das Höschen eine Falte, die ...

Genug davon!

Sie sah einfach verdammt gut aus, und damit basta. Ich konnte nicht anders, ich musste sie einfach anstarren. Trotzdem habe ich auch nach Schiffen und Flugzeugen Ausschau gehalten, während die Rauchwolke langsam auf das Meer hinaus trieb und sich dort auflöste. Weit entfernt am Horizont konnte ich schemenhaft ein paar Inseln entdecken. Ansonsten gab es ringsum nichts als Wasser und Himmel.

Kimberly führte ihre Schwester ein paar Schritte von uns fort und setzte sich mit ihr auf die Decke, die noch vom Picknick im Sand lag.

»Die Ärmste«, sagte Billie.

»Was musste sie auch einen Versager wie diesen Wesley heiraten?«, fragte ihr Mann. »Sieht ihm ähnlich, unser Boot in die Luft zu jagen.«

»Andrew!«

»Der Trottel wusste genau, dass sich im Maschinenraum Benzindämpfe bilden können«, fuhr Andrew fort. »Wieso muss er sich da eine seiner verdammten Zigaretten anzünden? Aber es war mein Fehler. Ich hätte ihn nicht allein an Bord lassen dürfen.

War ja eigentlich klar, dass dieser Volltrottel über kurz oder lang irgendwelchen Mist bauen würde. Er war einfach zu dumm zum Leben.«

»Andrew!«

»Wenigstens hat er nur sich selbst in die Luft gejagt. Das ist der einzige Lichtblick an der Sache.«

»Lass das bloß nicht deine Tochter hören. Sie hat ihn geliebt.«

»Sie ihn vielleicht. Aber er sie nicht. Soviel steht fest. Irgendwie bin ich froh, dass wir ihn los sind. Auch wenn es ihn in sämtliche Einzelteile zerlegt hat.« Er spuckte vor seinen Füßen in den Sand.

Kurz darauf fuhren Andrew und Keith im Dingi hinaus zur Unfallstelle. Ich wollte mitkommen, aber sie sagten, das sei nicht nötig.

Ich hatte nichts anderes erwartet. Keine Ahnung, ob sie mich für völlig nutzlos hielten oder ob sie mich nicht dabei haben wollten, weil ich nicht zur Familie gehöre. Vielleicht gibt es aber auch einen anderen Grund, von dem ich nichts weiß. Obwohl sie eigentlich recht nett zu mir sind, lassen sie mich doch immer wieder spüren, dass ich für sie ein Fremder bin. Inzwischen habe ich mich daran gewöhnt, oft ausgeschlossen zu werden, schließlich bin ich ja schon ein paar Tage lang mit ihnen zusammen.

Also blieb ich mit den Frauen am Strand zurück, während sie hinaus zur Ankerstelle tuckerten und das, was von der Jacht noch übrig geblieben war, aus dem Wasser fischten.

Ich stand zwischen Connie und ihrer Mutter und blickte dem Dingi hinterher.

»Ob sie wohl was von Wesley finden?«, fragte Connie und machte dabei ein ähnliches Gesicht wie damals, als sie mir erzählte, dass sie Rote Beete nicht ausstehen kann.

»Wenn ja, dann werden wir ihn begraben«, sagte Billie.

»Vermutlich hat es ihn in tausend Stücke gerissen«, meinte ich.

»Igitt!«, rief Connie aus. »Hoffentlich bringen sie nicht irgendwelche Fetzen von ihm zurück. Das hätte mir gerade noch gefehlt.«

»Wer weiß, vielleicht bist du noch dankbar dafür«, sagte ich. »Niemand kann sagen, wie lange wir auf dieser Insel bleiben müssen, und wenn wir nichts mehr zu essen haben, dann ...«

»Rupert! Bitte!«, schnappte Billie entrüstet.

»Wie widerlich!«, fauchte Connie. »Musst du denn immer so geschmacklos sein?«

»Ich wollte eigentlich nur sagen, dass wir ihn besser gut durchbraten sollten, sonst wird er uns bei dieser Hitze noch schlecht.«

Billie sah mich kopfschüttelnd an. »Du hast wirklich verrückte Ideen«, sagte sie mit einem angedeuteten Lächeln. »Sag so etwas bitte niemals zu Thelma.«

»Versprochen.«

Sie trat einen Schritt auf mich zu und stupste mich sanft mit der Schulter an. »Braver Junge. Du bist zwar nicht ganz richtig im Kopf, aber wenigstens hast du ein Gespür für Menschen.«

»Stimmt.«

»Hört endlich auf mit dem Scheiß!«, sagte Connie. Sie mag es nicht, wenn ihre Mutter und ich herumalbern, das ist mir schon ein paarmal aufgefallen. Eigentlich gefiel ihr so gut wie gar nichts, was Billie tat. Vielleicht, weil sie erkannt hat, dass ihre Mutter ihr haushoch überlegen ist, und das in allen Disziplinen: Aussehen, Intelligenz, Sinn für Humor, Mitgefühl und was weiß ich noch alles.

Muss ganz schön hart sein für Connie. Ich sollte in Zukunft wirklich mehr Verständnis für sie haben.

Nachdem sie uns gesagt hatte, wir sollten aufhören, standen wir einfach schweigend da und sahen den »Männern« zu, wie sie die auf dem Meer treibenden Schätze einsammelten.

Das Wasser der Bucht war sehr ruhig, was wohl an dem der Insel vorgelagerten Riff lag. Kurz nachdem das Boot in die Luft ge-

flogen war, hatte es ein paar ziemlich hohe Wellen gegeben, aber inzwischen hatte sich alles wieder beruhigt, und das blassblaue Wasser, das jetzt merkwürdig trüb war, wird bestimmt bald wieder so wunderbar klar werden, wie es vor der Explosion gewesen ist. Eigentlich war es ganz schön, hier im blendend weißen Sand zu stehen. Ein leichter Wind vom Meer her machte die Hitze halbwegs erträglich, und dann waren da noch die Mädels ...

Was will man mehr?

Okay, dass es Prince Wesley zerrissen hat, ist wirklich schlimm, und die arme Thelma leidet sicher sehr, aber trotzdem kann ich nicht anders: Ich empfinde die Tatsache, dass wir hier auf dieser Insel gestrandet sind, irgendwie als einen echten Glücksfall.

Zumindest fürs Erste.

Was mich anbelangt, so kann unser Aufenthalt hier ruhig noch etwas länger dauern. Je länger, desto lieber.

Nein, ganz stimmt das nicht. Aber gegen ein paar Wochen hätte ich nichts auszusetzen, vorausgesetzt, dass wir nicht verhungern (Wasser gibt es hier zum Glück genug, denn direkt neben uns fließt ein Bach).

Nach einer Weile kamen Andrew und Keith mit dem Dingi voller Sachen zurück. Darunter waren sogar ein paar Päckchen Proviant und zum Glück keine abgerissenen Körperteile von Wesley. Wer weiß, was Connie sonst gemacht hätte?

»Ob seine Leiche wohl in der Bucht herumschwimmt?«, fragte ich.

»Irgendwo muss sie ja sein«, sagte Keith.

»Wir fahren gleich noch mal raus«, sagte Andrew. »Wir müssen bergen, soviel wir können.«

»Soll ich euch vielleicht diesmal helfen?«, fragte ich.

»Nein, bleib lieber hier, Kleiner«, sagte Andrew. »Einer muss schließlich auf die Damen aufpassen.«

Kleiner. So nennt er mich ständig. Ich werde bald neunzehn, und er nennt mich Kleiner, als wäre ich noch ein Kind.

Vielleicht findet er das witzig.

»Wie Sie wollen, Skipper«, sagte ich.

Er hob eine Augenbraue.

Thelma und Kimberly kamen zurück zu uns. Thelma hatte aufgehört zu weinen, aber sie wirkte noch ziemlich mitgenommen. Trotzdem half sie, wie wir alle, das Dingi auszuladen. Als es leer war, ließen Andrew und Keith den Motor wieder an und fuhren hinaus in die Bucht, um nach neuer Beute zu suchen.

Während die Frauen die Sachen sichteten, die wir an Land gebracht hatten, ging ich zu unserer Picknickdecke, um mir mein Schreibheft zu holen. Ich hatte es in meinem Rucksack, zusammen mit ein paar Taschenbüchern.

»Bin gleich wieder da«, rief ich und ging, bevor jemand auf die Idee kam mir zu folgen, am Bach entlang in den Dschungel hinein.

Während wir anderen am Strand gelegen hatten, hatten Keith und Kimberly sich dort umgesehen und berichtet, dass es etwas weiter drinnen im Dschungel eine Lagune mit einem Wasserfall gab. Vermutlich hatten sie den Erkundungsgang nur unternommen, um eine Weile allein zu sein. Bestimmt hatten sie in der Lagune nackt gebadet und hinterher eine schnelle Nummer geschoben, darauf gehe ich jede Wette ein.

Wenn es mir gelang, die Lagune zu finden, würde ich vielleicht hineinspringen und ein wenig darin herumschwimmen, aber viel wichtiger war mir, mich irgendwo ungestört hinzusetzen und mein Tagebuch zu schreiben.

Irgendwie kam mir der Dschungel ziemlich dicht und unheimlich vor, und ich bekam plötzlich Angst, dass irgendwelche Viecher Jagd auf mich machen könnten. Also kehrte ich um und ging ein Stück am Strand entlang, bis ich zu einem Haufen großer Felsblöcke kam.

Die Bucht, in der der Bach ins Meer mündete, hatte etwa die Form eines großen Us, dessen beide Spitzen von solchen Felshaufen gebildet wurde. Der, auf den ich jetzt zuging, war etwas höher

als der andere. Wenn ich ganz hinaufkletterte, war ich nicht nur ungestört, ich würde auch einen guten Ausblick über die ganze Bucht haben.

Oben angelangt war ich ziemlich außer Puste, aber die Anstrengung hatte sich gelohnt. Ich befand mich etwa fünfzehn Meter über dem Meeresspiegel und schaute mich erst einmal gründlich um. Ich sah die Frauen unten am Strand und die »Männer« draußen im Dingi, wie sie immer noch irgendwelches Zeug aus dem Wasser zogen.

An manchen Stellen der Bucht war das Wasser schon wieder so klar, dass ich bis auf den Grund sehen konnte, aber dort, wo die Jacht gelegen hatte, war es immer noch trüb von der Explosion. Zum Glück, dachte ich, dann bestand wenigstens nicht die Gefahr, Leichenteile von Wesley darin herumschwimmen zu sehen.

Hinter dem Felshaufen sah ich nichts außer noch mehr Strand und noch mehr Dschungel. Keinen Steg, kein Haus, keine Straße, keine Telefonmasten - nichts, was darauf hätte schließen lassen, dass die Insel bewohnt war.

Ich ließ den Blick über den Horizont und den Himmel schweifen. Keine Schiffe, keine Flugzeuge.

Nachdem ich mich auch noch vergewissert hatte, dass keine der Frauen mir gefolgt war, suchte ich mir eine Spalte zwischen den Felsblöcken, in der ich es mir bequem machte und zu schreiben begann.

Es ist schön hier oben. Ein großer, überhängender Felsblock schützt mich vor der Sonne, und die sanfte Brise ist einfach wundervoll. Alles, was ich von hier aus sehen kann, ist ein Stück Ozean und ein Stück Himmel.

Ich glaube, ich habe eine gute Stunde lang geschrieben, und jetzt bin ich mit meinen Aufzeichnungen in der Gegenwart angelangt. Vielleicht war es sogar länger. Ich habe nicht auf die Uhr gesehen. Mein Hintern tut mir ein wenig weh, deshalb werde ich jetzt aufstehen und nachsehen, was die anderen so treiben.

Vielleicht sollte ich mein Tagebuch hier oben zwischen den Felsen verstecken.

Nein, ich nehme es doch lieber mit. Wenn ich es hier lasse, kann ich es vielleicht nicht mehr rechtzeitig holen, wenn wir überraschend gerettet werden. Außerdem weiß ich nicht, ob das Heft hier sicher ist. Vielleicht findet es irgendein wildes Tier, und ich möchte nicht, dass meine kostbaren Aufzeichnungen von irgendwelchen Vögeln zum Auspolstern ihrer Nester verwendet werden. Lieber lasse ich sie in meinem Rucksack und nehme sie überallhin mit. Auf diese Weise kann sie auch niemand lesen.

So, das wäre es fürs Erste.

Das erste Abendmahl

Bin wieder da.

Es ist früher Abend, und wir sind immer noch hier. Sieht ganz so aus, als ob heute Nacht nichts mehr aus unserer Rettung würde. Andrew und Keith haben fast den ganzen Nachmittag lang Treibgut aufgefischt, und Keith ist sogar ein paarmal auf den Grund der Bucht hinabgetaucht, um versunkene Dinge aus dem Wasser zu holen. Dabei haben sie einige Sachen gerettet, die uns den Aufenthalt auf der Insel erträglicher machen: Nahrungsmittel und Kleidung und sogar ein paar Flaschen Whisky, die wie durch ein Wunder die Explosion überlebt haben. Bei dieser Gelegenheit haben sie auch gleich ein paar Fische eingesammelt, die weniger Glück hatten. Wirklich *hilfreiche* Dinge, wie Leuchtkugeln oder das Funkgerät, haben sie allerdings nicht gefunden.

Andrew, der anscheinend alles kann, nahm die Fische aus. Bestimmt ist er nicht nur bei der Marine, sondern auch bei den Pfadfindern gewesen. Allzeit bereit. So wie ich immer mein Schreibzeug und etwas zu Lesen bei mir habe, schleppt er ständig ein

Schweizer Offiziersmesser mit sich herum sowie ein Gasfeuerzeug, mit dem er seine Pfeife anzündet.

Während Andrew den Fischen die Bäuche aufschlitzte, gingen wir anderen den Stand entlang und sammelten Treibholz für ein Feuer. Holz liegt hier genug herum, und so hatten wir in nicht einmal zehn Minuten einen gut zwei Meter hohen Haufen zusammengetragen.

Nachdem Andrew die Fische ausgenommen hatte, machte er in sicherer Entfernung von dem Haufen Treibholz ein kleines Feuer.

Billie übernahm das Kochen. Sie legte die Fische in einen großen Topf, den Keith aus der Bucht geborgen hatte, und weil wir kein Fett hatten, machte sie eine Whiskyflasche auf und dünstete die Fische in Bourbon. Schmeckte gar nicht schlecht.

Irgendwie komme ich mir hier vor wie auf einem Campingurlaub, bei dem man vor lauter Schusseligkeit die Hälfte seiner Sachen zu Hause vergessen hat und ständig improvisieren muss. Allerdings habe ich noch nie mit so vielen hübschen Frauen gecampt.

Ich muss mir große Mühe geben, um Kimberly, die in ihrem weißen Bikini einfach umwerfend aussieht, *nicht* die ganze Zeit anzustarren. Und Billie ist auch nicht gerade hässlich. Obwohl ihr schwarzer Bikini sehr viel größer ist als der von Kimberly, kommt er einem trotzdem kleiner vor, weil er einfach besser gefüllt ist. Wie sie so neben dem Feuer hockte und den Topf mit den Fischen schwenkte, war Billie einfach ein toller Anblick. Zumal der Topf nicht das Einzige war, was sie schwenkte. Sie zeigt gerne, was sie hat, und ich muss wirklich aufpassen, dass Connie mich nicht dabei ertappt, wie ich ihre Mutter mit Blicken verschlinge

Ich würde ja auch Connie gerne mit Blicken verschlingen, aber leider zeigt sie mir nicht allzu viel. Fast den ganzen Tag über trägt sie über ihrem Bikini ein weites T-Shirt. Im Gegensatz zu Billie scheint sie nicht den geringsten Hang zum Exhibitionismus zu haben, obwohl sie ihren Körper wirklich nicht zu verstecken

braucht. Vielleicht kommt das ja daher, dass sie im Vergleich zu ihrer Mutter richtiggehend abgemagert wirkt.

Was Thelma anbelangt, so ist sie zwar nicht unbedingt hässlich, aber für meinen Geschmack einfach zu dick. Aber ich will nichts Unfreundliches über sie sagen, denn eigentlich ist sie ziemlich nett, und im Großen und Ganzen mag ich sie. Sie trägt ständig weiße Socken und Turnschuhe, einen breitrempigen Strohhut und eine viel zu weite Bluse, die sie nie in ihre schlapperigen Shorts steckt. Den ganzen Urlaub über habe ich sie noch nie im Badeanzug gesehen.

Vielleicht wäre es besser, wenn ich nicht solche Sachen über die Frauen schriebe. Sollte irgendwann mal jemand meine Aufzeichnungen lesen, wird das vielleicht peinlich. Außerdem könnte man meinen, ich sei oberflächlich und vielleicht sogar ein wenig pervers. Als ob mich nichts anderes interessierte, als Frauen in Bikinis anzuglotzen.

Aber das stimmt nicht.

Wahrscheinlich ist es sehr einfach, unbekümmert über wundervolle, halbnackte Bräute zu plaudern, wenn man selbst ein gut aussehender und selbstsicherer Typ ist, der schon ein paar Dutzend von ihnen flachgelegt hat. Ich aber bin klein, mager und picklig und noch nicht einmal neunzehn Jahre alt. Zu allem Überfluss haben meine Eltern mich auch noch RUPERT genannt, nach Rupert Brooke, einem großen Dichter, dessen Arbeiten ich sehr schätze. Aber wieso haben sie sich nicht für Robert (Frost), Carl (Sandburg) oder Walt (Whitman) entschieden? Wieso ausgerechnet für Rupert? Also wirklich! Aber vielleicht sollte ich froh sein, dass sie mich nicht Wilfred, Ezra oder Sylvia genannt haben.

Wie dem auch sei, ich bin im Grunde genommen nichts anderes als ein schmales Hemd mit einem doofen Namen und einer Menge Flausen im Kopf. Wenn Connie überhaupt auf mich steht, dann nur deshalb, weil ich keine Bedrohung für sie darstelle. Sie findet mich lustig und glaubt, dass sie mich voll in der Hand hat.

Vielleicht hat sie auch noch andere Gründe, aber diese kommen mir am einleuchtendsten vor.

Ich glaube ja, dass es immer *andere Gründe* für alles gibt. Versteckte Gründe. Manchmal so gut versteckt, dass man nicht einmal selbst etwas von ihnen ahnt.

Hoffentlich ist das bei mir auch so. Denn sonst gehe ich nur deshalb mit Connie, weil sie bisher das einzige Mädchen an der Schule ist, das auch nur das leiseste Interesse an mir gezeigt hat. Ihr Aussehen jedenfalls hat mich nicht umgeworfen, und eine gewinnende Persönlichkeit kann man ihr auch nicht bescheinigen.

Und außerdem ist sie echt prüde.

Was wiederum bedeutet, dass wir uns auf der körperlichen Ebene noch nicht besonders nahe gekommen sind.

Das war bei mir eigentlich bisher mit allen Mädchen der Fall, und deshalb bin ich auch so froh, dass ich jetzt in der Nähe von tollen Frauen wie Kimberly und Billie bin, auch wenn ich sie bloß anstarren kann.

Vielleicht gibt es ja auch dafür verborgene Gründe.

Jetzt ist es fast schon zu dunkel, um weiter zu schreiben. Ich höre jetzt auf und gehe zu den anderen ans Lagerfeuer.

Zweiter Tag

Spurlos verschwunden

Keith ist verschwunden.

Es muss während seiner Nachtwache passiert sein.

Als wir am Lagerfeuer saßen, diskutierten wir darüber, ob wir nicht Wachen einteilen sollten. Die meisten waren dagegen. Schließlich waren wir schon seit dem späten Vormittag auf der Insel und hatten bisher keinerlei Anzeichen dafür entdeckt, dass von irgendwoher Gefahr drohte. Andrew aber meinte, Vorsicht sei die Mutter der Porzellankiste, und außerdem sei eine Wache auch deshalb nötig, um das Feuer nicht ausgehen zu lassen.

»Wir sollten es Tag und Nacht brennen lassen, bis wir gerettet werden«, sagte er, während er Tabak in seine Pfeife stopfte. »Ein Feuer wird von Suchflugzeugen gut gesehen, und außerdem haben wir nur ein einziges Feuerzeug. Wenn dem das Gas ausgeht, können wir kein neues Feuer mehr anzünden. Ich zünde mir damit natürlich nicht mehr die Pfeife an.« Mit diesen Worten nahm er einen brennenden Zweig aus dem Feuer und hielt ihn über den Tabak. Als die Pfeife brannte, teilte er ein, wer wann Wache stehen und das Feuer am Brennen halten sollte. Wir waren drei Männer, und weil Andrew meinte, dass es in neun Stunden wieder hell werden würde, dauerte jede Wache drei Stunden. (Wenn es um so etwas ging, zählte ich plötzlich zu den Männern. Mu-chas gracias, Skipper.)

Kimberly wollte wissen, warum die Frauen denn nicht ebenfalls Wache stehen sollten. »Ist es, weil wir Eierstöcke haben?«, fragte sie.

Ich musste lachen, was mir freundliche Blicke von Kimberly und Billie einbrachte, vom Rest der Gruppe aber nicht so gut aufgenommen wurde.

Es gab eine kurze Diskussion, die mit dem Beschluss endete, die Frauen in der zweiten Nacht Wache schieben zu lassen, falls wir dann noch hier sein sollten. Damit waren alle einverstanden.

Andrew wollte die erste Wache übernehmen, Keith die zweite, und ich war um vier Uhr früh mit der Morgenwache dran.

Nachdem alles soweit geklärt war, legten wir uns schlafen, nur Andrew blieb am Feuer.

Die Luft war angenehm warm, und wir bauten uns Nachtlager aus Picknickdecken, Handtüchern und den von Keith und Andrew aus der Bucht gefischten Kleidungsstücken, die inzwischen getrocknet waren.

Die Paare machten sich Doppelbetten, nur Connie und ich hatten separate Schlafplätze, die zwar nebeneinander lagen, aber doch einen guten Meter Abstand voneinander hatten. Für mich war das okay. Sie gab mir einen spitzen Gute-Nacht-Kuss, dann krochen wir unter unsere improvisierten Decken.

Connie hatte die Lage ihres Schlafplatzes extra so gewählt, dass sie mir die Sicht auf Billie versperrte, die nur drei Meter von mir entfernt schlief.

Auch Kimberly, die auf der anderen Seite lag, konnte ich nicht sehen, weil sie und Keith Thelma gebeten hatten, sich zu ihnen zu legen. Es war zwar nett von ihnen, dass sie Thelma in der ersten Nacht ihrer Witwenschaft Gesellschaft leisteten, aber mussten sie sich denn ausgerechnet so hinlegen, dass ich hinter Thelmas massivem Rücken Kimberly nicht mehr sehen konnte?

Mir blieb also nichts anderes übrig, als meine Augen zu schließen und mich meinen Fantasien hinzugeben.

Darüber musste ich wohl eingeschlafen sein, denn das Nächste, was ich weiß, war, dass mich jemand an der Schulter rüttelte. Ich öffnete die Augen und sah, dass der Himmel nicht mehr dunkel war. Außerdem war es nicht Keith, der mich weckte.

Es war Andrew. Der Skipper. Zuerst erkannte ich ihn nicht, weil ich ihn bisher immer nur mit T-Shirt, Sonnenbrille und Baseballmütze gesehen hatte. Jetzt trug er nichts außer seinen khaki-farbenen Shorts, und ich stellte fest, dass er graue Haare auf der Brust und eine Glatze hatte. Als er mich mit seltsam blassen Augen ansah, kam er mir viel älter vor und bei weitem nicht so knallhart wie sonst.

»Was ist denn los?«, fragte ich.

»Das wollte ich gerade dich fragen.« Er klang zwar nicht verärgert, aber besorgt. »Wieso stehst du denn nicht auf deinem Posten?«, fragte er.

Darüber musste ich einen Augenblick lang nachdenken. »Weil mich niemand aufgeweckt hat«, sagte ich dann.

»Keith hat dich nicht geweckt?«

»Nein.«

»Aber wieso denn nicht? Seine Wache war doch um vier zu Ende.«

»Keine Ahnung. Aber es ist nicht meine Schuld. Schließlich habe ich keinen Wecker dabei.«

Ich setzte mich auf und sah mich um. Thelma und Kimberly schliefen friedlich nebeneinander, aber Keith lag nicht bei ihnen.

Auch sonst war er nirgends zu entdecken.

»Wo ist er denn?«, fragte ich.

»Weißt *du* es denn nicht?«

»Nein, wie denn auch? Ich bin sofort eingeschlafen. Sie saßen drüben am Feuer, und Keith schlief neben Kimberly. Dort habe ich ihn zum letzten Mal gesehen.«

»Es sieht Keith überhaupt nicht ähnlich, dass er seinen Posten verlässt«, sagte Andrew.

»Vielleicht hatte er einen guten Grund dafür.«

»Welchen zum Beispiel?«

»Dünnpfiff?«

»Er hätte dich vor *drei Stunden* wecken sollen«, sagte Andrew kopfschüttelnd.

Er hatte Recht. Das war eine verdammt lange Zeit, um mit Durchfall im Dschungel zu hocken ...

»Vielleicht hat er mich ja absichtlich schlafen lassen«, sagte ich, aber dann sah ich, dass das Feuer nicht mehr rauchte und nur noch aus einem erkalteten Haufen Asche bestand. Offenbar hatte seit Stunden niemand mehr etwas nachgelegt.

Auf einmal machte sich in meiner Magengrube ein seltsames Gefühl breit.

»Was ist denn los?«, fragte eine müde Stimme neben mir. Es war Connie, die ziemlich mitgenommen wirkte. Sie gähnte und stützte sich auf einen Ellenbogen. Irgendwie sah sie süß aus mit ihren kurzen Haaren, die ihr in allen Richtungen vom Kopf abstanden und ihrem T-Shirt, das ihr von einer Schulter gerutscht war. Ich hatte sie noch nie am Morgen aufwachen sehen.

Andrew erklärte ihr die Sache mit Keith. »Ist dir in der Nacht irgendetwas aufgefallen?«, fragte er. Connie gähnte noch einmal und schüttelte den Kopf. »Ich wette, dass er Joggen gegangen ist oder so was. Er ist doch ein totaler Fitnessfreak. Wahrscheinlich rennt er einmal um die Insel rum.«

»Möglich wäre es«, sagte Andrew, aber ich wusste, dass er das nicht glaubte. Um des Familienfriedens willen gab er häufig seiner Frau und den Mädchen Recht, auch wenn er selbst anderer Meinung war.

Er stand auf, ging hinüber zu Billie und rüttelte sie an der Schulter. Offenbar hatte sie einen gesegneten Schlaf, denn sie stöhnte nur kurz auf und drehte sich auf die andere Seite. Dabei verrutschte ihr Bikini so, dass die Hälfte einer Brustwarze zum Vorschein kam. Ich starrte wie gebannt zu ihr hinüber. Wenn ich Glück hatte, sprang vielleicht noch die ganze Brust aus dem Körbchen. Aber dann musste ich schnell wegschauen, weil Andrew aufstand und wieder zurück zu uns kam.

»Liebling, könntest du bitte aufstehen und deine Schwestern wecken?«, wandte er sich an Connie.

Die brummte zwar etwas, befolgte aber dann doch seine Anweisungen. Während sie hinüber zu Thelma und Kimberly ging, stand ich auf. Billie hatte sich mittlerweile aufgesetzt und rieb sich die Augen. Leider versperrte mir einer ihrer Ellenbogen die Sicht auf ihr Bikinioberteil.

Connie stand inzwischen vor Thelma und stieß sie ganz leicht mit dem Fuß an. »Aufwachen, Mädels«, sagte sie.

Thelma, die flach auf dem Rücken lag, öffnete die Augen und schaute Connie finster an.

Kimberly hatte sich eine blaue Decke bis über die Schultern gezogen. Es war nicht die gute Decke, die wir zum Picknick am Strand ausgebreitet hatten, die hatten Andrew und Billie für sich in Anspruch genommen. Kimberlys Decke hatten Andrew und Keith nach der Explosion aus dem Wasser gefischt, und dementsprechend sah sie auch aus. Sie hatte einen langen Riss und ein paar Brandlöcher, durch die ich Kimberlys gebräunte Haut sehen konnte.

Kimberly rührte sich erst, als Connie sagte: »Keith ist verschwunden!« Dann schlug sie die Decke zurück und sprang auf.

Sie trug immer noch ihren weißen Bikini und sah fantastisch aus, obwohl sie ein besorgtes Gesicht machte.

Andrew und Billie gingen hinüber zu ihr.

»Was ist passiert, Dad?«, fragte Kimberly. »Wo ist Keith?«

»Das wissen wir nicht, mein Schatz. Er hätte Rupert um vier aufwecken sollen, hat es aber nicht getan. So, wie es aussieht, ist er schon seit einer ganzen Weile fort.«

Kimberly drehte sich in Richtung Dschungel und rief mit lauter Stimme: »Keith!« Als sie keine Antwort bekam, formte sie mit den Händen ein Sprachrohr und schrie, so laut sie konnte: »KEITH!«

Dann fingen wir alle an, seinen Namen zu rufen.

Wir versuchten es sogar gemeinsam. Das war Billies Idee. Sie zählte bis drei, und wir alle riefen »KEITH!«

Dann warteten wir, aber es kam keine Antwort.

»Hast du vielleicht eine Idee, wo er hingegangen sein könnte?«, fragte Andrew Kimberly.

»Soll das ein Witz sein? Du weißt genau, dass Keith nirgendwo hingeht, wenn er zur Wache eingeteilt ist. Höchstens vielleicht mal fünf Minuten, wenn er auf's Klo muss. Aber das dauert doch keine *vier Stunden*.«

Ihre Stimme klang schrill, aber nicht hysterisch. Ich hatte sie noch nie so besorgt gesehen, und es fehlte nicht viel, und sie hätte angefangen zu weinen.

»Es muss ihm etwas zugestoßen sein«, sagte sie. »Ein Unfall oder ...« Sie schüttelte den Kopf. »Wir müssen los und ihn suchen.«

Ohne uns Zeit für eine Debatte über ihren Vorschlag zu lassen, nahm Kimberly ihre Schuhe und lief los in Richtung Dschungel.

»Bleib stehen, Kim!«, rief Andrew ihr hinterher. »Warte auf uns!«

Kimberly hielt an, drehte sich um und sah ihren Vater an. Dann ging sie entschlossenen Schrittes weiter auf den Dschungel zu.

»Einer sollte hier bleiben«, schlug ich vor. »Für den Fall, dass Keith zurückkommt ...«

»Gute Idee«, sagte Andrew. »Möchtest du hier bleiben?«

»Nein, aber ...«

»Ich bleibe hier«, bot Connie an.

»Aber nicht allein«, sagte ihr Vater.

»Rupert kann doch bei mir bleiben.«

»Aber ich will mit nach Keith suchen«, sagte ich.

Der Skipper deutete auf mich. »Nein, du bleibst bei ihr.« Er kramte in seiner Hosentasche, zog das Feuerzeug heraus und warf es mir zu. »Mach ein Feuer, Rupe.«

»Aye, aye, Sir.«

Andrew, Billie und Thelma holten sich Schuhe, Hüte und Sonnenbrillen und eilten Kimberly hinterher. Bald waren sie alle im Dschungel verschwunden, und Connie und ich blieben allein am Strand zurück.

»Der taucht schon wieder auf«, sagte Connie.

»Hoffen wir's.«

Sie runzelte die Stirn, wie sie es immer tat, wenn sie sich besonders angestrengt konzentrierte. »Was meinst du, was ihm passiert ist?«

»Na was schon? Die Kopffäger haben ihn geschnappt, als er mal für kleine Jungs musste.«

»Selten so gelacht. Wenn du glaubst, dass das lustig ist, dann hast du was an der Birne.«

»Okay, vielleicht waren es auch keine Kopffäger.«

»Was du nicht sagst.«

»Es kann ihn ja auch eine Schlange gebissen haben. Oder eine von diesen Riesenspinnen, wie sie hier auf diesen Inseln vorkommen. Sie haben ein spezielles Gift, das einem das Blut in Säure verwandelt. Und dann frisst es einen von innen auf.«

»Wer's glaubt ...«

»Das stimmt.«

»Fick dich ins Knie«, sagte sie und ging zum Wasser.

»Muss es unbedingt mein Knie sein?«, erwiderte ich.

»Was anderes wirst du nicht kriegen«, sagte sie schnippisch, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen.

Dass du dich da mal nicht täuschst, dachte ich mir, sagte es aber nicht. Ich hatte bereits zu viel gesagt.

Während Connie ins Meer ging, entfachte ich auf der Asche ein neues Feuer. Als es groß genug war, schnappte ich mir Schreibheft und Stift und fing an zu arbeiten.

Der Suchtrupp ist immer noch nicht zurückgekehrt.

Connie hat mich allein gelassen.

Sie ist eine Weile in der Bucht herumgeschwommen und dann auf den Felshaufen am Ende der Bucht geklettert (Gut, dass ich dort gestern nicht mein Tagebuch versteckt habe. Wenn sie es gefunden und gelesen hätte, würde ich wohl bald ziemliche Schwierigkeiten kriegen.) Nach einer Weile ist sie wieder heruntergek-

lettet und noch eine Runde geschwommen. Jetzt liegt sie im Sand und sonnt sich. Sie benimmt sich so, als wäre ich gar nicht da.

Schon *vor* dieser Reise waren wir nicht gerade ein Traumpaar gewesen, aber sobald die anderen ins Spiel gekommen waren, hatte sich unser Verhältnis noch einmal verschlechtert. Ich glaube, dass Connie es mittlerweile als großen Fehler ansieht, mich auf die Bootsfahrt mitgenommen zu haben.

Ihre Sache.

Ich amüsiere mich auch ohne sie ganz gut.

Irgendwie ist es kein gutes Zeichen, dass die anderen noch immer nicht zurück sind. Langsam befürchte ich, Keith könnte etwas Schlimmes zugestoßen sein.

Und ich hoffe, dass es wenigstens den anderen gut geht.

Was ist denn, wenn *sie* nicht mehr zurückkommen?

Darüber möchte ich lieber nicht nachdenken. Zum Glück ist es nicht sehr wahrscheinlich.

So, jetzt mache ich für eine Weile Schluss. Ich muss noch rasch etwas erledigen, solange ich den Strand fast für mich allein habe.

Keith wird gefunden

Mann. Mist.

Der Suchtrupp ist immer noch nicht zurück. Kein Wunder, denn er kann Keith gar nicht gefunden haben.

Ich habe ihn gefunden.

Und ich musste nicht lange nach ihm suchen. Nur einmal nach oben schauen.

Und so ist es passiert: Weil ich seit unserer Ankunft auf der Insel meinen Darm nicht entleert hatte, beschloss ich, die Gunst der

Stunde zu nutzen und mich ungestört von den anderen zu erleichtern. Ich schnappte mir ein Taschenbuch, aber nicht, um es zu lesen, sondern um die bereits gelesenen Seiten herauszureißen und als Klopapier zu benutzen. (Es ist kein allzu interessantes Buch).

Dann ging ich in den etwas südlich vom Bach gelegenen Teil des Dschungels, den wir seit unserer Ankunft auf der Insel für diese Zwecke verwendet hatten. Deshalb hatten Kimberly und die anderen auch hier zuerst nach Keith gesucht.

Es war nicht weit dorthin, und die Büsche waren so dicht, dass man nach ein paar Schritten nicht mehr zu sehen war. Ich blieb aber nicht gleich an den ersten paar Bäumen stehen, sondern ging noch ein Stück weiter in den Dschungel hinein. Schließlich konnte ich nicht wissen, wann die anderen zurückkommen würden.

Ich suchte mir einen guten Platz und erledigte mein Geschäft.

Um es mir zu erleichtern, hatte ich die Badehose ausgezogen, und als ich fertig war, zog ich sie wieder an. Dabei erwies es sich allerdings als Problem, dass ich meine Schuhe *nicht* ausgezogen hatte. Als ich so auf einem Fuß balancierend dastand und versuchte, den anderen in die Badehose zu fädeln, blieb ich mit dem Turnschuh hängen und verlor das Gleichgewicht. Wie ein Rumpelstilzchen auf einem Bein herumhüpfend versuchte ich noch, mich zu befreien, aber dann prallte ich mit der Schulter gegen einen Baumstamm und fiel zu Boden, wo ich auf dem Rücken liegen blieb.

Und so entdeckte ich Keith.

Ich war gegen *seinen* Baum geprallt.

Es war übrigens keine Palme. Hier im Dschungel gibt es auch tausende verschiedene Arten von ganz normalen Bäumen. Keiths Baum sah so aus wie einer bei uns zu Hause, er hatte einen dicken Stamm, kräftige Äste und keine Wedel, sondern ganz normale Blätter.

Keith hing oberhalb der ersten Äste, die in etwa zwei Metern Höhe aus dem Stamm wuchsen.

Zuerst sah ich nur das Hinterteil eines nackten Mannes, der direkt über mir im Geäst baumelte.

So schnell ich konnte, zog ich meine Badehose an, stand auf und trat rasch ein paar Schritte von dem Baum zurück.

Keith hing so weit oben, dass ich sein Gesicht nicht richtig sehen konnte. Trotzdem bezweifelte ich keine Sekunde, dass er es war. Zwar hatte er seine Flipflops verloren, und auch seine Badehose trug er nicht mehr, aber er hatte noch immer sein bunt bedrucktes Hawaiihemd an. Es flatterte im Wind, der auch seinen Körper ganz leicht hin und her bewegte.

Obwohl ich von hier unten aus kein Seil entdecken konnte, war ich mir ziemlich sicher, dass er an einem baumelte.

Ein Selbstmord kam mir höchst unwahrscheinlich vor, was wiederum bedeutete, dass jemand ihn *umgebracht* haben musste.

Ich rannte wie ein Verrückter zurück zum Strand.

Connie lag nach wie vor im Sand und sonnte sich.

Ich sagte ihr nichts, sondern nahm mein Heft und fing an zu schreiben, und das tue ich jetzt noch.

Ich bin immer noch ziemlich zittrig, und so ist das, was ich hier hinkritzle, kaum lesbar. Schließlich findet man nicht jeden Tag ein Mordopfer. Und Keith war - anders als Prince Wesley - auch noch ein netter Kerl.

Jetzt hatten wir zwei tote Ehemänner. Und zwei Witwen.

Die arme Kimberly. Es wird bestimmt ein schwerer Schlag für sie.

Ich könnte den Fund der Leiche natürlich verschweigen, aber damit wäre nichts gewonnen. Es ist schließlich nicht so, dass Keith sich bloß im Dschungel verlaufen hat und wir nur lange genug warten müssen, bis er wieder zurückfindet. Alles, was er jetzt noch tun wird, ist verwesen.

Außerdem müssen die anderen wissen, dass hier ein Mörder sein Unwesen treibt.

Oder mehrere Mörder.

Wildgewordene Eingeborene?

Wer weiß?

Möglich wäre auch, dass jemand von uns Keith getötet hat. Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich. Andrew ist wohl der Einzige, der stark genug wäre, ihn den Baum hinauf zu ziehen. Natürlich könnten sich auch zwei der Frauen zusammengetan haben, um die Tat zu begehen. Aber dafür gab es, soviel ich weiß, überhaupt kein Motiv.

So. Jetzt kommen die anderen zurück.

Ich muss aufhören.

Wir tun was

Als sie aus dem Dschungel auf mich zukamen, humpelte Thelma so stark, dass Andrew und Billie sie von beiden Seiten stützen mussten. Sie hatte Andrews schwarzen Ledergürtel um ihren linken Knöchel gebunden und konnte den Fuß praktisch überhaupt nicht belasten.

Kimberly, die am Schluss der Gruppe ging, drehte sich immer wieder um und blickte zurück in den Dschungel.

Alle vier schwitzten stark und hatten vor Anstrengung gerötete Gesichter.

Während sie auf mich zukamen, schüttelte Andrew den Kopf.

»Ihr habt ihn nicht gefunden«, sagte ich.

»Der kann weiß Gott wo sein. Nirgends eine Spur von ihm. Hier bei euch ist er auch nicht aufgetaucht, oder?«

»Nein«, sagte ich. »Was ist denn mit Thelma passiert?«

»Ich bin so ungeschickt«, sagte Thelma. »Ich bin ausgerutscht und habe mir den Knöchel verstaucht.«

»Das hätte jedem passieren können«, meinte Billie.

»Wir gehen gleich noch mal los und suchen weiter«, sagte Andrew. »Wir wollten bloß Thelma zurückbringen, und außerdem müssen wir etwas essen.«

Er und Billie ließen Thelma vorsichtig auf ihr Lager aus Kleidungsstücken und Handtüchern sinken.

Kimberly ging an uns vorbei zum Meer. »Ich muss mich abkühlen«, sagte sie. Sie hatte zahlreiche Kratzer an Armen und Beinen, und an ihrer schweißnassen Haut klebten Blätter und Grashalme.

»Was ist denn mit ihr los?«, fragte ich, als sie außer Hörweite war.

»Sie hat sich ziemlich verausgabt«, antwortete Andrew, während er ihr kopfschüttelnd hinterher sah. »Sie ist auf jeden Felsen gestiegen, in jedes Gebüsch gerannt und in jedes Loch gekrochen. Mir ist schon beim Zuschauen angst und bange geworden. Was für ein tolles Mädchen! Nur mit Mühe konnte ich sie überreden, mit uns zurück zu kommen. Ich hoffe nur, dass Keith einen guten Grund für sein Verschwinden hat, wenn er irgendwann mal wieder hier auftaucht.«

»Das wird nicht passieren«, sagte ich.

Andrew, Billie und Thelma sahen mich verwundert an.

»Was wird nicht passieren?«, fragte Andrew.

»Er wird nicht wieder hier auftauchen. Ich habe ihn gefunden. Erst vor ein paar Minuten. Er ist umgebracht worden. Erhängt, nehme ich an.«

Thelma fiel der Unterkiefer herunter, und sie starrte mich entgeistert an.

»Großer Gott«, murmelte Billie.

Andrew presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. Dann sagte er leise zu mir: »Zeig ihn mir. Und ihr beide bleibt hier.« Dabei deutete er auf die Frauen.

»Was ist mit Kim?«, fragte Billie.

Ich drehte mich um und sah gerade noch, wie Kimberly, die bis zu den Hüften im klaren, blauen Meer vor der Bachmündung stand, die Arme über den Kopf hob und ins Wasser sprang.

»Der sagen wir es erst, wenn wir es ganz genau wissen«, sagte Andrew. »Was, um Himmels willen, geht hier bloß vor? Ist das eine Verschwörung gegen meine Töchter? Wieso will jemand sie zu Witwen machen?«

Beim Wort »Witwen« fing Thelma zu weinen an.

Kimberly tauchte wieder auf und begann zu schwimmen. Ihr Rücken glänzte im Sonnenlicht.

»Gehen wir, Junge.«

Wir beeilten uns. Auf dem Weg fragte mich Andrew, wie ich denn die Leiche entdeckt hätte und ob ich sicher sei, dass es auch wirklich die von Keith war. Ich erzählte ihm, was ich wusste und ließ nur aus, dass ich hingefallen war. Was die Identifizierung des Toten anbelangte, konnte ich ihm nur sagen, dass er Keiths Hawaiihemd anhatte, und ich deshalb davon ausging, dass er es war. »Er kann natürlich auch mit einem Toten das Hemd getauscht haben«, fügte ich hinzu.

»Spar dir deine blöden Witze«, sagte Andrew. »Das ist eine verdammt ernste Sache.«

»Entschuldigung.«

»Du sprichst hier vom Mann meiner Tochter, einem grundansändigen Kerl. Ganz im Gegensatz zu dem Knallkopf, der sich gestern mit unserem Boot in die Luft gesprengt hat.«

Wir erreichten den Dschungel, und ich hatte keine große Mühe, Andrew zu der Leiche zu führen. Schließlich brauchte ich mich nur an den zusammengeknüllten Seiten eines Taschenbuchs zu orientieren.

»Du hast Recht«, sagte Andrew, nachdem ich ihm den Baum gezeigt hatte. »Das ist er.«

»Ich kann mir vorstellen, weshalb er während seiner Wache hierher gekommen ist«, sagte ich. »Wenn alle schlafen, kann man

in aller Ruhe sein Geschäft erledigen. Aber offenbar hat ihm jemand aufgelauert.«

»Oder er ist ihm vom Strand aus gefolgt«, fügte Andrew hinzu und sah mich an. Auch wenn ich durch die Sonnenbrille seine Augen nur undeutlich sah, konnte ich erahnen, was das für ein Blick war.

»Sie glauben doch nicht etwa, dass ich es war? Wieso sollte ich so etwas tun?«

»Weil du scharf auf Kimberly bist ...«

»Sie sind ja verrückt!«

»Du glotzt sie doch ständig an.«

»Und wenn schon, deshalb muss sie sich mir noch lange nicht in die Arme werfen, bloß weil Keith nicht mehr da ist. Für wie blöd halten Sie mich denn? Und wie soll ich bitteschön Keith hinauf in den Baum gebracht haben? Der ist doch viel zu schwer für mich.«

»Möglich wäre es«, sagte Andrew.

»Ja, mit einem Kran.«

»Mit einem Flaschenzug.«

»Und haben Sie mich vielleicht mit einem *Flaschenzug* am Strand entlanglaufen sehen?«

»Immer mit der Ruhe, Junge. Ich denke lediglich über alles nach.«

»Über mich brauchen Sie nicht mehr nachzudenken. Und überhaupt, woher soll ich wissen, dass nicht *Sie* es waren? Sie sind vermutlich stark genug, um jemanden auch *ohne* Flaschenzug hinauf in den Baum zu kriegen.«

»Und wieso hätte ich meinen eigenen Schwiegersohn umbringen sollen, Sherlock?«

»Keine Ahnung. Sagen Sie es mir.«

»Mein Gott! Der Junge war das Salz der Erde. Verflucht!« Andrew deutete mit ausgestrecktem Zeigefinger hinauf zu dem Toten. »Du kletterst jetzt da rauf und schneidest ihn ab. Wenn

Kimberly sieht, dass wir fort sind, schöpft sie vielleicht Verdacht und sucht uns.«

»Wie bitte? *Ich* soll da hinaufklettern?«

»Wer denn sonst? Ich vielleicht? Ich bin schließlich sechzig Jahre alt, verdammt noch mal.«

»Echt?«

»Leider.«

»Trotzdem sind Sie viel fitter als ich.«

»Das weiß ich selbst, aber du solltest dich schämen, das zuzugeben.« Er holte sein Schweizer Offiziersmesser aus einer Tasche seiner Shorts und warf es mir zu.

Ich war zu ungeschickt, um es zu fangen, und musste es vom Boden aufheben.

»Und jetzt mach, dass du auf den Baum kommst. Wenn Kimberly ihn hier halb nackt hängen sieht, hat sie für den Rest ihres Lebens Alpträume.«

Damit hatte er wohl Recht.

Weil meine Badehose keine Taschen hatte und ich kein Hemd trug, steckte ich das Taschenmesser in meine rechte Socke und fing an, auf den Baum zu klettern.

Ein Vergnügen war das nicht gerade.

Abgesehen davon, dass ich ständig Angst hatte herunterzufallen, war es mir alles andere als angenehm, zu einem Toten hinaufzuklettern. Mit Verstorbenen hatte ich in etwa so viel Erfahrung wie mit Frauen - sprich: überhaupt keine. Und ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn das auch weiterhin so geblieben wäre (nicht mit den Frauen, natürlich, aber mit den Verstorbenen).

Und als wäre es nicht schon schlimm genug gewesen, dass Keith tot war, er war auch noch so gut wie nackt. Nichts auf der Welt sehe ich weniger gern als einen Mann ohne Hosen. Am allerwenigsten von vorn, und genau so hing Keith im Baum.

So sehr ich mich auch bemühte, beim Hinaufklettern nur auf Stamm und Äste zu sehen, tauchten am Rand meines Gesichtsfeldes immer wieder Keiths nackte Füße und Beine auf.

Ich hob den Kopf und blickte an dem Seil entlang nach oben. Von Keiths Hals lief es zu einem dicken Ast, um den es in mehreren Windungen geschlungen war, bevor es wieder nach unten führte. Etwa einen halben Meter unterhalb der Leiche war es an einem weiteren Ast festgeknotet.

Vielleicht war es ja möglich, das Seil dort unten zu durchtrennen, dann musste ich nicht ganz soweit hinauf klettern. Um aber auch nur in die Nähe des Seils zu kommen, musste ich direkt unterhalb von Keiths Füßen hinaus auf einen Ast krabbeln, und wenn ich dann das Seil durchschnitt, bestand die Gefahr, dass er auf mich herab fiel.

Weil ich das auf keinen Fall riskieren wollte, richtete ich meinen Blick wieder auf den Baumstamm und kletterte weiter.

So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte es nicht verhindern, dass ich viel mehr von Keith zu Gesicht bekam, als mir lieb war. Wenn so etwas neben einem hängt, schaut man eben doch immer wieder hin, ob man nun will oder nicht.

Zum Beispiel, weil man sichergehen will, dass man nicht mit der Leiche in Berührung kommt.

Außerdem fragt man sich, ob nicht vielleicht etwas auf dem Toten hockt, das einen beißen oder anspringen könnte. Irgendein Raubtier oder eine Schlange oder weiß Gott, was sonst noch.

Wie dem auch sei, jedenfalls wurde mir von Keiths Anblick ziemlich schlecht. Erst fand ich es am ekligsten, dass er keine Hosen trug, aber als ich hoch genug war, um sein Gesicht zu sehen, war das noch hundertmal schlimmer.

Ich möchte nicht mal ansatzweise beschreiben, wie es aussah.

»Ist er es?«, rief Andrew von unten herauf.

»Ich denke schon.«

»Denkst du es nur, oder weißt du es?«

»Sein Gesicht ist übel zugerichtet. Aber ich bin mir trotzdem ziemlich sicher, dass er es ist.«

»Wurde er aufgehängt?«

»Ja«, rief ich nach unten. »Aber es sieht so aus, als hätte ihm jemand vor dem Aufhängen den Schädel eingeschlagen.«

»Dann schneide ihn jetzt ab.«

»Einen Moment noch.«

Ich besah mir den Strick, der nicht viel dicker als eine normale Wäscheleine war. Der Knoten an der rechten Wange des Leichnams war ein echter »Henkersonoten« mit dreizehn Schlingen. Er drückte Keiths Kopf schräg zur Seite und das Seil lief straff gespannt hinauf zu einem dicken Ast etwa einen Meter weiter oben.

»Wieso brauchst du so lange?«, rief Andrew. »Schneid ihn doch endlich ab!«

Ich fragte mich, ob es vielleicht möglich war, Keith langsam herabzulassen.

Wenn man ihn hatte hinaufziehen können, musste man ihn doch eigentlich auch wieder herunterlassen können.

Als ich nach unten sah, bemerkte ich, dass das nicht möglich war. Der Mörder hatte den Strick dicht unterhalb des Knotens abgeschnitten, sodass man den Knoten nicht mehr lösen konnte.

Es widerstrebte mir, das Seil einfach durchzuschneiden und Keith herunterfallen zu lassen.

»Verdammt noch mal, Rupert, nun mach schon!«

»Er wird runterfallen.«

»Na und? Das tut ihm nicht mehr weh.«

»Okay, okay.«

Ich kletterte noch ein Stück höher und hob, während ich den linken Arm um den Baumstamm schlang, meinen rechten Fuß. Ich zog das Messer aus der Socke, klappte die Klinge mit den Zähnen aus und hielt sie weit nach vorne gebeugt etwa zwanzig Zentimeter oberhalb von Keiths Kopf an das straff gespannte Seil.

Andrew musste sein Messer erst kürzlich geschliffen haben.

Ein einziger Schnitt genügte, und das Seil war durch.

Keith sauste nach unten.

Es war noch schlimmer, als ich es mir vorgestellt hatte.

Der Leichnam krachte auf den Ast unter ihm und blieb den Bruchteil einer Sekunde lang rittlings und mit schlaff herabhängendem Kopf darauf sitzen wie ein Cowboy, der im Sattel eingeschlafen war. Dann kippte er im Zeitlupentempo zur Seite und stürzte kopfüber zu Boden.

Andrew stieß einen brummigen Seufzer aus und brachte sich mit ein paar raschen Schritten rückwärts aus der Gefahrenzone.

Als Keith mit dem Kopf auf dem Urwaldboden auftraf, schien sein Rückgrat in der Mitte einzuknicken, und einen Augenblick lang glotzte er zu mir herauf wie ein Mutant, der halb aus Gesicht und halb aus Hinterteil besteht, bevor er seitlich umkippte und endgültig liegen blieb.

Ich klammerte mich zitternd an den Baumstamm und konnte mich eine ganze Weile lang nicht bewegen.

Es dauerte nicht lange, da rief mir Andrew zu, ich solle mich gefälligst zusammenreißen und herunterklettern - und das Seil mitbringen.

Um das zu tun, musste ich hinaus auf den unteren Ast klettern, an dem es festgebunden war. Meine Hände zitterten so stark, dass ich den Knoten nicht lösen konnte und das Seil durchschneiden musste. Ich ließ es fallen und kletterte nach unten.

Als ich Andrew sein Messer zurückgab, hatte er das Seil schon aufgehoben und zusammengerollt.

»Was machen wir mit ihm?« fragte ich.

»Kimberly will ihn bestimmt sehen«, antwortete er und gab mir das Seil. Dann ging er neben dem Leichnam in die Hocke und löste die Schlinge von seinem Hals. »Das können wir ihr nicht abschlagen, denn wenn sie ihn nicht sieht, glaubt sie uns niemals, dass er tot ist.«

Andrew packte den Toten an den Füßen und zerrte so lange an ihm, bis er ausgestreckt auf dem Boden lag.

»Wo ist bloß seine verdammte Badehose?«

»Die muss der Mörder mitgenommen haben.«

»Sieh nach, ob du sie findest.«

Ich sah mich um, aber ich konnte weder Keiths Badehose noch seine Sandalen noch sonst irgendetwas von ihm finden.

»Willst du ihm nicht deine anziehen?«, fragte Andrew.

»Soll das ein Witz sein? Was soll ich denn ohne Badehose machen? Wieso geben Sie ihm nicht Ihre?«

Er grinste mich schief an. »Dann lauf zurück zum Strand und hol ein Badetuch ... eine Decke ... irgendetwas.«

»Können wir ihn nicht mit Blättern zudecken?«

»Tu, was ich sage.«

Und das tat ich auch, obwohl ich genau wusste, dass es ein Fehler war.

Als ich aus dem Dschungel kam, stieg Kimberly gerade aus dem Wasser. Sie ging den Strand hinauf zu Billie und Thelma, aber als sie mich bemerkte, rannte sie sofort auf mich zu.

Vielleicht hätte ich vor ihr davonlaufen sollen, aber ich konnte es einfach nicht.

»Ihr habt ihn gefunden«, sagte sie. Sie musste es mir am Gesicht angesehen haben. »Oh Gott! Wo ist er?«

»Dein Dad ist bei ihm. Er will nicht ...«

»Er ist tot, nicht wahr?«

»Deinem Dad geht es gut.«

»Ich meine Keith.«

Noch bevor ich mir eine gute Antwort überlegen konnte, war sie an mir vorbei in den Dschungel gerannt.

»Kimberly, nicht!«, rief ich hinter ihr her. »Warte auf mich!«

Sie blieb nicht stehen, und sie hatte schon zu viel Vorsprung, als dass ich sie hätte einholen können. Und selbst wenn es mir gelungen wäre, hätte ich sie anspringen und zu Boden reißen sollen?

Andrew hätte mich nicht zum Strand zurückschicken dürfen. Ich hatte es ihm gesagt, aber er hatte darauf bestanden.

Nun gut, ich hatte einen Auftrag zu erledigen. Aber ich ließ mir Zeit damit. Ich ging langsam zu unserem Lager, nahm eine Decke und beantwortete ein paar Fragen von Thelma, Connie und

Billie, bevor ich mich wieder auf den Weg in den Dschungel machte.

Als ich bei dem Baum ankam, lag Kimberly weinend in den Armen ihres Vaters.

Er trug nur seine weiße Unterhose.

Offenbar hatte er sie kommen hören, rasch seine Shorts ausgezogen und damit Keiths Blöße bedeckt. Über das Gesicht des Toten hatte er sein weißes Taschentuch gelegt.

Während er tröstend auf Kimberly einsprach, trat ich an den Leichnam heran und breitete die Decke über ihn. Dann griff ich darunter und zog Andrews Shorts und das Taschentuch hervor. Ich trat einen Schritt zurück und sah schweigend zu, wie Kimberly an der Schulter ihres Vaters leise vor sich hinschluchzte.

Das Begräbnis

Nachdem Kimberly sich in Andrews Armen ausgeweint hatte, bestand sie darauf, sich Keiths Leiche näher anzusehen. (Was all unsere Bemühungen, die Leiche zu bedecken, ad absurdum führte). Andrew versuchte, sie davon abzuhalten, aber Kimberly hörte nicht auf ihn und zog die Decke weg, bevor sie neben der Leiche in die Hocke ging.

Sie sah den Toten lange an, bevor sie seinen Kopf in beide Hände nahm und ihn von einer Seite auf die andere drehte und mit den Fingern die Kopfhaut abtastete. Vermutlich wollte sie feststellen, was ihn getötet hatte. Dabei sagte sie kein einziges Wort. Sie weinte nicht mehr, aber die Verbitterung war ihr ins Gesicht geschrieben. Schließlich knöpfte sie Keith das Hemd auf und bat uns, ihn in eine sitzende Position zu bringen. Nachdem sie ihm das Hemd ausgezogen hatte, schlüpfte sie selbst hinein, ließ die Knöpfe aber offen.

Dann wickelten wir alle drei zusammen Keith in die Decke. Andrew band das Seil darum, bis wir ein ordentlich zugeschnürtes Bündel vor uns hatten, aus dem am Ende ein paar Füße herausschauten.

Andrew wuchtete es sich auf die Schulter und ging voraus in Richtung Strand.

Im Lager warteten Billie, Connie und Thelma auf uns. Alle drei weinten. Als wir kamen, scharten sie sich kopfschüttelnd und schluchzend um Kimberly und schlossen sie in ihre Arme. Kimberly selbst schien relativ gefasst zu sein. Sie machte ein grimmi- ges Gesicht, brach aber nicht zusammen. Als ich sie in Keiths buntem Hemd so vor mir stehen sah, voller Schmerz und un- glaublich tapfer zugleich, schnürte mir irgendetwas die Kehle zu.

Wir diskutierten eine Weile darüber, was wir mit Keiths Leiche machen sollten. Weil wir nicht damit rechneten, dass wir noch lange auf dieser Insel bleiben würden, wollten wir sie nicht end- gültig wegschaffen, sondern so aufbewahren, dass wir jederzeit rasch an sie herankommen konnten.

Die endgültige Entscheidung überließen wir Kimberly, die sich schließlich dafür aussprach, dass wir ihn bei dem Felshaufen am Südende der Bucht begraben (oder besser: zwischenlagern) soll- ten. Die Stelle befand sich nahe genug am Lager, um sie ständig im Auge zu behalten und die Leiche im Falle einer Rettung rasch wieder ausgraben zu können. Andererseits war sie weit genug entfernt, sodass wir nicht direkt neben dem Leichnam leben mussten.

Ich hoffe nur, dass er nicht anfängt zu stinken. Sein Anblick ist schon schlimm genug.

Damit meine ich nicht die Leiche selbst, die sieht man jetzt nicht mehr. Ich meine den Steinhafen, unter dem sie liegt. Ganz zu schweigen von dem Kreuz, das Kimberly am Nachmittag aus Treibholz gebastelt und am Kopfende von Keiths »Grab« aufges- tellt hat. Das Holz ist knorrig und so sonnengebleicht, dass es mich irgendwie an Knochen erinnert.

Aber ich greife vor.

Zuerst mussten wir die Entscheidung treffen, wo wir Keith begraben sollten, und dann folgten wir alle Andrew, der den Toten über der Schulter trug, zu dem Felshaufen am Ende der Bucht. (Thelma kam auch mit. So schlimm scheint ihre Verstauchung nun auch wieder nicht zu sein, sonst hätte sie nicht ohne Hilfe bei unserer Beerdigungsprozession mithumpeln können.)

Nachdem sich Kimberly Keiths Grabstelle sorgfältig ausgesucht hatte, halfen Andrew, Billie und ich ihr mit dem Wegräumen der Steine.

Thelma stand daneben und heulte wie ein Schlosshund.

Auch Connie half uns nicht. Sie benahm sich ziemlich merkwürdig, stand stocksteif mit abwesendem Gesichtsausdruck da und rieb sich die Oberarme, als ob ihr schrecklich kalt wäre. Ich persönlich glaube nicht, dass sie um Keith trauerte. Ich glaube, dass sie Angst hatte.

Als wir im Geröll eine flache Grube geschaffen hatten, legten Andrew und Kimberly den toten Keith hinein.

Dann fragte Billie: »Willst du nicht ein paar Worte sagen, Andrew?«

»Verneigen wir uns vor dem Toten«, fing Andrew an und betete dann mit fester Stimme ein Vaterunser. Er kannte es auswendig, was mich überraschte, denn ich hatte ihn nicht für einen religiösen Menschen gehalten.

Als wir nach dem Gebet noch immer mit gesenkten Köpfen dastanden, stimmte ich »Oh Danny Boy« an. Keine Ahnung, warum ich das tat. Obwohl ich eine ziemlich gute Tenorstimme habe, bin ich normalerweise nicht der Typ, der in der Öffentlichkeit zu singen anfängt. Irgendwie war es unpassend, zumal er ja nicht einmal Danny hieß.

Aber ich mochte ihn, und Kimberly tat mir so Leid.

Bei Danny Boy brachen dann die letzten Dämme. Wir alle heulten wie die Schlosshunde.

Auch Kimberly kamen die Tränen. Als das Lied zu Ende war, kam sie mit rotgeweinten Augen schniefend auf mich zu und umarmte mich.

Ich hoffe, sie macht das bald mal wieder. Unter glücklicheren Umständen.

Aber daran glaube ich nicht.

Sie war so überwältigt von ihren Gefühlen, dass sie nicht wusste, was sie tat.

Trotzdem war ich im Nachhinein froh, dass ich das Lied gesungen hatte. Sonst hätte sie mich niemals umarmt.

Dann war die Beerdigung vorbei, und Kimberly schickte uns fort. »Den Rest mache ich alleine«, sagte sie, und so verließen wir sie und den Toten.

Ein Stück weit von der Steine schleppenden Kimberly entfernt scharte Andrew uns um sich. »Von nun an geht keiner mehr alleine irgendwo hin«, sagte er. »Keiths Tod war kein Unfall. Er wurde ermordet.«

Thelma stieß einen hohen, quiekenden Schrei aus, der ihr offenbar selber peinlich war, denn sie hielt sich gleich darauf die Hand über den Mund.

Connie fing an zu zittern.

Billie runzelte besorgt die Stirn und legte ihr einen Arm um die Schulter. »Ist ja schon gut, Kleines«, sagte sie leise.

»Wir nehmen an, dass er im Dschungel getötet wurde, wo wir ihn gefunden haben«, fuhr Andrew fort. »Jemand hat ihm den Schädel eingeschlagen und ihn dann in einen Baum hinaufgezogen. So haben wir es uns jedenfalls zusammengereimt.« Er sah mich an.

»Möglicherweise war es ein Einzeltäter«, fügte ich hinzu. »Und er ist gemein und hinterhältig vorgegangen.«

»Es muss jemand gewesen sein, der stark genug ist, um den toten Keith in den Baum hinaufzuziehen«, sagte Andrew.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Billie.

»Das weiß ich noch nicht genau. Ich brauche Zeit, um mir etwas zu überlegen. Lasst uns später Kriegsrat halten. Fürs Erste sind wir wohl auf der sicheren Seite, wenn wir alle zusammenbleiben. Ich denke nicht, dass der Mörder uns hier am Strand nachstellt, wo jeder ihn sehen kann.«

»Und wenn wir ... auf die Toilette müssen?«, fragte Billie. »Das können wir doch nicht hier am Strand machen, oder?«

Connie pflichtete ihr bei. »Also ich kann das auf keinen Fall. Kommt nicht in Frage.«

»Wir werden uns etwas einfallen lassen«, sagte Andrew. »Bis dahin gehen wir dorthin, wo wir bisher hingegangen sind. Aber nicht allein. Wenn ihr müsst, sagt es mir. Ich begleite euch dann.«

»Na, da bin ich aber froh«, sagte Connie sarkastisch.

»Hab dich nicht so, Kleine. Ich habe dir schließlich schon die Windeln gewechselt. Aber mach dir keine Sorgen, ich werde schon wegschauen.«

»Das ist echt doof«, maulte Connie.

Auf einmal platzte Andrew der Kragen. »Jetzt hör mir mal zu. Deinen beiden Schwestern ist innerhalb von nicht einmal vierundzwanzig Stunden das Leben kaputt gemacht worden, und irgendwo auf dieser Insel treibt sich ein durchgedrehtes Arschloch herum, das vermutlich noch jemanden töten wird, wenn wir ihm die Gelegenheit dazu geben. Also verschone mich bitteschön mit deinem pubertären Schwachsinn, okay? Wir *wissen*, wie schrecklich das alles für dich ist, aber ...«

»Lass mich in Ruhe!«, schrie Connie ihn an und rannte laut weinend hinunter zum Wasser.

Thelma war bei Andrews Bemerkung über ihr kaputtes Leben auf die Knie gesunken und schluchzte hinter vors Gesicht gehaltenen Händen gottserbärmlich.

Billie warf Andrew einen verärgerten Blick zu und schüttelte den Kopf. »Das war nun wirklich nicht nötig, kapiertst du das nicht?« Ohne auf seine Antwort zu warten, eilte sie Connie hinterher.

Ich war als Einziger verblieben, an den Andrew sich noch wenden konnte. Es kam mir so vor, als würde er mich hinter seiner Sonnenbrille böse anstarren.

»*Ich* habe nichts getan«, sagte ich.

»Spiel hier nicht den Klugscheißer«, brummte Andrew und stapfte nun seinerseits von dannen.

Jetzt, wo ich allein war, holte ich mir meinen Rucksack und ging hinüber zu meiner Felsspitze (was wohl gegen die neue Regel verstieß, dass keiner von uns alleine irgendwo hingehen durfte, aber niemand kümmerte sich drum). Es gab eine Menge ins Tagebuch nachzutragen. Allerdings suchte ich mir einen Platz, von dem aus ich unseren Teil des Strands überblicken konnte.

Als ich ankam, war Kimberly auf der anderen Seite der Bucht noch immer damit beschäftigt, den Leichnam ihres Mannes vorsichtig mit Steinen zu bedecken. Nach einer Weile war sie damit fertig und machte sich daran, aus sorgfältig ausgesuchtem Treibholz das Kreuz zu bauen. (Während ich schreibe, beobachte ich sie. Die anderen sind auch am Strand, aber sie tun nichts, was es wert wäre, aufzuschreiben.)

Jetzt sitzt Kimberly schon eine ganze Weile im Sand. Sie trägt noch immer Keiths buntes Hawaiihemd. Die Knie hat sie nahe ans Gesicht gezogen und die Arme um die Unterschenkel geschlungen. Es sieht so aus, als würde sie hinaus aufs Meer starren. Der Wind spielt in ihren Haaren und lässt das Hemd an ihrem Rücken ein wenig flattern.

Sie ist so schön und so allein.

Ich wünschte, ich könnte ihr irgendwie helfen, damit es ihr wieder besser geht.

Das Wichtigste ist jetzt, dafür zu sorgen, dass der Mörder nicht noch mehr von uns erwischt.

Kriegsrat

Wir aßen früh zu Abend. Wieder kochte Billie. Es war eine Mischung aus Nudeln und Rindfleisch aus den Folienpäckchen, die Andrew und Keith gestern aus der Bucht gefischt hatten. Außerdem aßen wir ein paar Pfirsiche aus der Dose und Brot von einem Laib, dessen Zellophanverpackung die Explosion unbeschadet überstanden hatte. Zu Trinken gab es Wasser aus dem Bach, das wir aus einem Topf in unsere Plastiktassen gossen.

Meines Wissens hatten wir alle den ganzen Tag lang nichts gegessen.

Ich für meinen Teil hatte jedenfalls großen Hunger.

Wir saßen rings ums Feuer im Sand, aßen und reichten den Topf mit dem Wasser herum und sprachen nicht viel. Alle schienen ziemlich bedrückt zu sein.

Nach dem Essen fragte mich Billie, ob ich ihr beim Abwasch helfen könne, und ich willigte ein. Ich war froh, von den anderen wegzukommen.

Unser »Geschirr« war ein ziemliches Durcheinander: Ein paar Metalltöpfe, die Keith vom Grund der Bucht gefischt hatte, sowie die Plastikteller und -tassen, die wir für unser Picknick an Land gebracht hatten. Dazu kamen noch die Plastikmesser, -gabeln und -löffel, die ebenfalls aus dem Picknickkoffer stammten.

Weil wir unseren Strand nicht mit Essensresten verschmutzen wollten, trugen wir alles zur Nordspitze, wo wir vorsichtig von Felsen zu Felsen kletterten, bis wir ungefähr fünfzehn Meter unterhalb der Stelle, an der ich gestern mein Tagebuch geschrieben hatte, die andere Seite der Spitze erreichten.

Hinter ihr sahen wir einen weiteren Strand und denselben Dschungel, den es auch auf unserer Seite gab.

Billie setzte sich auf einen Stein und ließ die Beine ins Wasser baumeln. Dort wusch sie das Geschirr, indem sie sich nach vorn beugte und es ins Wasser zwischen ihren Füßen tauchte. Als ich

begann, einen der Töpfe mit Sand auszuwischen, schüttelte sie den Kopf.

»Lass mich das machen. Ich wollte nur, dass du mir Gesellschaft leistest.«

»Ich möchte aber helfen.«

»Nun sei nicht albern. Das ist ja gleich gemacht.« Sie hatte ein Tuch mitgebracht, und nachdem sie das Geschirr mit feinem Sand abgerieben hatte, wischte sie es mit dem Tuch nach. Dann beugte sie sich vor und wusch es im klaren Wasser aus.

Sie schien es nicht sonderlich eilig zu haben.

Und ich schon gleich dreimal nicht.

Ich war gerne hier mit ihr. Billie war wie immer wirklich schön anzusehen. Ihr knapper Bikini ließ ziemlich viel von ihren Brüsten sehen, die munter auf und ab hüpften, wenn sie mit Verve die Töpfe schrubbte. Und wenn sie sich vorbeugte, um das Geschirr noch mal abzuspülen, konnte ich ...

Aber es war nicht allein ihr Anblick. Sie ist auch sonst eine tolle Frau, die wirklich nett zu mir ist (für Connies Geschmack *zu* nett) und so gut wie nie schlechte Laune hat. Billie ist nicht prüde (manchmal ist sie fast schamlos), hat viel Humor und scheint über einen gesunden Menschenverstand zu verfügen.

Leider hat sie ihrer Tochter nicht allzu viel von diesen Eigenschaften vererbt. Connie hat zwar ein wenig vom guten Aussehen ihrer Mutter mitbekommen, aber offensichtlich so gut wie nichts von deren sonnigem Gemüt.

Wie dem auch sei, ich genoss es sehr, mit Billie jenseits dieser Felsspitze zu sein. Ich musste nur versuchen, sie nicht *ständig* anzustarren.

Jedes Mal wenn sie ein Geschirrtel abgewaschen hatte, drehte sie sich in meine Richtung und reichte es mir, und ich stapelte alles fein säuberlich auf einem flachen Felsen.

Als wir fast fertig waren, sah sie mir, während sie mir eine Plastikgabel reichte, tief in die Augen und sagte: »Irgendwie habe

ich so ein Gefühl, dass es vielleicht Wesley gewesen sein könnte.«

Obwohl ihre Worte mich total überraschten, wusste ich sofort, was sie damit meinte.

»Mir ist das auch schon in den Sinn gekommen«, sagte ich. »Es könnte sein, dass er das Boot absichtlich in die Luft gejagt hat.«

»Vielleicht hatte er eine Art Zeitzünder«, meinte Billie. »Dann hätte er noch etwas Zeit gehabt, um unbemerkt weg zu schwimmen.«

»So etwas habe ich schon mal im Kino gesehen«, sagte ich.

»Vielleicht war Wesley ja in demselben Film.«

»Meinen Sie, dass er den Mut zu so was hat?«, fragte ich.

»Unterschätze niemals den Mut eines Wiesels«, sagte sie und klopfte mit der flachen Hand auf den Stein neben sich. Ich setzte mich. »Andrew weiß noch nichts von meiner Vermutung, und mit den anderen habe ich auch noch nicht darüber gesprochen. Ich wollte erst wissen, was du von dieser Theorie hältst. Zum einen bist du kein richtiges Familienmitglied, und außerdem halte ich dich für einen guten, intelligenten Jungen.«

»Danke für das Kompliment.«

»Ich frage mich, ob das Ganze nicht ein bis ins Kleinste ausgeklügelter Plan ist«, fuhr sie fort. »Wer hatte die Idee, Andrew und mir diese Bootsreise zum Hochzeitstag zu schenken? Wesley. Wer hat sie organisiert? Wesley. Wer ist vorab auf die Bahamas geflogen und hat sich umgesehen? Wesley. Wer hat vorgeschlagen, auf dieser Insel ein Picknick zu machen? Wer ist freiwillig auf dem Boot geblieben, während wir an Land gingen? Und wer ist - angeblich - in die Luft geflogen?«

»Möglicherweise hat er sich genau diese Insel ausgesucht, um den Unfall zu inszenieren«, sagte ich. »Vielleicht ist sie ihm letzte Woche aufgefallen, weil sie unbewohnt ist.«

»Genau«, sagte Billie. »Und sie musste nicht nur unbewohnt sein, sondern auch noch so weit ab vom Schuss, dass man uns nicht sofort findet.«

»Oder überhaupt nicht.«

»Und wo wir schon bei *diesem* Thema sind«, ergänzte Billie. »Es ist durchaus möglich, dass er eine falsche Spur gelegt hat, damit uns niemand so schnell vermisst oder wir ganz woanders gesucht werden.«

Ich nickte, wie schon so oft seit dem Beginn dieses Gesprächs.

»Wenn Wesley der Täter ist, dann war er bestimmt bei seinem Vorbereitungstrip letzte Woche schon einmal hier«, sagte ich.

»Warum?«

»Weil er schließlich von irgendwas leben muss, wenn er hier irgendeinen Plan durchzieht. Und dazu braucht er gewisse Vorräte.«

»Einen Plan?«, fragte Billie. »Wie soll der deiner Meinung nach aussehen?«

»Wie glauben denn *Sie*, dass er aussieht?«

»Ich habe zuerst gefragt.«

»Okay.« Ich atmete tief durch. »Zuerst einmal: Wesley würde nichts von alledem tun, wenn er Thelma wirklich lieben würde.«

»Da stimme ich dir zu. Er hat sie nie geliebt. Im Gegenteil, ich hatte immer den Eindruck, dass er sie kaum ertragen konnte.«

»Warum hat er sie dann geheiratet?«

»Weil sie sehr reich ist. Wie wir alle, dank Andrew.«

»Richtig. Okay. Wenn Wesley uns hier auf dieser Insel schiffbrüchig werden lässt, wie kann er dann an das Geld kommen?«

»Ganz einfach. Er muss nur dafür sorgen, dass er der einzige Überlebende ist.«

Wir sahen uns an und verzogen das Gesicht.

»Was würde er denn erben?«

»Alles.«

»Großer Gott.«

»Er müsste uns nur alle aus dem Weg räumen.«

»Vielleicht ist das sein Plan«, sagte ich. »Und wenn, dann ist er damit schon ein großes Stück weit vorangekommen - er hat den stärksten Mann in der Gruppe getötet.«

»Da wäre ich mir mal nicht so sicher«, sagte Billie und lächelte. »Andrew ist auch kein Schwächling.«

»Vermutlich steht er als Nächster auf der Liste.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das lassen wir nicht zu.«

»Wir müssen mit den anderen darüber reden.«

»Thelma wird nicht gerade begeistert sein. Sie zumindest sollten wir herauslassen.«

»Vielleicht wäre es gut, wenn wir mit jedem einzeln darüber sprächen«, schlug ich vor.

»Gute Idee.«

»Es kann schließlich auch sein, dass wir völlig daneben liegen. Das sind ja alles nur Vermutungen - möglicherweise ziemlich weit hergeholt.«

»Aber es passt alles«, sagte Billie.

»Richtig. Trotzdem sind die Dinge manchmal *wirklich* so, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Vielleicht hat sich Wesley ja tatsächlich aus Versehen mit dem Boot in die Luft gejagt.«

»Und wer hat dann Keith umgebracht ...?«

»Ein Irrer, der hier auf der Insel lebt?«

Billie zog einen Mundwinkel hoch. »Warum nicht gleich Robinson Crusoe?«

»Oder Freitag.«

Billie schüttelte lächelnd den Kopf.

Auf einmal fühlte ich mich ein wenig schuldig, weil ich einen Witz gemacht hatte. Schließlich war Keith noch keinen Tag lang unter der Erde. »Eigentlich ist es nicht wichtig, *wer* ihn getötet hat«, sagte ich mit ernster Stimme. »Es geht viel mehr darum, dass der Mörder noch irgendwo auf dieser Insel herumschleicht. Egal, ob es nun Wesley ist oder sonst wer.«

»Trotzdem wüsste ich gerne, mit wem wir es zu tun haben.«

»Ich auch«, sagte ich.

»Wenn ich mir vorstelle, dass es Wesley ist, der uns aus dem Weg räumen will, ist es nicht ganz so schlimm. Zumindest kennen wir ihn und wissen, wie er ist. Und wenn der Mörder *nicht* Wesley ist, ist er vielleicht zehnmal so gefährlich wie er.«

»Lieber Wesley als ein durchgeknallter Menschenfresser.«

»Genau.«

»Was machen wir also mit unserer Theorie?«, fragte ich.

»Siehst du irgendwelche größeren Fehler darin?«

»Nein. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, dass Wesley Keith ermordet hat - wenn man mal die Tatsache außer Acht lässt, dass er gestern in die Luft geflogen ist.«

»Möglicherweise ist er das ja gar nicht.«

»Wir haben nichts von ihm gefunden«, gab ich zu. »Was aber nicht bedeuten muss, dass er *nicht* in die Luft geflogen ist.«

»Eines habe ich aus meiner jahrzehntelangen Erfahrung mit schlechten Fernsehkrimis gelernt: Ein Mensch ist erst dann wirklich tot, wenn seine Leiche gefunden und eindeutig identifiziert wurde«, sagte Billie. »Und wenn einer lebt, obwohl die anderen glauben, dass er tot ist, führt er meistens nichts Gutes im Schilde.«

»Das ist mir auch schon aufgefallen«, sagte ich. »Aber das Fernsehen ist nicht die Wirklichkeit. Irgendwie käme mir das schon so vor wie in einem alten Krimi von Agatha Christie, wenn Wesley wirklich noch am Leben wäre. Oder war das eine Sherlock-Holmes-Geschichte, in der ein vermeintlich Toter der Bösewicht ist?«

Billie runzelte die Stirn. »Keine Ahnung, Rupert. Aber was denkst du wirklich? Ist es nun Wesley, oder ist er es nicht?«

»Er könnte es sein.«

Billie gab mir einen spielerischen Klaps auf den Unterarm. »Jetzt sei nicht so schwierig.«

»Tut mir Leid.«

»Worauf ich hinaus will ... sollen wir nun den anderen unseren Verdacht mitteilen oder nicht?«

»Ich bin dafür.«

»Gut. Ich auch.«

»Aber vielleicht sollten wir es doch vor allen ansprechen«, sagte ich. »Inklusive Thelma. Denn was passiert, wenn er wirklich der Mörder ist und sie ihm zufällig in die Arme läuft?«

»Du hast Recht«, sagte Billie. »Es ist besser, wenn wir alle informieren.«

Nachdem das geklärt war, nahmen wir das Geschirr und gingen zurück zu den anderen. Eigentlich wollte ich mein Tagebuch nachtragen, aber bevor ich damit anfangen konnte, rief Andrew uns alle zu einer Besprechung zusammen.

Wir setzten uns um das Feuer.

Alle sahen traurig und bedrückt aus bis auf Connie, die mich über das Feuer hinweg böse anfunkelte. Bestimmt ärgerte sie sich darüber, dass ich mit ihrer Mutter hinter der Felsspitze verschwunden war. So, wie sie drauf war, glaubte sie am Ende sogar, dass wir dort etwas miteinander hatten.

»Es gibt einiges, was wir bezüglich unserer Situation hier besprechen müssen«, begann Andrew. »Außerdem haben wir einige wichtige Entscheidungen zu treffen. Gestern noch war unsere einzige Sorge, dass wir so schnell wie möglich von hier gerettet werden. Seit heute Morgen ist alles anders. Keith wurde ermordet und wir müssen ...«

Thelma hob die Hand wie eine Schülerin.

Andrew nickte ihr zu.

»Ich habe nachgedacht«, sagte sie. »Über den Mord an Keith und ... über Wesley.« Ihr Kinn bebte. Sie presste die Lippen fest aufeinander. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sie fortfahren konnte. »Findet ihr es nicht auch seltsam, dass Keith schon in der ersten Nacht hier ermordet wurde? Gestern erst ist das Boot explodiert und Wesley ist dabei ... na ja, ihr wisst schon. Was ich damit sagen will: Bisher habt ihr geglaubt, dass das mit dem Boot

ein Unfall war. Was aber, wenn das nicht stimmt? Darüber habe ich die ganze Zeit nachgedacht. Vielleicht ist ja auch *Wesley* ermordet worden und nicht nur Keith? Ist doch gut möglich, dass jemand das Boot absichtlich in die Luft gejagt hat. Vielleicht wollten sie, dass wir hier auf dieser Insel stranden, wo sie uns einen nach dem anderen ausschalten können. Oder vielleicht auch nur die Männer - wer weiß?»

»Wenn das der Fall ist, dann haben sie es schon zur Hälfte geschafft«, sagte Kimberly.

Irgendwie fand ich den Gedanken, dass ich zu der noch auszuschaltenden Hälfte gehörte, nicht allzu anregend.

»Wen meint ihr eigentlich mit ›sie‹?«, fragte Andrew. »Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wer das sein soll.« Irgendwie wirkte er verärgert.

»Diejenigen, die hinter dieser ganzen Sache stecken«, sagte Thelma.

»Dann glaubst du also, dass wir die Opfer einer Verschwörung sind?«

Thelma schob die Unterlippe vor. »Wieso bist du dir nur so verdammt *sicher*, dass Wesley Mist gebaut hat?«

»Wenn er nicht das Boot aus Versehen in die Luft gejagt hat, wieso ist es dann überhaupt explodiert?«

»Keine Ahnung«, erwiderte Thelma. »Da gibt es viele Möglichkeiten. Vielleicht wurde es von einer Rakete getroffen. Oder jemand ist im Taucheranzug hingschwommen und hat außen am Rumpf eine Bombe befestigt. So was ist schon vorgekommen.«

»Aber wer sollte das tun?«, fragte Andrew.

»Drogendealer? Vielleicht haben sie auf dieser Insel ein geheimes Depot und wollen nicht, dass jemand es findet? Oder vielleicht gibt es auch eine geheime Militärbasis auf dieser Insel.«

»Die Insel des Dr. No«, sagte ich.

Niemand lachte. Nicht einmal Billie, die bei meinen Worten zusammengezuckt war.

»Lass gefälligst deine blöden Witze«, sagte Andrew.

»Aye, aye, Sir!«

»Worauf ich hinaus will, ist Folgendes«, fuhr Thelma fort. »Ich glaube nicht, dass Wesley sich selbst in die Luft gesprengt hat. Ich denke vielmehr, dass jemand ihn ermordet hat. So wie Keith.«

Billies Augen suchten die meinen.

»Es gibt noch eine andere Möglichkeit«, sagte sie. »Vielleicht war Wesley ja gar nicht mehr auf dem Boot, als es in die Luft flog.«

»Wie meinst du das?«

Kimberly ergriff das Wort. »Tut mir Leid, Thelma, aber irgendjemand muss es mal aussprechen. Ich könnte mir vorstellen, dass Wesley noch am Leben ist und dass er möglicherweise sogar Keith ermordet hat.«

Und dann sagte sie genau dasselbe, was Billie und ich uns auch überlegt hatten. Es klang fast so, als ob sie uns draußen auf der Fels Spitze belauscht hätte. Sie verwendete dieselben Argumente wie wir, stellte sie aber noch klarer und logischer dar. Es fehlte eigentlich nur meine Vermutung, dass Wesley möglicherweise vorher schon allein auf der Insel gewesen war und sich ein Vorratslager angelegt hatte.

Während Kimberlys Ausführungen starrte Thelma ihre Schwester entgeistert an, als ob ihr diese auf gemeine Weise in den Rücken fallen würde.

»Du hast wohl den Verstand verloren«, sagte sie, als Kimberly fertig war.

»Wenn das so ist«, sagte Billie, »dann trifft das Gleiche auch auf mich zu.«

»Auf mich auch«, sprang ich ihr bei.

Thelma blickte hinüber zu Connie, als erwartete sie wenigstens von ihr Hilfe.

»Mich darfst du nicht fragen«, sagte Connie, fuhr aber dann gleich fort: »Für mich war Wesley von Anfang an nichts anderes als ein Schwein ...«

»Constance!«, zischte Andrew.

Connie zuckte zusammen, ließ sich aber nicht den Mund verbieten. »Mich würde es jedenfalls nicht wundern, wenn er so was durchziehen würde. Nichts gegen dich, Thelma, aber ich habe nie verstanden, weshalb du dich überhaupt mit so einem Typen eingelassen hast. Und dann hast du ihn auch noch heiraten müssen.«

Andrew warf ihr einen bösen Blick zu.

»Was schaust du mich so an?«, fragte Connie achselzuckend.
»Sie hat mich nach meiner Meinung gefragt.«

Thelma sah aus, als hätte Connie ihr ins Gesicht geschlagen. Sie wandte sich an Andrew und fragte mit traurig klingender Stimme: »Dad?«

»Du weißt genau, was ich von Wesley gehalten habe, aber in dieser Sache stehe ich hinter dir.«

»Niemand hat sie angegriffen«, sagte Billie.

»Das habe ich auch nicht behauptet. Fakt ist, dass hier eine hübsche kleine Theorie aufgestellt wurde. Wesley soll uns alle hinters Licht geführt und seinen eigenen Tod inszeniert haben. Aber mir ist diese Theorie zu glatt. Wesley hatte weder den Verstand noch den Mut, um so eine Sache durchzuziehen.« Andrew stopfte seine Pfeife.

»Vielleicht haben wir ihn unterschätzt«, sagte Kimberly.

»Und wie ihr das habt«, platzte Thelma heraus. »Keiner von euch hat ihn gekannt. Aber ... so etwas ... hätte er niemals getan. Ihr wisst nicht, wie sensibel er war.«

Andrew holte sich einen brennenden Zweig aus dem Feuer, und während er die Flamme auf seinen Tabak sog, sagte Billie: »Ich denke mal, dass fast alles, was wir von Wesley zu wissen glauben, nicht der Realität entspricht. Das gilt auch für dich, Thelma. Ich glaube nicht, dass er uns jemals gezeigt hat, was er wirklich fühlt.«

»Er war aalglatt«, sagte ich.

»Halt *du* bloß den Mund«, fauchte Thelma mich an.

Nachdem er ein paarmal an seiner Pfeife gezogen hatte, sagte Andrew: »Dann ist da noch die Sache mit dem Seil. Es stammt nicht von unserem Boot - es wäre mir aufgefallen, wenn es an Bord gewesen wäre. Und das bringt mich zu dem Schluss, dass das Seil schon auf der Insel gewesen sein muss, bevor wir hier ankamen. Wahrscheinlich hatte Keiths Mörder es dabei.«

»Und deshalb ist Wesley aus dem Schneider?«, fragte Kimberly.

»Meiner Meinung nach schon.«

»Und wenn er das Seil in seinem Gepäck versteckt hatte?«

»Hatte er aber nicht.«

»Woher willst du das wissen?«

Andrew blies eine bläuliche Rauchwolke aus, bevor er antwortete. »Weil ich sein Gepäck durchsucht habe.«

Thelma glotzte ihn mit hervorquellenden Augen ungläubig an. »Wie bitte?«

»Reg dich nicht auf, Liebes. Es geschah zu unser aller Sicherheit, auch zu deiner. Ich wollte nur wissen, ob er nicht irgendetwas Illegales dabei hatte - Drogen, eine Waffe oder so was.«

»Dad!«

»Wessen Gepäck hast du sonst noch durchsucht?«, fragte Connie, die aussah, als ob sie ihm gleich ins Gesicht springen würde.

»Keines. Nur das von Wesley.«

»Wer's glaubt ...«

»Kein Wunder, dass Wesley gedacht hat, ihr alle wäret gegen ihn«, sagte Thelma. »Ich habe immer geglaubt, er würde übertreiben, aber jetzt ...«

»Wir waren nicht gegen ihn«, sagte Andrew.

»Dass ich nicht lache!«

»Ich jedenfalls nicht«, fuhr Andrew fort. »Aber noch einmal. Wenn das Seil nicht auf dem Boot war, wie soll dann Wesley drangekommen sein? Keith wurde also von einem Fremden ermordet. Einem Fremden, der dieses Seil mitgebracht hat.«

»Wesley hätte doch bei seinem Vorbereitungstrip letzte Woche ein paar Sachen auf der Insel deponieren können«, sagte Billie.

»Richtig!«, pflichtete Kimberly ihr bei und nickte heftig. »Wenn er geplant hat, dass wir hier stranden, *musste* er sich ja zwangsläufig einen Vorrat anlegen.«

Natürlich war das meine Idee gewesen, aber ich überließ sie gerne Kimberly. Ich war froh, wenn ich den Mund halten konnte.

Trotzdem musste ich ihn noch ein weiteres Mal aufmachen. Mit einem Seitenblick hinüber zu Thelma sagte ich: »Ganz gleich, ob es nun Wesley angelegt hat oder jemand anderer, ich bin mir ziemlich sicher, dass es hier auf der Insel irgendwo ein Lager mit Vorräten gibt. Von irgendwoher muss das Seil ja schließlich gekommen sein, oder? Vielleicht sollten wir uns morgen mal auf die Suche nach diesem Lager machen.«

»Nein, morgen tun wir etwas anderes«, sagte Connie. »Wir setzen uns in das Dingi und sehen zu, dass wir von dieser verdammten Insel wegkommen, bevor wir noch *alle* umgebracht werden. Wäre das nicht das Beste, einfach abzuhausen? Wer immer auch der Mörder sein mag, er wird nicht mit uns im Dingi sitzen. Wir fahren einfach auf eine von den Inseln da draußen, wo es keine Verrückten gibt, die uns alle ausrotten wollen.«

»Sie sind weiter entfernt, als es den Anschein hat«, erklärte Andrew.

»Na und?«

»Bevor wir auch nur in ihrer Nähe wären, würde uns das Benzin ausgehen. Und dann säßen wir in einem Dingi mit nicht genügend Essen und Wasser ...«

»Aber auch ohne einen Wahnsinnigen, der uns allen nach dem Leben trachtet«, sagte Connie.

»Glaub mir, auf dieser Insel sind wir bedeutend besser aufgehoben als draußen auf dem Meer. Wir haben alles, was wir brauchen - wenn es sein muss, könnten wir hier bis an unser Lebensende bleiben.«

»Oh Gott, bitte nicht«, sagte Billie.

»Die Schweizer Familie Collins.« Ich konnte nicht anders, ich musste es sagen.

»Unser Leben könnte schneller vorbei sein, als wir glauben«, sagte Connie. »Wesley wird uns alle umbringen.«

»Nicht mein Wesley!«, rief Thelma.

»Dann eben jemand anderer!«

»Hört auf damit!«, sagte Andrew.

Ich für meinen Teil hätte das Gespräch am liebsten sofort abgebrochen. Es wurde langsam dunkel, und ich hatte noch eine Menge zu schreiben.

Die Quintessenz des Kriegsrats war die: Erstens waren wir uns einig, dass Keiths Mörder - ganz gleich, ob er nun Wesley oder ein Fremder war - uns allen nach dem Leben trachtete, und zweitens würden wir nicht versuchen, morgen mit dem Dingi die Insel zu verlassen. Nur im absoluten Notfall wäre das eine Option. Drittens wollten wir morgen die Insel erkunden, und viertens sollten diese Nacht immer jeweils zwei von uns Wache stehen: Erst Andrew und Thelma, dann Kimberly und Billie und schließlich dann Connie und ich. Und natürlich durfte niemand alleine das Lager verlassen.

Nach dem Kriegsrat zogen wir los und sammelten einen großen Stapel Holz fürs Feuer. Außerdem trugen wir einen Haufen Steine zusammen, die wir als Wurfgeschosse verwenden konnten. Erst danach hatte ich Gelegenheit, mich hinzusetzen und mein Tagebuch zu schreiben. Das habe ich jetzt ziemlich lange getan und bin fast fertig damit. Wenn ich mich nicht beeile, muss ich den Rest wohl in Blindenschrift niederschreiben.

Während ich geschrieben habe, starrte Thelma schmollend ins Feuer, während Connie allein neben dem Dingi im Sand saß und hinaus aufs Meer blickte. Andrew, Billie und Kimberly hatten nach und nach ein hübsches kleines Waffenarsenal angefertigt, sodass wir neben unseren Steinen nun auch noch Speere, Keulen und improvisierte Streit äxte besaßen und für eine heiße Schlacht

gegen die Familie Feuerstein und Barney Geröllheimer bestens gerüstet waren.

Eigentlich sollte ich keine Witze über unsere Waffen reißen. Ich bin froh, dass wir sie haben.

Ein Schnellfeuergewehr wäre mir zwar lieber, aber als Schiffbrüchiger kann man nicht wählerisch sein.

Dritter Tag

Was mit dem Dingi geschah

Das ist passiert:

Irgendwann, mitten in der Nacht, hat er sich das Dingi geschnappt. Wir wissen nicht einmal, während wessen Wache es geschehen ist.

Das Dingi zu holen, war nicht schwer. Wir hatten es zwar so hoch den Strand hinaufgezogen, dass es von der Flut nicht fortgespült werden konnte, aber es war nicht nahe genug am Lager, als dass wir es hätten im Auge behalten können. Der Schein unseres Feuers reichte einfach nicht so weit, dass man es sehen konnte.

Und außerdem hat niemand daran gedacht, dass jemand uns das Dingi stehlen könnte. Wir hatten Angst um uns, nicht um das Boot.

Ich vermute, dass er sich von der Seite her angeschlichen und das Dingi leise ins Wasser gezogen hat. Dann musste er eigentlich nur noch hinaus ins Meer schwimmen und es an der Bugleine hinter sich herziehen.

Als Connie und ich um vier Uhr früh unsere Wache antraten, setzten wir uns so hin, dass wir uns über das Feuer hinweg ansehen konnten. So deckten wir zusammen einen Winkel von 360 Grad ab, und niemand konnte sich uns nähern, ohne von einem von uns entdeckt zu werden.

Es war Connie, die diese Positionen vorgeschlagen hatte. Vielleicht, weil sie einen Nebeneffekt hatten, der ihr nicht unlieb war: Wir waren uns nicht nahe genug, um uns zu berühren, und wir konnten uns auch nicht miteinander unterhalten, ohne laut reden zu müssen. Also schwiegen wir die meist Zeit. Mir war das Recht.

Obwohl uns so nichts anderes übrig blieb, als dazusitzen und hinaus in die Dunkelheit zu starren, fiel keinem von uns etwas Außergewöhnliches auf. Aber vielleicht war das Dingi ja längst weg, als wir unsere Wache antraten.

Als wir ungefähr eine Stunde hinter uns hatten, stand ich auf und ging hinter die Felsen zum Pinkeln. Das war nur ein paar Meter entfernt von der Stelle, an der das Dingi hätte liegen müssen, aber ich erinnere mich nicht mehr daran, ob ich es gesehen habe oder nicht. Kann gut sein, dass es schon weg war, aber beschwören will ich das nicht.

Kurz nach mir ging Connie ebenfalls hinter die Felsen - und zwar aus demselben Grund wie ich. Ich stand auf und wollte sie begleiten, aber sie sagte: »Danke, aber ich mache das lieber ohne Zuschauer. Glaub mir, ich kann schon auf mich selber aufpassen.« Sie hob einen der Speere und fuchtelte damit in der Luft herum. »Bleib hier und kümmere dich um deinen eigenen Mist.«

Und so blieb ich mit dem Rücken zum Feuer stehen und schaute ihr hinterher. Als sie den Lichtschein des Feuers verlassen hatte, war alles, was ich noch von ihr sah, ihr weißes T-Shirt, das sich als heller Fleck von der Dunkelheit abhob. Nach ein paar Schritten bewegte es sich nach oben, woran ich erkannte, dass sie auf die Felsen kletterte. Dann sah ich es nicht mehr und dachte mir, dass es eigentlich ziemlich leichtsinnig war, was wir da taten. Niemand konnte sagen, ob hinter den Felsen nicht der Mörder lauerte und ihr den Garaus machte. Verdient hätte sie es ja.

Nach ein paar Minuten kam Connie zurück.

»Das war nicht richtig«, sagte ich. »Du hättest nicht alleine gehen dürfen.«

»Ja, ich weiß, dass du gerne zugeschaut hättest.«

»Was meinst du wohl, wen dein Dad verantwortlich gemacht hätte, wenn unser Inselkiller dich da drüben abgemurkst hätte? Mich, nicht dich. Er hält mich auch so schon für einen Versager.«

»Das ist wohl das Einzige, worüber du dir Sorgen machst.«

»Was soll das heißen? Glaubst du etwa, dass es mir nichts ausmacht, wenn du ermordet wirst?«

Sie schnaubte verächtlich. »Es wäre bestimmt kein allzu großer Verlust für dich. Du bist doch bloß auf meine Mom scharf - und auf Kimberly. In deinen Augen kann ich denen doch nicht das Wasser reichen.«

»Das kannst du wirklich nicht.«

»Siehst du?«

»Aber deshalb will ich noch lange nicht, dass du ermordet wirst. Eigentlich will ich nur eines: Dass du endlich aufhörst, an mir herumzumeckern. Aber dazu müsste wohl ein Wunder geschehen.«

Sie lachte höhnisch und sagte: »Wie nett du doch bist«, bevor sie wieder auf ihre Seite des Feuers ging. Sie setzte sich in den Schneidersitz und legte den Speer auf ihre Oberschenkel. »Schau mich bloß nicht an«, sagte sie.

Also sah ich sie nicht an.

Zumindest nicht für die nächste halbe Stunde.

Dann aber erregte sie meine Aufmerksamkeit, indem sie den Speer hoch über den Kopf hob. Ich blickte kurz auf, und schon kam er geflogen.

Über das Feuer hinweg und direkt auf mich zu. Ich konnte gerade noch einen Arm hochreißen und ihn beiseite schlagen.

»Bist du verrückt geworden?«, fragte ich. »Verdammt Mist, du hättest mich verletzen können!«

»Genau das war der Sinn der Übung.«

»Mach das noch einmal, und ich vergesse meine gute Erziehung und stecke ihn dir ...«

»Leck mich ...«

»Halt den Mund, sonst weckst du noch die anderen auf«, sagte ich und murmelte etwas von einer dummen Kuh.

»Wie hast du mich genannt?«

»Sei still, okay? Wir sollen Wache halten, nicht herumstreiten.«

Zum Glück wachte keiner der anderen von unserem Wortwechsel auf. Zumindest rief niemand, wir sollten endlich Ruhe geben.

Den Rest der Nacht redeten wir beide kein Wort mehr. Ich versuchte, Connie nicht mehr anzusehen, aber es gelang mir nicht immer. Irgendwie musste ich sichergehen, dass sie nicht schon wieder mit etwas nach mir warf. Wann immer sich unsere Blicke trafen, machte sie ein böses Gesicht.

Und dann brach endlich der Morgen an.

Andrew stand auf und kam ans Feuer. Er war barfuß und trug nur seine khakifarbenen Shorts. »Na, Kinder?«, fragte er. »Ist das nicht ein herrlicher Morgen?« Dann streckte er die Arme nach vorn und machte rasch ein paar Kniebeugen. Als er damit fertig war, rieb er unternehmungslustig die Hände. »Na, wie war eure Wache?«, wollte er wissen. »Keine besonderen Vorkommnisse, nehme ich mal an.«

»Ist ja furchtbar, wie munter du schon bist«, sagte Connie.

»Was für eine Laus ist denn dir über die Leber gelaufen, mein Kind? Hast du dich etwa mit Rupert gezankt? Ja, was sich liebt, das neckt sich.«

»Lass mich in Frieden.«

»Wisst ihr was? Ein bisschen Bewegung wird euch gut tun. Warum schwimmen wir nicht einfach miteinander eine Runde? Dann mal los, wer zuerst am Strand ist ...« Grinsend und sich die Hände reibend schaute er hinaus auf die Bucht, dann erstarrte er plötzlich. Da drau ßen war etwas nicht in Ordnung. Als ich aufstand, um zu sehen, was es war, sagte er: »Was macht denn *das* da drau ßen?«

Etwa vierhundert Meter vom Strand entfernt trieb ein kleines Boot im Meer. Zuerst dachte ich, dass uns jemand holen käme, aber dann blickte ich den Strand entlang und bemerkte, dass unser Dingi nicht mehr da war.

Auch Connie war aufgestanden. Als sie begriff, was los war, verzog sie das Gesicht.

»Was ist passiert?«, wandte sich Andrew an mich. »Was weißt du darüber?«

»Nichts.«

»Und du, Connie?«

»Wieso fragst du mich?«

»Weil ihr beide Wache gehalten habt.«

»Uns ist nichts Ungewöhnliches aufgefallen«, sagte ich.

»Aber irgendetwas Ungewöhnliches muss wohl passiert sein. Von allein ist das Dingi wohl nicht in die Bucht hinausgeschwommen.«

»Nein, Sir.«

So, als ob wir alle plötzlich den gleichen Gedanken gehabt hätten, drehten wir uns gleichzeitig in Richtung Lagerplatz um. Billie, Kimberly und Thelma lagen da, wo sie liegen sollten - von den dreien hatte also keine einen nächtlichen Ausflug mit dem Boot unternommen.

»Seid ihr sicher, dass ihr nichts darüber wisst?«, fragte Andrew Connie und mich.

Wir schüttelten den Kopf.

»Dann hatten wir in der Nacht wohl ungebetenen Besuch«, sagte Andrew. »Er muss sich unbemerkt an euch vorbeigeschlichen und das Boot ins Wasser geschoben haben. Seid ihr etwa eingeschlafen?«

»Nein, Sir«, antwortete ich.

»Du?«, fauchte er Connie an.

»Nein.«

»Habt ihr Unfug getrieben?«

»Unfug? Mit *dem da*?«, erwiderte Connie verächtlich und rümpfte die Nase. »Du hast sie wohl nicht mehr alle.«

»Wir haben nichts gemacht«, sagte ich.

»Und das schließt offenbar das Wachehalten mit ein. Euer Glück, dass unser Freund davon Abstand genommen hat, gleich noch ein paar Kehlen durchzuschneiden, wo er schon einmal da war.«

Connie zuckte zusammen und sah so aus, als ob ihr gleich schlecht werden würde.

»Das habt ihr wirklich gut gemacht«, höhnte Andrew.

Ich überlegte mir, ob ich ihm sagen sollte, dass das mit dem Dingi auch während der beiden anderen Wachen hätte passieren können - sogar während seiner eigenen -, beschloss aber, mir die Mühe zu ersparen. Schließlich hätten wir zumindest bemerken können, dass das Dingi nicht mehr da war.

Auch Connie bemühte sich nicht um eine Entschuldigung. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu schließen überlegte sie, was alles hätte passieren können, als sie allein hinter die Felsen gegangen war. Bestimmt fragte sie sich, ob ihr der Mörder beim Pinkeln zugesehen hatte.

»Was ist denn hier los?« Die Frage kam von Billie, die sich auf einen Ellenbogen gestützt hatte und zu uns herüber sah. Ihr rechter Busen sah aus, als würde er gleich aus dem Bikini fallen.

»Unser Freund hat sich heute Nacht ins Lager geschlichen und das Dingi ins Wasser gezogen. Und zwar direkt unter den Nasen unserer beiden aufmerksamen Wachen«, antwortete Andrew. »Jetzt schwimmt es draußen in der Bucht.«

Stirnrunzelnd setzte sich Billie auf. Leider blieb ihre Brust im Bikini, aber auch so war sie eine Augenweide mit all ihrem drallen Fleisch, das der knappe, schwarze Stoff nur unzureichend bedeckte. Sie stand auf und zupfte sich alles zurecht, bis Oberteil und Höschen wieder richtig saßen. Dabei blinzelte sie hinaus auf die Bucht und das sanft auf den Wellen tanzende Dingi.

»Vielleicht ist es ja von selbst hinausgetrieben«, gab sie zu bedenken.

»Unmöglich«, erwiderte Andrew. »Das hat jemand mit Absicht gemacht. Und zwar der Mann, der Keith ermordet hat.«

»Was machen wir jetzt?«, fragte Billie. »Wir können das Boot doch nicht einfach wegtreiben lassen, oder? Schließlich brauchen wir es noch, selbst wenn du nicht glaubst, dass wir es damit auf eine andere Insel schaffen ...«

»Hab keine Angst um das Boot«, sagte Andrew.

»Aber es treibt immer weiter in die Bucht hinaus.«

»Ich hole es zurück.«

Billie sah ihn an und dann wieder hinaus aufs Meer. »Das tust du nicht.«

»Doch.«

»So weit kannst du nicht schwimmen.«

»Und ob ich das kann.«

»Ich meinte nicht, dass du dazu nicht in der Lage wärst, sondern dass du es nicht tun solltest. Schließlich bist du sechzig Jahre alt, hast du das vergessen?«

»Erinnere mich bloß nicht an mein Alter. Ich bin ein besserer Schwimmer als ihr alle zusammen.«

Ich hob zaghaft die Hand wie ein Schuljunge, der sich nicht ganz sicher ist, ob er die Antwort auf eine Frage weiß. »*Ich* könnte ja rausschwimmen und das Dingi holen«, schlug ich vor.

»Mach dich nicht lächerlich«, erwiderte Andrew. »Ich habe gesehen, wie du schwimmst - falls man das überhaupt Schwimmen nennen kann.«

»Vielleicht sollten wir das Boot einfach vergessen«, meinte Billie. »Es ist es nicht wert, dass jemand ...«

»Nein!«, stieß Connie hervor. »Es ist unsere einzige Chance, von hier wegzukommen! Wir müssen es wiederhaben!«

»Sie hat Recht«, antwortete Andrew und löste seine Gürtelschnalle.

Billie legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Bitte, Andrew, sei vernünftig. Kimberly ist die beste Schwimmerin in der Familie. Wenn schon jemand da raus schwimmen muss, dann sie.«

Kimberly lag mit dem Gesicht nach unten und angewinkeltem rechtem Bein auf ihrer aus Kleidungsstücken und Handtücher improvisierten Lagerstatt und schlief offenbar noch. Ein Arm war unter ihrem Gesicht, der andere ausgestreckt, als ob sie nach etwas greifen wollte.

Vielleicht nach Keith.

Kimberly trug immer noch sein Hawaiihemd, das im Schlaf so verrutscht war, dass oberhalb ihres Bikinihöschens ein Streifen nackter Rücken zu sehen war.

Sie sah verdammt gut aus.

»Dafür wecke ich sie nicht auf«, sagte Andrew. »Nein, ganz bestimmt nicht.« Er zog seine Shorts aus, reichte sie Billie und stand auf einmal vor uns mit nichts anderem am Leib als seiner weißen Unterhose. Sie hing ein bisschen herab, und er zog sie hoch. (Wie Thelma hatte auch Andrew sein Badezeug nicht mit zu dem Picknick genommen. Die beiden hatten nicht vorgehabt, zu schwimmen.)

Billie runzelte die Stirn. »Andrew«, sagte sie. »Bitte nicht ...«

»Lass mich.«

»Ich will nicht auch noch Witwe werden«, sagte sie.

Andrew schaute sie mit zusammengekniffenen Augen an.

»Wenn ich nicht einmal mehr bis zu diesem Dingi hinaus-schwimmen kann, bist du es bereits. Denn dann bin ich schon so gut wie tot.« Er zwinkerte ihr zu, zog sie an den Unterarmen nahe an sich heran und drückte ihr einen dicken Kuss auf den Mund. »Der muss dir genügen, bis ich wieder zurück bin.«

»Mir wäre es lieber, du würdest hier bleiben.«

»Meine Güte, jetzt sei doch keine Spielverderberin.« Er gab ihr mit der flachen Hand einen Klaps aufs Hinterteil.

Der Schlag war fest genug, um Billie zusammenzucken zu lassen.

»Bin gleich wieder da.«

Dann wirbelte er herum und marschierte mit federnden Schritten zum Wasser.

»Idiot«, murmelte Billie. Obwohl sie sich verärgert anhörte, war sie sichtlich stolz auf Andrew.

»Das schafft Dad schon«, sagte Connie. »Bei einer Strecke wie dieser gerät er nicht mal außer Puste.«

»Ja, er ist wirklich total fit«, gab auch Billie zu.

Mir persönlich kam Andrew, wie er o-beinig ins knietiefe Wasser hinauswatete, eher wie ein alter Affe vor, aber diese Erkenntnis behielt ich für mich.

»Soll ich mit ihm hinausschwimmen?«, fragte ich Billie.

»Mach dich doch nicht lächerlich«, antwortete Connie.

»Dich habe ich nicht gefragt.«

»Das würde ihm nicht gefallen«, sagte Billie, ohne Andrew auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen. »Er glaubt, dass er alles alleine schafft.«

»Trotzdem hat er mich gestern den Baum hinaufklettern und Keith abschneiden lassen«, erwiderte ich.

Billie schüttelte den Kopf. »Tatsächlich? Das kommt wohl daher, dass er ein wenig unter Höhenangst leidet.«

»Im Wasser ist Dad in seinem Element«, sagte Connie.

Die Bucht war so seicht, dass Andrew erst auf Höhe der Felspitze zu schwimmen anfangen musste. Im Schutz des Riffs gab es keine richtige Brandung, nur kleine, harmlose Wellen, die einem Schwimmer in keiner Weise gefährlich werden konnten. Andrew schwamm ruhig und kraftvoll und ließ sich Zeit. Obwohl das Dingi weiter abdriftete, kam er ihm rasch näher.

Auf einmal stand Kimberly neben mir.

»Hi«, sagte ich.

»Hi«, antwortete sie. »Was ist denn los?«

»Dein Vater schwimmt raus und holt das Dingi.«

»Ist das etwa unser Dingi da draußen?«

»Ja.«

»Und wie ist es da hingekommen?«

»Das wissen wir nicht.«

Billie mischte sich ein. »Andrew glaubt, dass der Mörder es in der Nacht ins Wasser gezogen hat.«

»Großer Gott«, murmelte Kimberly und hielt sich eine Hand schützend über die Augen. »Das ist verdammt weit draußen.«

»Ich hätte es eigentlich lieber gesehen, wenn *du* hinausgeschwommen wärst«, sagte Billie. »Aber dein Vater bestand darauf, es selber zu tun.«

»Er wollte dich nicht aufwecken«, ergänzte ich.

»Unfug«, sagte Kimberly. Dann zog sie ohne um Rat oder Erlaubnis zu fragen Keiths Hawaiihemd aus und rannte wie eine Besessene hinunter zum Wasser. Es war ein wunderbarer Anblick, wie sie so leichtfüßig über den Sand sprintete. Ihre glänzenden, schwarzen Haare flatterten im Wind, ihre Arme schwingen hin und her, und ihre langen Beine kickten erst Sand, dann Wasser in die Luft, dessen Tropfen in der Sonne glitzerten.

»Aber er braucht sie doch gar nicht«, stöhnte Connie auf. »Mann! Wieso muss sie sich ständig in alles einmischen?«

»Das geht schon in Ordnung«, sagte Billie.

»Klar doch. Aber wozu das Ganze? Sie kommt doch eh nicht rechtzeitig hinaus.«

So gerne ich Kimberly sonst ansah, jetzt blickte ich an ihr vorbei. Es dauerte ein bisschen, bis ich das Dingi entdeckt hatte. Und Andrew, der ihm immer näher kam.

Dann schaute ich zurück zu Kimberly und sah gerade noch, wie sie ins Wasser tauchte. Ein paar Augenblicke blieb sie verschwunden, dann erschien ihr Kopf wieder an der Oberfläche, und sie begann, mit raschen, kräftigen Bewegungen zu schwimmen.

Mann, war sie schnell!

Aber nicht schnell genug.

Sie hatte erst die Hälfte der Strecke zurückgelegt, als Andrew das Dingi erreichte.

»Er hat es geschafft!«, freute sich Billie.

Weit draußen in der Bucht streckte Andrew die Arme nach oben, ergriff nahe am Bug mit beiden Händen das Dollbord des Dingis und zog sich hoch.

Und dann stand in dem Boot plötzlich jemand auf. Mein Herz hörte fast zu schlagen auf.

Connie schnappte entsetzt nach Luft.

»Mein Gott!«, rief Billie.

Wir konnten nicht sehen, wer es war. Nicht einmal, ob es ein Mann oder eine Frau war. Alles was wir sahen, war eine Gestalt, die sich rasch vom Boden des Bootes erhob und mit beiden Händen einen Gegenstand hoch in die Luft hob.

Der Gegenstand sah aus wie eine Axt.

Er sauste nach unten und schien Andrew direkt am Kopf zu treffen. Andrew ließ das Dollbord los.

Und tauchte unter.

Ich fühlte mich, als ob mir jemand mitten in den Bauch getreten hätte.

Connie schnappte völlig über und kreischte aus voller Kehle:
»Dad! Dad!«

Billie hingegen behielt einen kühlen Kopf. Ähnlich wie ich musste sie sich gedacht haben, dass es jetzt Wichtigeres gab, als um Andrew zu weinen. So, wie es aussah, konnte ihm niemand mehr helfen.

Kimberly war in höchster Gefahr.

Sie schwamm immer noch auf das Dingi zu. Hatte sie denn nicht gesehen, was passiert war? Oder vielleicht *hatte* sie es gesehen und wollte etwas tun.

»Kim! Kim!«, schrie Billie. »Pass auf! Komm sofort zurück!«

»Was ist denn los?«, hörte ich Thelma von hinten fragen. Ich drehte mich um und sah, dass sie aufgestanden war und auf uns zu humpelte.

Billie beachtete sie nicht und fuhr fort, Kimberly etwas zuzurufen.

Connie, die auf die Knie gesunken war, hatte sich wieder hochgerappelt und kreischte, während sie angestrengt hinaus zu dem Dingi starrte, immer noch »Dad!«

Ich streifte meine Schuhe von den Füßen und rannte zum Wasser.

Keine Ahnung, was ich damit bezwecken wollte.

Während ich hinaus in die Bucht watete, hörte ich, wie ein Motor angelassen wurde und blieb stehen. Bis zur Hüfte im Wasser sah ich das Dingi sich nach rechts bewegen. Der Mörder saß am Heck und steuerte.

Vielleicht war es Wesley.

Aber es hätte genauso gut jemand anderer sein können.

Das Boot nahm rasch Fahrt auf.

Kimberly schwamm weiter, aber sie konnte das Dingi unmöglich einholen.

Da war es nur noch einer

Ich bin das einzige männliche Wesen, das jetzt noch übrig ist. Oberflächlich betrachtet ist das ja ein beneidenswerter Zustand, als einziger Mann mit vier Frauen auf einer einsamen tropischen Insel zu sein.

Aber leider gibt es da einen entscheidenden Haken:

Die anderen drei Männer unserer Reisegruppe mussten in rascher Folge ihr Leben lassen. (Falls man Wesley dazu zählt, der entweder tot oder der Mörder ist.)

Die Frauen hingegen sind noch vollzählig.

Was mich zu der Frage bringt, wie sicher man als Mann auf dieser Insel ist.

Oder anders gefragt: Wen wird sich der Mörder wohl als Nächsten vorknöpfen?

Ich weiß nicht so recht, was ich tun soll. Abhauen ist kaum möglich, seit der Killer sich unser Dingi geschnappt hat. Kein Mensch kann sagen, wo es jetzt ist. Als ich es das letzte Mal sah, fuhr es auf die Nordspitze der Bucht zu. Kimberly und ich hatten gerade Andrews Leiche zu den Felsen am Rand der Bucht gebracht (etwa an die Stelle, an der Billie und ich gestern Abend das Geschirr abgewaschen hatten).

Jetzt, nachdem ich die Wunde gesehen habe, bin ich mir hundertprozentig sicher, dass die Waffe, mit der Andrew getötet wurde, eine Axt gewesen sein muss. Sie hatte seinen Schädel bis fast zum Unterkiefer hinab in zwei Hälften gespalten. Nur noch sein Hinterkopf war halbwegs intakt, aber vorne klaffte ein breiter Spalt, der direkt durch Andrews Gesicht lief. Als wir die Leiche auf die Felsen zogen, quoll daraus immer noch eine blutige Masse hervor. So etwas Gruseliges habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen. An seinem Gesicht hätte man Andrew jedenfalls nicht mehr wieder erkennen können.

Für Kimberly muss es grauenvoll gewesen sein, ihren Vater so zu sehen, und irgendwie empfand ich es als eine Ironie des Schicksals, dass er gestern noch so verzweifelt versucht hatte, den toten Keith vor ihr zu verbergen. Jetzt lag er selbst vor uns, sah sehr viel schlimmer aus als Keith - und er konnte nichts mehr tun, um seiner Tochter den Anblick zu ersparen.

Im Gegensatz zu Kimberly musste ich mich übergeben.

Nachdem wir Andrew aus dem Wasser gezogen hatten, setzte sie sich mit dem Rücken zu mir und dem Toten auf einen Felsen, schlang die Arme um die Unterschenkel und starrte aufs Meer hinaus. Genau so hatte sie gestern lange am Strand gesessen, nachdem sie Keith begraben hatte.

Das Dingi war jetzt schon fast nicht mehr in Sicht.

Ich überlegte, ob ich mich nicht neben sie setzen und sie vielleicht sogar in den Arm nehmen sollte. *Gewollt* hätte ich es auf alle Fälle. Ich hätte sie wirklich gern getröstet. Aber weil sie es vielleicht so aufgefasst hätte, als wolle ich einen Vorteil aus ihrer Situation schlagen, traute ich mich schließlich doch nicht.

Nach einer Weile fragte ich: »Was machen wir jetzt?«

Sie schüttelte bloß den Kopf.

»Es wäre nicht gut, wenn die anderen ihn so sehen würden«, sagte ich und dachte, dass Andrew, wenn er noch am Leben gewesen wäre, bestimmt genauso gedacht hätte.

Kimberly saß nur da und starrte weiter hinaus aufs Meer.

»Soll ich eine Decke holen oder so?«, fragte ich.

»Ja.«

»Bist du sicher, dass du alleine hier bleiben willst?«

Sie nickte.

Aber als ich mich zum Gehen wandte, sagte sie: »Halt, warte.« Sie stand auf und drehte sich um. Ich bemerkte, dass sie leise weinte. Sie wischte sich mit der Hand über die Augen und zog die Nase hoch. »Einen Augenblick bitte. Okay?«

»Klar doch.«

»Bin gleich wieder in Ordnung ... dauert nicht lang.«

Ich bemühte mich, sie nicht anzustarren, denn davon bekam ich Schuldgefühle. Als Mann sollte man sich nicht dafür interessieren, wie toll eine Frau im Bikini aussieht, wenn ihr Vater gerade mit einer Axt erschlagen wurde.

Kimberly wischte sich noch einmal die Tränen aus den Augen. »Danke, dass du mir geholfen hast, Rupert«, sagte sie.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Du hast Recht mit dem, was du gerade gesagt hast. Dass die anderen ihn nicht so sehen sollten. Ich wünschte, ich hätte ihn auch nicht ... und Dad selbst würde uns lieber so in Erinnerung bleiben, wie er war. Weißt du?«

»Deshalb dachte ich, es wäre besser, ich würde zum Lager gehen und etwas holen, mit dem wir ihn zudecken können.«

»Das ist nicht nötig. Ich werde ihn übers Riff hinaus ins offene Meer ziehen.«

»Wie bitte?«

»Dad hat sich immer eine Seebestattung gewünscht. Und die soll er bekommen.«

»Meinst du nicht, dass es besser wäre, ihn neben Keith zu bestatten? Dann können wir ihn mitnehmen, wenn wir gerettet werden.«

Kimberly schüttelte den Kopf. »Mit Keith ist das etwas anderes. Ich weiß, was Dad wollte.«

»Sollten wir nicht Billie fragen, was sie dazu meint?«

»Bring sie her. Auch Connie und Thelma. Sie sollen alle kommen. Ich warte im Wasser auf sie. Mit Dad.«

»Soll ich dir helfen?«

»Nein, hol die anderen.«

Ich konnte es mir aussuchen, ob ich schwimmen oder über die Felsen klettern wollte. Da ich barfuß war, entschied ich mich fürs Schwimmen. Als ich im Lager ankam, saßen Billie und Connie noch im Sand. Billie hatte den Arm um Connie gelegt, und Thelma, die neben ihnen stand, sah mich kommen und schüttelte schluchzend den Kopf.

Niemand hatte etwas gegen Kimberlys Plan einzuwenden. Anscheinend hatte Andrew allen klar gesagt, dass er auf dem Meer bestattet werden wollte.

Ich zog meine Schuhe an und ging mit den anderen zur Fels spitze.

Kimberly war nicht weit hinausgeschwommen und trat etwa zehn Meter vom Strand entfernt Wasser, während Andrews Leichnam neben ihr schwamm. Obwohl das Wasser kristallklar war, konnte man nicht sehen, wie schlimm er aussah, denn Kimberly hatte die Leiche auf den Bauch gedreht. Außerdem konnte man bei dem Sonnenlicht, das blendend grell von der Wasseroberfläche reflektiert wurde, ohnehin kaum etwas erkennen außer Andrews grau behaartem Rücken und seinem rechten Arm, an dem Kimberly ihn festhielt.

»Ich ziehe Dad jetzt hinaus«, sagte sie. »Hat jemand von euch etwas dagegen einzuwenden?«

Connie und Thelma schluchzten beide so stark, dass es einem schier das Herz zerriss.

Billie wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte: »Ich will mitkommen.« Dann ging sie ins Wasser und schwamm zu Kimberly. Als sie bei ihr angekommen war, nahm sie Andrews linken Arm, und dann schwammen sie beide weiter hinaus und zogen den Toten hinter sich her.

Es war ein so rührender Anblick, dass ich selber zu weinen anfing - und das, obwohl ich den Mann nie sonderlich gemocht hatte.

Das war vor ein paar Stunden. Nach der »Seebestattung« gingen wir alle zum Lager zurück.

Die Stimmung hier ist sehr gedrückt.

Seit wir vor zwei Tagen auf dieser Insel gestrandet sind, haben Billie, Kimberly und Thelma auf ganz unterschiedliche Weise ihre Ehemänner verloren. Und als wäre das noch nicht schlimm genug, haben Kimberly, Thelma und Connie jetzt auch keinen Vater mehr.

Ich bin der Einzige hier, der nicht einen oder mehrere geliebte Menschen verloren hat, aber dafür bin ich vermutlich derjenige, den sich der Mörder als nächstes Opfer aussuchen wird.

Gerade habe ich hier am Strand mein Tagebuch nachgetragen. Das lässt mich unsere missliche Situation zwar nicht vergessen, aber zumindest denke ich beim Schreiben nicht ständig daran, in welcher Gefahr *ich* mich befinde.

Es besteht kein Zweifel daran, dass ich der Nächste auf der Liste bin, oder?

Er muss mich umbringen, damit ihm kein Mann mehr im Weg steht.

Aber was ist das für ein Weg? Und wo führt er hin?

Zu den Frauen.

Er will die Frauen.

Wir müssen uns etwas einfallen lassen, bevor es zu spät ist.

Wir schmieden einen Plan

Obwohl es noch Vormittag war, bekam ich, nachdem ich mein Tagebuch nachgetragen hatte, Hunger. Niemand hatte auch nur einen Bissen gefrühstückt, trotzdem schienen die anderen überhaupt nicht ans Essen zu denken.

Leider kann man sich als Schiffbrüchiger nur schlecht allein über irgendwelche Nahrungsmittel hermachen - das sieht dann gleich so aus, als wolle man sich auf diese Weise mehr als die einem zustehende Ration einverleiben. Aber ich wollte die Frauen in ihrer Trauer nicht stören.

Ich fühlte mich mehr denn je als Außenseiter, denn ich war der Einzige, der um niemanden trauern musste. Ich hatte den Ermordeten nicht sonderlich nahe gestanden, während sich für die anderen mit einem Schlag ihr ganzes Leben verändert hatte.

Trotzdem ging mir ihre Totenklage irgendwie auf den Geist. Vielleicht, weil mir dadurch immer deutlicher bewusst wurde, dass ich höchstwahrscheinlich das nächste Opfer des Mörders werden würde, vielleicht aber auch, weil ich Hunger hatte und sie das vor lauter Herumlamentieren nicht bemerkten.

Für sie schien ich einfach nicht mehr zu existieren. Zumindest kam es mir so vor.

Weil mich sowieso niemand vermissen würde, beschloss ich, einen Spaziergang zu machen. Seit Keith und Kimberly von der Lagune berichtet hatten, war ich gespannt, wie sie wohl aussah, und wäre gerne darin geschwommen. Jetzt schien mir der richtige Zeitpunkt gekommen, sie mir anzusehen. Also nahm ich meinen Bücherrucksack und einen der Speere und ging los in Richtung Dschungel.

Ich hatte keine Angst.

Wenn mich irgendeine Dschungelkreatur angegriffen hätte, wäre ihr das vermutlich schlecht bekommen.

Und was den Mörder betraf - der war meiner festen Überzeugung nach ganz woanders. Auch wenn ich keine Ahnung hatte,

wie groß die Insel wirklich war, und er gut drei Stunden Zeit gehabt hatte, um sich wieder in den Dschungel zu schleichen, war er meiner Meinung nach meilenweit entfernt.

Jetzt, wo er uns das Dingi weggenommen hatte, hatte er alle Zeit der Welt, um mich zu töten.

Und wenn er es dann irgendwann tat, würde es wohl niemanden sonderlich berühren.

Verbittert und zu allem entschlossen ging ich den Strand hinauf. Als ich die Stelle erreicht hatte, an der der Bach aus den Büschen kam, rief Kimberly mir hinterher: »Rupert, was machst du denn?«

Ich antwortete ihr über die Schulter: »Will mir mal die Lagune anschauen.«

»Bist du verrückt? Komm sofort zurück.«

Ich drehte mich um, ging aber rückwärts weiter auf den Dschungel zu. »Ich bleibe nicht lange weg.« Alle vier Frauen sahen mich jetzt an.

»Rupert!«, schrie Billie.

»Du kannst nicht alleine in den Dschungel gehen«, rief Kimberly. »Wenn du unbedingt zu der Lagune musst, gehen wir alle mit.«

»Ich *muss* nicht.« Auf einmal kam ich mir wie ein Blödmann vor. Es gefiel mir zwar, dass ich ihnen offensichtlich doch nicht ganz egal war, aber ich fühlte mich trotzdem ziemlich unwohl, weil ich mich mit meiner Aktion so in den Vordergrund gespielt hatte. Also trottete ich langsam zurück zu den anderen.

»Wir sollten jetzt alle etwas essen«, sagte Thelma. »Was meint ihr dazu? Ich jedenfalls komme fast um vor Hunger.«

»Gute Idee«, sagte ich.

Jetzt, wo ich wieder da war, verloren die Frauen wieder ihr Interesse an mir. Nur Kimberly ließ mich nicht aus den Augen, und ich erwiderte ihre Blicke.

Sie stand mit leicht gespreizten Beinen im Sand und hatte die linke Hand in die Hüfte gestemmt, während sie in der rechten ei-

nen Speer hielt. Ihre langen Haare und Keiths Hawaiihemd flatterten im Wind, und ihre gebräunte Haut glänzte im Sonnenlicht.

Ich wünschte, ich hätte sie fotografieren können.

Andrew hatte eine Kamera mit auf die Insel gebracht, an die ich mich aber erst jetzt, als ich Kimberly in dieser tollen Pose dastehen sah, wieder erinnerte. Eigentlich müsste die Kamera noch im Picknickkorb sein, denn niemand hatte sie seit der Explosion des Bootes benutzt. Ich denke, ich werde sie dort lassen. Erstens gehört sie mir nicht, und zweitens wäre ich mir ziemlich seltsam vorgekommen, wenn ich an einem Tag wie diesem herumgeknipst hätte.

Trotzdem hätten wir Fotos von den Leichen machen sollen, aber offenbar hatten die anderen auch nicht an die Kamera gedacht.

Anhand der Fotos hätten wir den Behörden zeigen können, wie Keith und Andrew ums Leben gekommen waren. (Bei Andrew ist es zu spät, der treibt jetzt draußen auf dem Meer, aber Keith hätten wir theoretisch wieder ausgraben und fotografieren können, nur werde ich nicht derjenige sein, der diesen Vorschlag macht).

Wie dem auch sei, Kimberlys Zuwendung hatte meine Stimmung schlagartig verbessert, und sie anzuschauen, wie sie so dastand, war wirklich ein Genuss.

Weil es uns am Lagerfeuer zu warm war, setzten wir uns rings um unsere aufgestapelten Vorräte in den Sand. Wie üblich kümmerte sich Billie ums Essen und verteilte Käse und Kracker, die noch vom Picknick übrig waren. Es gab kräftig schmeckenden Emmentaler und geräucherten Edamer, den Billie mit Andrews Taschenmesser in Scheiben schnitt. Außerdem machte sie eine Flasche Wein auf, die Keith vom Grund der Bucht heraufgeholt hatte. Es war ein Glen Ellen Cabernet Sauvignon. Obwohl er nicht gekühlt war, schmeckte er fantastisch. Wir tranken aus der Flasche und ließen sie im Kreis herumgehen.

Zuerst machten wir eine Menge Smalltalk über das Essen, den Wein und das Wetter, weil wir alle bemüht waren, die düsteren

Themen zu meiden. Nach zehn Minuten aber sagte Kimberly:
»Ich habe ihn gesehen.«

Wumm.

Schweigen.

Alle hörten auf zu essen und sahen sie an.

Wir wussten, dass sie den Mörder meinte.

Und ihr Gesicht sagte uns, wen sie gesehen hatte.

»Nein!«, rief Thelma.

»Tut mir Leid«, erwiderte Kimberly sehr ernst.

»Wesley ist tot!«

»Nein, ist er nicht. Ich habe ihn ganz deutlich gesehen.«

»Unmöglich!«

»Doch, Thelma. Er war es. Wesley hat Dad umgebracht.«

»Du lügst.«

Kimberly schüttelte den Kopf. »Ich habe mir lange überlegt, ob ich es euch erzählen soll, und am liebsten hätte ich gesagt, dass ich den Mörder nicht richtig gesehen habe. Aber das hätte uns auch nicht weitergeholfen. Ich weiß, dass es hart für dich ist, Thelma, aber du musst den Tatsachen ins Auge blicken. Wesley lebt, und er hat vor, uns einen nach dem anderen umzubringen.«

»Nein!«, stieß Thelma hervor. »Das ist eine Lüge!« Sie konnte nicht mehr weitersprechen und schluchzte hemmungslos vor sich hin. Noch immer hatte sie einen halb gegessenen Kracker mit einem Stück Käse darauf in der Hand, und fast dachte ich, sie würde ihn Kimberly gleich ins Gesicht werfen. Dann aber steckte sie ihn in den Mund und krabbelte auf Händen und Knien von uns weg. Nach zwei Metern rappelte sie sich hoch und ging mit gesenktem Kopf den Strand entlang.

Kimberly wollte ebenfalls aufstehen, aber Billie hob eine Hand und schüttelte den Kopf. »Thelma kommt schon allein zurecht. Wir müssen dringend überlegen, was wir jetzt tun.«

Kimberly blieb sitzen.

Thelma hatte inzwischen das Wasser erreicht und setzte sich mit dem Rücken zu uns in den Sand.

Weil Thelma jetzt außer Hörweite war, machte Kimberly ihrem Ärger Luft. »Dieser verdammte Dreckskerl! Ich *wusste*, dass er Keith auf dem Gewissen hat!«

»Ob er wohl vorhat, uns alle zu töten?«, fragte Billie.

»Die Männer auf jeden Fall«, sagte ich. »Und dann vielleicht die Frauen.«

»Was können wir tun?«, fragte Connie, die mehr Angst als ihre Mutter oder Kimberly zu haben schien.

»Wir können nicht einfach nur herumsitzen und darauf warten, dass er wieder zuschlägt«, sagte Billie.

»Das finde ich auch«, pflichtete ich ihr bei. »Denn wenn er zuschlägt, trifft es als Nächsten mich.«

Obwohl Billie zustimmend nickte, sagte sie: »Das muss nicht sein. Vielleicht tötet er auch einfach den, der am unvorsichtigsten ist. Ich weiß, dass er erst Keith und dann Andrew umgebracht hat und dass das beides Männer waren, aber woher konnte er wissen, dass Andrew hinaus zu dem Dingi schwimmen würde?« Sie zögerte. »Wenn es bloß weggetrieben wäre ...«

»Hätte ich doch nur den Mund gehalten«, sagte Connie.

»Das war nicht ausschlaggebend«, antwortete ich. »Andrew hätte das Dingi auf jeden Fall zurückgeholt.«

»Ich hätte ihn davon abhalten müssen«, sagte Billie.

»Niemand hier ist Schuld an seinem Tod«, meinte Kimberly. »Niemand außer Wesley.«

»Und deshalb müssen wir von jetzt an sehr vorsichtig sein«, sagte ich. »Er ist ein verdammt hinterhältiger Typ.«

»Vorsicht allein genügt nicht«, sagte Billie.

Kimberly nickte. »Wir müssen ihm das Handwerk legen.«

»Ich bin nach wie vor der Meinung, dass wir von dieser Insel verschwinden sollten.« Natürlich kam das von Connie.

»Nein«, antwortete Billie. »Dein Vater hatte hundertprozentig Recht: Hier haben wir Nahrung und Wasser und können unendlich lange überleben.«

»Du siehst ja, wie lange Dad überlebt hat.«

»Dads Tod geht auf Wesleys Konto«, sagte Kimberly. »Und deshalb müssen wir Wesley eliminieren.«

»Oder uns selbst«, schlug ich vor.

»Wie meinst du das?«, fragte Billie.

»Wenn er uns nicht finden kann, kann er uns auch nicht umbringen.«

»Meinst du, wir sollten uns verstecken?«

»War nur so ein Gedanke. Wenn wir ihn unschädlich machen wollen, müssen wir ihn erst einmal *finden*. Er hingegen weiß genau, wo wir sind. Er braucht sich nur irgendwo im Dschungel zu verstecken, dann kann er uns ständig im Blick behalten und warten, bis sich eine günstige Gelegenheit ergibt. Aber was wäre, wenn wir auf einmal nicht mehr da wären und er nach uns suchen müsste?«

»Der findet uns überall«, sagte Connie, optimistisch wie immer.

»Nicht unbedingt.«

Kimberly runzelte die Stirn und sagte: »Ich habe eigentlich keine allzu große Lust, mit diesem Scheißkerl Verstecken zu spielen. Lieber würde ich ihn aus dem Verkehr ziehen. Ihn jagen und umbringen.«

»Wir könnten ihn ja auch in eine Falle locken«, schlug Billie vor.

»Und wie sollen wir das anstellen?«, fragte Kimberly.

»Erst verschwinden wir und dann locken wir ihn in einen Hinterhalt«, erklärte Billie und nickte mir zu.

Das gefiel mir.

Wenn ich ihren Gesichtsausdruck richtig deutete, gefiel es Kimberly auch. »Und wie?«, fragte sie.

Billie zuckte mit den Schultern. »Wir müssen uns eben etwas einfallen lassen.«

Und so ließen wir die Weinflasche wieder kreisen und schmiedeten wilde Pläne. Eigentlich waren wir uns im Grundsatz einig, aber wir sahen uns immer wieder mit demselben Problem konf-

rontiert: Wie konnten wir wissen, ob Wesley uns beobachtete oder nicht. Es würde nämlich ziemlich schwierig werden, sich zu verstecken (und noch viel schwieriger, einen Hinterhalt zu legen), wenn er uns dabei von irgendwoher zusah.

Selbst wenn wir mitten in der Nacht das Feuer löschten, wäre es am Strand immer noch nicht dunkel genug, um uns vollkommen unsichtbar werden zu lassen. Dazu schimmerte der Sand einfach zu hell im Licht des Mondes und der Sterne.

»Am besten lassen wir das Feuer brennen«, sagte Billie. »Dann können sich seine Augen nicht an die Dunkelheit gewöhnen.«

»Aber das braucht er doch gar nicht, wenn er uns im Feuerchein ohnehin sehen kann«, gab Kimberly zu bedenken.

»Vielleicht können wir uns genau das zu Nutze machen«, schlug ich vor. »Wir könnten ihm doch etwas vorspielen, und während er sich das anschaut, schleichen sich die anderen unbemerkt auf ihre Positionen.«

Billie nickte. »Du willst ihn ablenken, nicht wahr?«

»Genau«, sagte ich. »Nehmen wir mal an, einer von uns macht etwas, das Wesley brennend interessiert, dann ist er beschäftigt, und die anderen können unbemerkt alles tun.«

»Und an was denkst du da?«, fragte Connie. Sie machte ein Gesicht, als glaubte sie zu wissen, woran ich gedacht hatte.

»Keine Ahnung«, erwiderte ich achselzuckend. »Vielleicht an einen Streit?«

Das war es zwar nicht, was mir vorgeschwebt hatte, aber ich wollte nicht derjenige sein, der einen Striptease vorschlug.

»Für einen Streit brauchen wir mindestens zwei«, gab Billie zu bedenken. »Damit wären nur noch drei übrig, um mit Wesley fertig zu werden.«

»Mir ist auf die Schnelle nur nichts besseres eingefallen«, erklärte ich.

»Drei könnten genügen«, sagte Kimberly. »Und ich möchte auf jeden Fall dabei sein.«

»Connie und Rupert«, sagte Billie. Sie sah uns beide an, bevor sie ihren Blick auf Kimberly richtete. »Die beiden könnten sich während ihrer Nachtwache streiten.«

Wie kam sie bloß darauf?

Doch damit nicht genug. »Aber es müsste ein richtig handgreiflicher Streit sein, bei dem die Fetzen fliegen.«

»Aber leise«, ergänzte Kimberly. »Sonst ist es unglaublich. Schließlich dürfen sie uns nicht aufwecken.«

»Genau. Und während sie sich streiten, schleichen wir uns fort und verstecken uns.«

»Wo denn?«, wollte Connie wissen.

»Du versteckst dich überhaupt nicht. Du streitest mit Rupert.«

»Ich habe ja auch nicht an mich gedacht. Wo wollt *ihr* euch denn verstecken, so dass Wesley euch nicht sieht? Die Felsen sind doch viel zu weit weg dafür.«

»Wir graben uns heute Nachmittag ein Loch, in dem wir uns verstecken können«, sagte Kimberly.

»Und Wesley wird glauben, wir heben eine Latrine aus«, ergänzte Billie.

»Dann sollen also Connie und ich ihn mit einem Riesenstreit ablenken«, sagte ich. »Und ihr schleicht euch währenddessen auf eure Angriffspositionen. Aber wie kriegen wir Wesley dazu, dass er aus dem Dschungel kommt?«

»Du und Connie, ihr trennt euch«, schlug Billie vor.

»Connie rennt weg«, führte Kimberly weiter aus.

Die beiden Frauen waren ein gutes Team.

»Sie läuft von dir fort zum Meer«, fuhr Kimberly fort.

»Und du bleibst allein und verärgert am Feuer zurück«, fügte Billie hinzu.

»Wäre es nicht besser, er würde langsam auf den Dschungel zugehen?«, meinte Kimberly.

»Noch besser. Das wird Wesley gefallen. Wenn wir uns nicht geirrt haben, will er Rupert als Nächsten aus dem Weg räumen.«

»Machen wir es ihm nicht zu einfach«, sagte ich.

»Keine Angst, wir sind ja ganz in der Nähe«, erwiderte Kimberly. »Wenn er auf dich losgeht, greifen wir an.«

»Und wenn er die Axt dabei hat?«

»Er wird keine Chance haben, sie einzusetzen.«

»Wir töten ihn, bevor er dir zu nahe kommt«, versicherte Billie.

Das Pläneschmieden hatte die Frauen aus ihrer Lethargie geweckt, in die sie nach Andrews Tod versunken waren. Es sah ganz so aus, als würden ihre Rachegelüste ihnen über ihren Schmerz hinweghelfen.

Connie hatte allerdings noch ein Problem mit unserem Hinterhalt.

»Wer sagt uns denn, dass Wesley auch wirklich im Dschungel ist, während wir unsere kleine Show abziehen?«, fragte sie. »Bevor ich allein zum Meer renne, möchte ich sicher sein, dass er uns nicht von *dort* aus beobachtet. Ich habe keine Lust, ihm direkt in die Arme zu laufen, während ihr ihm ganz woanders auflauert.«

Billie verzog das Gesicht. »Da hast du Recht.«

»Warum kann Connie denn nicht am Feuer bleiben?«, fragte ich.

»Damit du allein bist«, erklärte Kimberly.

»Ich dachte, ich soll in den Dschungel gehen.«

»Aber Connie darf dir dabei nicht zusehen, sonst muss Wesley befürchten, dass sie Alarm schlägt, und greift dich nicht an.«

»Er glaubt ja, dass wir anderen fest schlafen«, sagte Billie. »Wenn Connie sieht, dass er dich angreift, weckt sie uns, damit wir dir zu Hilfe kommen. Und das will Wesley bestimmt nicht.«

»Er *muss* glauben, dass er dich allein erwischt«, ergänzte Kimberly.

»Wenn ihr glaubt, ich renne allein zum Meer und lasse mich dort abmurksen, dann ...«, fing Connie wieder an, aber Kimberly schnitt ihr das Wort ab.

»Wesley ist ganz bestimmt im Dschungel.«

»Und wo war er gestern, als er sich das Dingi geschnappt hat?«

»Ich weiß, wie wir es hinkriegen«, sagte ich und wandte mich dabei an Connie, die ein skeptisches Gesicht machte. »Wir streiten uns direkt am Feuer, wo Wesley uns gut sehen kann. Und dann verpasse ich dir einen Schlag, der dich bewusstlos zu Boden schickt.«

»Super«, murmelte Connie.

»Wir tun doch nur so«, sagte ich. »Ich schlage ja nicht wirklich zu, aber du fällst hin und bleibst liegen, als wärest du k.o. Auf diese Weise kannst du am Feuer bleiben, wo dich jeder sieht und die anderen dir schnell zur Hilfe kommen können, und Wesley wird denken, dass du nichts mitkriegst.«

»Klingt gut«, sagte Billie.

»Ja«, stimmte Kimberly ihr zu. »Damit kann ich leben.«

Connie rümpfte die Nase. »Ich weiß nicht so recht«, murmelte sie.

»Was passt dir denn nicht?«, fragte ich.

»Irgendwie kommt mir das ... so hinterhältig vor.«

»Hinterhältig?«, gab ich zurück. »Der Mistkerl hat immerhin deinen Vater auf dem Gewissen.«

Das hätte ich lieber nicht sagen sollen.

»Meinst du etwa, ich hätte das vergessen? Fick dich ins Knie!« Sie warf eine Hand voll Sand nach mir.

Ich war schon froh, dass es kein Speer war und drehte mich weg, sodass mich der Sand nur seitlich traf.

»Connie, hör sofort mit dem Unsinn auf«, rief Billie.

»Rupert ist so ein Widerling!«

»Beruhige dich, Liebling. Wir müssen tun, was wir können, ob es nun hinterhältig ist oder nicht. Wesley hat schließlich nicht nur deinen Vater und Keith getötet, er wird uns alle umbringen, wenn wir ihn nicht daran hindern.«

»Vielleicht, vielleicht aber auch nicht.«

»Kann sein, dass du Recht hast, Connie«, sagte ich. »Vielleicht wird ja alles wieder gut, und er hört mit dem Morden auf, nachdem er *mich* weggeputzt hat.«

Connie starrte mich böse an. »Und wenn's so wäre?«

Kimberlys Mundwinkel verzogen sich tatsächlich zu einem Lächeln. »Macht richtig Spaß, euch beim Streiten zuzusehen«, sagte sie. »Ihr bringt das wirklich überzeugend rüber.«

»Aber könnt ihr damit nicht bis zum Abend warten, wenn es wirklich drauf ankommt?«, fragte Billie.

Connie bleckte die Zähne. »Ist ja schon gut«, knurrte sie. Dann deutete sie mit dem Kinn auf Thelma. »Und was machen wir mit ihr?«

Wir diskutierten es rasch durch und beschlossen, ihr nichts von unserem Plan zu sagen. Erstens wäre Thelma in ihrer momentanen körperlichen Verfassung keine große Hilfe, wenn es galt, Wesley auszuschalten, und zweitens war sie seine Frau und liebte ihn offenbar auch jetzt noch, nachdem er ihrem Vater den Schädel gespalten hatte.

Als Nächstes überlegten wir, wo wir unsere »Latrine« ausheben sollten.

Ein guter Ort dafür wäre auf etwa zwei Dritteln der Strecke zwischen dem Lagerfeuer und dem Rand des Dschungels, beschlossen wir. Dort würden Kimberly und Billie, wenn sie nachts von ihrem Lager zur Grube krochen, nicht vom Licht des Feuers beschienen. Auch wenn wir Wesley noch so gut ablenkten, wollten wir kein Risiko eingehen.

Die nächsten paar Stunden über gruben wir mit bloßen Händen, Speeren, Tassen und Töpfen ein tiefes Loch in den Sand. Als Thelma uns fragte, was wir da taten, erklärten wir ihr, dass wir eine Latrine anlegten, damit niemand von uns mehr im Dschungel sein Leben riskieren musste. Sie schien das für eine gute Idee zu halten und half uns sogar beim Buddeln.

Bei der Arbeit kamen wir auf die Idee, uns aus Zweigen und Blättern einen Sichtschutz zu bauen. Am Schluss hatten wir zwei Kabinen mit etwa eineinhalb Meter hohen Wänden, hinter denen man uns aus dem Dschungel heraus nicht sehen konnte.

Falls es Kimberly und Billie gelang, in der Nacht unbemerkt zu dieser Latrine zu gelangen, konnten sie sich dort wunderbar auf die Lauer legen.

Ein Problem ergab sich allerdings, als Thelma die gerade fertig gestellte Latrine benutzen wollte.

Ich hatte mich schon wieder an mein Tagebuch gesetzt, war aber noch in Hörweite, sodass ich mitbekam, wie Kimberly sie abging. »Was hast du vor?«, fragte sie.

»Na, was meinst du wohl?«, gab Thelma zurück.

»Das ist keine gute Idee.«

»Wieso?«

»Du darfst die Latrine nicht benutzen.«

»Wieso nicht?«, fragte Thelma indigniert. »Ich habe immerhin mitgeholfen, sie zu bauen.«

»Weil das vor morgen früh niemand darf.«

»Und warum nicht?«

»Weil sich der Sand erst setzen muss«, erklärte Kimberly.

»Wie bitte?« Thelma runzelte verwirrt die Stirn.

»Wenn der Sand sich nicht setzt, fallen die Wände wieder ein.«

»Bist du verrückt?«

»Nein, das ist eine Tatsache.«

Thelma schüttelte den Kopf. »So was habe ich noch nie gehört.«

»Kimberly hat Recht«, mischte ich mich ein. »Eine Sandlatrine darf man vierundzwanzig Stunden lang nicht benutzen. Das weiß doch jeder.«

Thelma verzog das Gesicht. So ganz schien sie uns die Geschichte nicht abzunehmen.

»Wo soll ich dann hingehen?«, fragte sie ihre Schwester.

»Da, wo wir bisher auch hingegangen sind«, antwortete Kimberly und deutete in Richtung Dschungel. »Ich hole Billie und Connie, und dann gehen wir alle miteinander. Allein ist es dort jetzt zu gefährlich.«

»Soll ich auch mitgehen?«, fragte ich.

Thelma sah mich mit zusammengekniffenen Augen an, aber Kimberly spielte mit. Sie wusste, dass ich es nicht ernst meinte. »Nein, du bleibst hier und hältst die Stellung.«

»Meint ihr nicht, dass ihr einen Mann zu eurem Schutz braucht?«, fragte ich.

»Das schaffen wir schon allein, Rupert.«

»Wie ihr wollt.«

Und so gingen die Frauen ohne mich ins Gebüsch. Ich blieb sitzen, hörte aber für eine Weile mit meiner Tagebuchschreiberei auf. Falls Wesley plötzlich auftauchen und sich auf mich stürzen sollte, wollte ich durch nichts abgelenkt sein.

Trotz gewisser Bedenken fühlte ich mich einigermaßen in Sicherheit. Zum Ersten befanden sich rings um mich herum relativ große freie Sandflächen, auf denen ich jeden Angreifer von weitem kommen sehen würde, und zum Zweiten war ich mit einem Speer, einer Keule und einem Haufen Steine recht gut bewaffnet.

Außerdem waren die Frauen nicht weit von mir entfernt. Sie gingen nur so weit in den Dschungel, bis sie vor meinen Blicken geschützt waren. Ich konnte ihre Stimmen hören, und daraus schloss ich, dass auch meine Hilferufe zu ihnen dringen würden.

Aber es passierte nichts.

Als die Frauen wieder kamen, konnte ich in Ruhe mein Tagebuch nachtragen. Kimberly und Billie gingen schwimmen, Connie kletterte auf die Felsspitze, blieb dabei aber immer in Sichtweite, und Thelma lag die meiste Zeit im Strand und schien zu schlafen.

Vielleicht sollte ich das auch tun.

Kann sein, dass uns eine lange Nacht bevorsteht.

Vierter Tag

Das Ablenkungsmanöver

Gestern Abend hat sich Thelma schon kurz nach Einbruch der Dunkelheit schlafen gelegt. Das war eigentlich erfreulich, denn ich hatte schon befürchtet, dass sie kein Auge mehr zumachen würde, weil sie tagsüber so viel geschlafen hatte. Unseren geplanten Hinterhalt hätten wir dann vergessen können.

Genau das sagte ich auch den anderen, als Thelma eingeschlafen war.

»Menschen, die psychisch stark belastet sind, schlafen häufig viel«, meinte Billie. »Das ist überhaupt nicht ungewöhnlich. Auf diese Weise entfliehen sie einer bedrückenden Realität.«

Bevor Billie Andrew geheiratet hatte, war sie Englischlehrerin an einer High School gewesen. Anscheinend musste man als Lehrerin auch eine Menge von Psychologie verstehen, zumindest in Kalifornien. Aber vielleicht hatte sie ihr Wissen über das Schlafverhalten psychisch belasteter Personen auch in einer Talkshow aufgeschnappt.

»Also mir ist nicht nach Schlafen zu Mute«, sagte Kimberly.

»Du bist ja auch viel stärker als Thelma«, entgegnete Billie.

»Und eine echte Killermaschine dazu«, ergänzte ich, woraufhin Kimberly mich freundlich angrinste, Billie die Augen verdrehte und Connie genervt aufstöhnte. Man kann es eben nicht allen Leuten recht machen.

Und so saßen wir etwa eine Stunde oder so um das Feuer herum und unterhielten uns über alles Mögliche außer den geplanten Hinterhalt. Dennoch möchte ich wetten, dass keiner von uns an etwas anderes dachte.

Ich fühlte mich nicht besonders gut, und obwohl es überhaupt nicht kalt war, bekam ich mehrere Male eine Gänsehaut. Tatsäch-

lich war es so warm, dass ich kurz nach Sonnenuntergang sogar mein Hemd ablegte, das ich tagsüber jetzt immer zum Schutz vor der Sonne trug. Streng genommen ist es eigentlich gar kein Hemd, sondern eine Seidenbluse in hellem Pink, die früher einmal Billie gehörte. Andrew und Keith haben sie, wie so vieles andere auch, ein wenig lädiert aus der Bucht gefischt. Am unteren Teil des Rückens fehlt ein ganzes Stück, das bei der Explosion verbrannt ist, aber oben herum ist sie noch tadellos in Ordnung.

Billie hat sie mir gleich am ersten Tag hier auf der Insel gegeben (du meine Güte, es kommt mir vor, als ob das schon zehn Jahre zurück läge). Weil die Bluse zu den besseren Sachen gehörte, die wir aus dem Wrack retten konnten, fragte ich Billie, ob sie sie nicht lieber selber behalten wolle, aber sie antwortete mir: »Wenn ich sie brauche, weiß ich ja, wo ich sie finde.«

Bis jetzt hat sie noch nicht danach gefragt. Anscheinend ist sie glücklich darüber, dass sie die ganze Zeit im Bikini herumlaufen kann. (Ich glaube, ich habe schon mal geschrieben, dass sie offenbar einen leichten Hang zum Exhibitionismus hat. Bestimmt würde sie noch viel mehr sehen lassen, wenn ihre Tochter nicht hier wäre.) Vielleicht will sie die Bluse ja wiederhaben, wenn ihr die Sonnencreme ausgeht, aber ich persönlich hoffe, dass das nicht so bald der Fall sein wird. Mir gefällt es, wenn sie so wenig wie möglich am Leib trägt.

Und so, wie die Dinge hier stehen, sind wir vermutlich alle längst tot, ehe wir uns Sorgen um unseren Vorrat an Sonnenschutzmitteln machen müssen.

Sei's drum. Ich will mir jetzt nicht den Kopf über die Zukunft zerbrechen.

Zurück zu einem Thema, über das ich viel lieber schreibe - die Garderobe der Frauen.

Kimberly läuft die meiste Zeit mit Keiths bunt geblütem Hawaiihemd herum, das sie immer offen trägt, so dass der Wind es beiseite weht und mir einen wunderbaren Blick auf ihre nackte, braune Haut und ihren knappen, weißen Bikini beschert.

Connie trägt einen ganz ähnlichen Bikini, nur dass ihrer orangefarben ist. Allerdings hat sie darüber die meiste Zeit ihr weites, weißes T-Shirt an, das nur hin und wieder mal die eine oder die andere Schulter freigibt. Es reicht ihr wie ein kurzes Kleid etwa bis zur Mitte der Oberschenkel. Der Stoff ist so dünn, dass man durchschauen kann.

Thelma trägt eigentlich immer das Gleiche.

Ach ja, Thelma.

Ich schätze, ich sollte mich nicht mehr länger mit Nebensächlichkeiten aufhalten und lieber gleich auf den Punkt kommen. Und schreiben, was schief gegangen ist.

Obwohl ich nicht gerade scharf darauf bin.

Irgendwie bin ich eben doch ein Drückeberger!

»Jetzt lasst uns zur Sache kommen« - das hat Billie gestern Abend am Feuer auch gesagt.

Und dann kamen wir endlich auf das Thema zu sprechen, das wir alle bisher vermieden hatten. Unseren geplanten Hinterhalt.

»Seid ihr bereit?«, fragte Billie.

Kimberly nickte stumm.

»Sollen wir das wirklich durchziehen?«, fragte Connie.

»Außer, du hast einen besseren Vorschlag«, erwiderte Billie.

Connie rümpfte die Nase.

»Wesley lässt uns nun mal keine andere Wahl«, sagte Kimberly. »Entweder er oder wir.«

»Ihr wollt ihn also wirklich umbringen?«

»Wenn wir können«, erwiderte Billie.

»Du hast das Messer«, sagte Kimberly zu ihr.

Billie hatte sich Andrews Schweizer Messer an der Hüfte in den Gummizug ihres Bikinihöschens gesteckt.

»Willst du ihn töten?«, fragte Kimberly.

Im flackernden Widerschein des Feuers schauten sich die beiden Frauen schweigend an.

Dann sagte Billie: »Du möchtest es tun, stimmt's?«

»Ja.«

Man kann wirklich nicht behaupten, dass sie lange um den heißen Brei herumredeten.

»In Ordnung«, sagte Billie. Sie zog das Messer aus dem Bikinihöschen und gab es Kimberly.

Kimberly umschloss es fest mit der Hand und presste die Faust gegen ihren Bauch.

Billie wandte sich an Connie und mich. »Habt ihr noch irgendwelche Fragen?«

»Schätze nein«, antwortete Connie.

»Ich bin bereit«, sagte ich. »Aber bitte seht zu, dass er mich nicht umbringt, ja?«

Kimberly und Billie standen auf.

»Viel Glück, ihr beide«, sagte Billie. »Und zieht mir eine gute Show ab.«

»Das werden wir«, versprach ich. »Und ihr passt gut auf euch auf da draußen.«

Sie griffen nach ihren Speeren und gingen Seite an Seite hinüber zum Bach, um sich dort wie jeden Abend mit den Fingern die Zähne zu putzen. Danach schlenderten sie zu den Felsen an der Nordseite unseres Strandes. Als sie hinaufkletterten, fauchte Connie mich an: »Glitz nicht so, du Perversling.«

»Ich kann doch überhaupt nichts sehen«, entgegnete ich.

»Du Armer!«

Ich schaute hinüber zu Connie, die auf der anderen Seite des Feuers saß. Ich behielt sie besser im Auge, damit sie nicht wieder auf dumme Gedanken kam. »*Ich* bin nicht scharf drauf, Frauen beim Pinkeln zuzusehen«, stellte ich klar. »Aber du vielleicht ...«

»Leck mich.«

»Jetzt mach mal halblang, ja? Wieso hältst du zur Abwechslung nicht mal die Klappe und denkst über deinen Wortschatz nach?«

»Sehr witzig.«

Ich sah hinüber zu den Felsen, konnte aber weder Billie noch Kimberly entdecken.

»Das muss für dich ja wie ein Sechser im Lotto sein«, sagte Connie.

»Was denn?«

»Dass du auf einer einsamen Insel gestrandet bist, allein mit einer Horde Frauen.«

»Vergiss nicht, dass es hier auch noch einen Irren gibt, der mich abmurksen will. Und jetzt hör auf und spar dir deine Gemeinheiten für unsere große Show nachher.«

Irgendwie schien ihr mein Vorschlag einzuleuchten, denn sie verkniff sich eine bissige Bemerkung dazu.

Nach einer Weile tauchten Billie und Kimberly wieder auf. Sie kletterten die Felsen hinab und kamen den Strand entlang. Nachdem sie den Bach durchquert hatten, winkte Billie uns zu und sagte: »Also dann, gute Nacht.«

»Bis morgen, ihr zwei Hübschen«, fügte Kimberly hinzu.

Dann trennten sie sich, und jede ging zu ihrem Schlafplatz. Billie legte sich allein nieder, und Kimberly machte es sich in ein paar Metern Entfernung neben Thelma bequem.

Von dort, wo ich saß, konnte ich nicht viel von ihnen sehen. Sie lagen zwar nicht ganz außerhalb des Feuerscheins, aber doch im Halbdunkel - genau so, wie wir es geplant hatten.

»Warten wir noch eine Weile«, sagte ich zu Connie.

»Dein Wunsch ist mir Befehl.«

Ich seufzte.

»Was ist?«, fragte sie.

»Nichts.«

»Nun red schon. Ich weiß, dass du was auf dem Herzen hast.«

»Na gut. Wir stecken echt in der Scheiße. Es wurden Menschen umgebracht, verstehst du ...?«

»Was du nicht sagst«, murmelte sie.

»Ich finde nur, dass es unter diesen Umständen wirklich besser wäre, wenn wir nicht dauernd streiten würden. Ist doch krass, dass wir uns wegen jedem noch so kleinen Scheiß in die Haare kriegen, während da draußen ein Typ herumläuft, der uns einen

nach dem anderen umbringt. Ich weiß, dass du nervös bist und Angst hast, aber das ist noch lange kein Grund, uns allen auf die Nerven zu gehen.«

Sie sah mich schief an. »Ich gehe dir also auf die Nerven?«

»Und wie. Manchmal würde ich dir am liebsten eine runterhauen.«

»Versuch's.«

»Wieso hast du mich überhaupt auf diesen gottverdammten Trip eingeladen? Du hackst doch die ganze Zeit nur auf mir herum.«

»Vielleicht macht es mir *Spaß*, auf dir herumzuhacken«, sagte sie.

»Sieht ganz so aus.«

»Und weißt du auch warum? Weil du der geborene Verlierer bist.«

»Hast du mich deshalb gefragt, ob ich mitkomme? Um deiner Familie zeigen, dass du einen geborenen Verlierer zum Freund hast? Das ist doch krank ...«

»Fick dich ins Knie.«

»Was soll ich hier eigentlich? Warum hast du mich mitgenommen?«

»Hätte ich vielleicht allein fahren sollen?«, entgegnete sie mit einem spöttischen Grinsen. »Lieber dich als gar keinen, habe ich mir gedacht.«

»Danke für die Blumen.«

»Du hast mich gefragt, und ich habe dir geantwortet. Außerdem dachte ich, dass ich dich mag.«

Das saß.

»Ich dachte sogar, dass ich dich *liebe*«, fügte sie hinzu.

Ob das wohl wahr war?

»Wenn du mich liebst, dann zeigst du das auf eine sonderbare Art und Weise«, entgegnete ich.

»Ach ja? Bloß weil ich nicht gleich mit dir ins Bett gehüpft bin?«

»Das meine ich nicht!«

»Du wirst es vielleicht nicht glauben, aber ich überlege es mir sehr gut, mit wem ich ins Bett gehe. Bei so was bin ich wählerisch. Ich muss mir hundertprozentig sicher sein bei einem Typ ... und bei dir hatte ich schon von Anfang an meine Zweifel. Bin ich froh, dass ich mich beherrscht habe! Aber vielleicht hast du ja mehr Glück bei meiner Mom ... oder Kimberly. Das sieht ja ein Blinder, wie gern du die beiden vögeln würdest ...«

»Jetzt hör aber auf!«, fuhr ich sie an. »Deinem Vater ist heute früh der Schädel gespalten worden. Wie kannst du da nur so da herreden?«

»Vielleicht, weil es langsam Zeit wird, die Wahrheit zu sagen. Warum sollen wir uns noch was vormachen, wenn wir sowieso alle umgebracht werden? Scheiß drauf. Von jetzt an sage ich, was ich denke. Kapiert?«

»Soll das heißen, dass du es bisher nicht getan hast? Ist mir gar nicht aufgefallen. Die Wahrheit! Dass ich nicht lache! Du wirst nur immer gehässiger und gemeiner.«

»Leck mich.«

»Wie originell.«

Das war offenbar der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Vielleicht meinte sie auch, es sei an der Zeit, unsere Show abzuziehen.

Auf jeden Fall stürzte sie sich plötzlich wutschnaubend und mit irrem Gesichtsausdruck auf mich. Dabei machte sie sich nicht einmal die Mühe, um das Feuer herumzugehen, sondern sprang einfach darüber. Ehe ich aufstehen konnte, hatte sie mich schon rücklings in den Sand geworfen.

Dann hockte sie auf einmal mit den Knien auf mir und schlug mir mit beiden Fäusten ins Gesicht.

Ich riss meine Arme hoch, um die Schläge abzuwehren und stieß keuchend hervor: »Hör auf! Mist! Hey! Das tut weh!«

Das war keine Show für Wesley mehr. Nein, sie wollte mir richtig wehtun.

Und das gelang ihr auch ganz gut.

Mein Problem wiederum ist, dass ich ein Mädchen nicht schlagen kann.

Ich krieg's einfach nicht hin.

Wenn man nicht gerade total pervers oder ein richtiges Arschloch ist, dann tut man sich schwer, einem weiblichen Wesen wehzutun.

Und deshalb konnte ich einfach nicht zurückschlagen, obwohl Connie mich ganz schön malträtierte. Schließlich versuchte ich mich dadurch zu schützen, dass ich sie an den Armen festhielt, woraufhin sie sich mit heftigem Gezerre zu befreien versuchte.

»Hör auf!«, keuchte ich.

Als sie keinerlei Anstalten machte, sich zu beruhigen, bäumte ich mich mit aller Kraft auf und warf sie ab. Wir rollten ineinander verkrallt auf dem Boden herum, bis ich sie schließlich unter mir hatte. Ich setzte mich mit gespreizten Beinen auf sie, beugte mich nach vorne und drückte ihre Arme fest in den Sand. Aber sie hörte nicht auf mit ihrem Herumgezappel. Aus Angst, dass sie mich abwerfen könnte, legte ich mich mit meinem ganzen Gewicht auf sie und fixierte ihre Arme ausgestreckt über dem Kopf. Jetzt lagen wir aneinander gepresst da, Brust an Brust, Gesicht an Gesicht.

Connie hörte ziemlich schnell auf, sich zu wehren, und blieb laut nach Luft schnappend liegen.

Ich lag so fest auf ihr, dass ich das Schlagen ihres Herzens spürte. Und ihre Brüste, die sich an meinen Oberkörper drückten. Und ihren Atem auf meinen Lippen.

»Runter von mir«, knurrte sie.

Ich dachte nicht daran.

Sie lag zwischen meinen Beinen, und unsere Lenden pressten sich aneinander. Der Hügel zwischen ihren Beinen drückte sich gegen mich.

»Runter, verdammt!«

Ich war ihr noch nie so nah gewesen, in so engem körperlichem Kontakt. Er zeigte langsam Wirkung auf mich.

»Na toll«, murmelte sie. Sie hatte es gemerkt.

»Runter von mir, Herrgott noch mal! Wir sollen uns doch *streiten*! Reiß dich zusammen ...«

»Tut mir Leid.« Ich ließ ihre Handgelenke los und rappelte mich langsam auf.

»Jetzt mach schon!«, sagte sie.

»Was?«

»Was wohl? Knall mir eine, schlag mich k.o.«

»Sollten wir nicht erst aufstehen?«

»Wie, damit ich wieder umfallen kann? Ich bin schon am Boden, also mach schon und schlag zu.«

»Dann sieht es Wesley ja nicht.«

»Wie du willst«, sagte sie. Ihre rechte Faust schoss nach oben und traf mich so hart an der Wange, dass ich seitlich zu Boden plumpste. Dann stand sie auf.

»War es das, was du gewollt hast?«, fragte sie.

»Ja«, erwiderte ich.

Zwar spielte sie das Spiel nicht so, wie ich es erwartet hatte, aber immerhin war sie aufgestanden, sodass Wesley sie gut sehen konnte. Als auch ich mich aufrichten wollte, boxte sie mich so gegen die Schulter, dass ich wieder umfiel. Erst im zweiten Anlauf gelang es mir, ihren Schlag abzuwehren und wieder auf die Beine zu kommen.

Schon besser.

Wir fingen an, uns lauernd zu umkreisen, leicht vorgebeugt, die Hände nach vorne gestreckt wie Messerstecher, die keine Waffen haben. Connie machte einen Satz und wollte mich packen, aber ich wich mit einem raschen Sprung zur Seite aus.

Plötzlich zog sie ihr T-Shirt aus und warf es in den Sand.
»Besser so?«, fragte sie.

Ich konnte es kaum glauben. Bisher hatte sie immer die Prüde gespielt und ihr T-Shirt nicht einmal zum Schwimmen ausgezogen. Trotzdem kam mir ihr Körper leicht gebräunt vor. Irgendwann musste sie es also abgelegt haben, nur eben nicht in meiner Gegenwart.

Sie sah gar nicht schlecht aus.

»Jetzt habe ich wohl Wesleys Aufmerksamkeit, meinst du nicht?«, fragte sie.

»Wahrscheinlich schon.«

»Wie? Nur wahrscheinlich?«

Ihre rechte Hand schnellte vor.

Gab mir eine Ohrfeige.

Sie war nicht sehr fest und tat nicht so weh wie ihre Faustschläge, aber sie verletzte meine Eitelkeit. Ich war gedemütigt und fühlte mich verhöhnt, und genau das hatte Connie beabsichtigt.

Ich hielt mir die Wange mit der Hand, sodass ihr nächster Schlag nur meine Handfläche traf.

»Sie sind unterwegs«, sagte sie, während sie ein paar Schritte nach hinten tänzelte.

»Wer?«

»Deine Freundinnen. Schon vergessen? Unser Plan?«

Ich wollte mich gerade nach ihnen umsehen, als Connie mich innehalten ließ. Urplötzlich fasste sie mit beiden Händen nach ihrem Bikinioberteil und zog es hoch, so dass ihre Brüste unten herausschlüpfen. Direkt vor mir, vor meinen Augen. Unvermittelt befreit, wippten sie ein wenig. Als sie die Arme hob und das Bikinioberteil über den Kopf zog, wurden ihre Brüste so flach, dass sie beinahe verschwanden, und als sie die Arme sinken ließ, rundeten sie sich wieder zu ihrer ursprünglichen Form.

Sie sahen so *nackt* aus. Kein Sonnenstrahl hatte sie gebräunt, aber der Feuerschein verlieh ihnen einen warmen, rötlichen Ton, von dem sich die Brustwarzen groß und dunkel abhoben.

»Glaubst du, er ist jetzt genug abgelenkt?«, fragte sie.

Ich brachte keine Antwort zustande.

Mit einem Lachen, das ein wenig beleidigt klang, ließ sie mit der einen Hand ihr orangefarbenes Oberteil fallen und schlug mir mit der anderen klatschend ins Gesicht. Ehe ich reagieren konnte, hatte sie sich wieder ein paar Schritte zurückgezogen.

Erneut umkreisten wir uns.

Connie war ein schöner Anblick, wie sie leicht vorgebeugt und mit ausgestreckten Armen dastand, nackt bis auf ihr winziges, orangefarbenes Bikinihöschen. Im Schein des Feuers leuchtete ihr Haar golden, die Haut schimmerte rötlich und bei jeder ihrer tänzelnden Bewegungen wippten ihre Brüste ganz leicht.

Von so etwas hatte ich die ganze Zeit geträumt.

Wesley dürfte es auch ziemlich aufregend gefunden haben.

So etwas musste einen Mann einfach ablenken, sofern er nicht blind, schwul oder tot war.

Falls Wesley aus seinem Versteck heraus unser Lagerfeuer beobachtete, hingen seine Blicke jetzt an Connie. Ohne jeden Zweifel.

Wieder machte Connie einen Satz auf mich zu und haute mir eine runter.

Ich reagierte nicht darauf.

Die Ohrfeige war nicht von schlechten Eltern, aber der Anblick, den Connie mir bot, entschädigte mich dafür.

»Nun mach schon!«, drängte Connie und begann um mich herumzutänzeln.

»Was?«

»Schlag mich nieder.«

Ich schüttelte den Kopf. »Ist noch zu früh.«

»Quatsch. Sie sind schon dort.«

»Bist du sicher?«

»Verdammt noch mal, Rupert! Glaub mir doch einfach mal was!«

»Ich kann dich nicht schlagen.«

»Du sollst doch nur so tun, schon vergessen? Verdammt, es war doch *dein* Plan. Jetzt los! Ich spiele schon mit.«

»Ich kann nicht ...«

»Los!«

»Na schön.«

Ich hob die Faust und zielte mehr oder weniger auf ihr Kinn. In diesem Augenblick stürzte sich Connie auf mich, als wolle sie mich wieder umwerfen.

Sie rannte mir direkt in den Schlag hinein.

Wirklich. Ich hatte nie die Absicht, sie zu treffen. Es war ein Unfall. Ganz ehrlich.

Es war ein fürchterlicher Schlag! Einer, der ihr den Kopf zur Seite schleuderte, die Lippen zusammenquetschte und die Wangen ganz hohl werden ließ. Ein langer, glitzernder Spuckefaden flog in Richtung Feuer. Connies Beine machten noch einen Schritt, während der Rest ihres Körpers bereits in sich zusammensackte. Als sie rücklings in den Sand klatschte, wurden ihre Brüste einen Augenblick lang ganz flach, als ob unsichtbare Hände sie platt gedrückt hätten. Dann rundeten sie sich wieder, und einen Sekundenbruchteil später landeten auch die Beine auf dem Boden.

Sie lag ausgestreckt im Sand und rührte sich nicht.

Erschrocken sank ich neben ihr auf die Knie. Ihre Augen waren geschlossen, ihr Unterkiefer hing schlaff herab. Mein Schlag hatte sie außer Gefecht gesetzt, keine Frage, aber getötet hatte ich sie nicht. Ich sah, wie sich ihre Brust hob und senkte, also atmete sie noch.

Rasch blickte ich mich um.

Thelma schien tief und fest zu schlafen. Von Kimberly und Billie war nichts zu sehen, aber sicher beobachteten sie mich. Wesley vermutlich auch. Deshalb riss ich mich am Riemen und verzichtete darauf, mich noch länger am Anblick der nackten Connie zu weiden. Und behielt meine Hände bei mir.

Ich richtete mich auf, ging zu meinem Platz am Feuer und griff nach dem »Tomahawk«, den Kimberly mir gemacht hatte. Die Waffe bestand aus einem kräftigen, Y-förmigen Aststück, in dessen Gabelung sie einen Stein geklemmt und mit einem Streifen Jeansstoff festgebunden hatte.

Connie lag immer noch reglos auf dem Rücken. Ich hatte sie tatsächlich k.o. geschlagen. Obwohl ich mir deshalb Vorwürfe machte, freute es mich insgeheim auch ein bisschen. Connie hatte es verdient. Unter anderen Umständen hätte ich vielleicht ein bisschen an ihr herumgefummelt, aber weil ich wusste, dass Billie mich beobachtete, ließ ich es sein. Ich wollte nicht, dass sie sah, was für ein geiler, abartiger Typ ich doch bin.

Nach einem langen, letzten Blick auf Connie drehte ich mich um und trat aus dem Schein des Feuers hinaus in die Dunkelheit.

Der Hinterhalt

Thelma, die mangels eines Kissens den Kopf auf ihren Arm gebettet hatte, lag auf ihrem improvisierten Lager und schlief immer noch, ganz wie es sein sollte.

Kimberly und Billie hatten an ihren normalen Schlafplätzen längliche Sandhaken so geformt und zugedeckt, dass sie wie schlafende Menschen aussahen. Mich erinnerte das an einen Trick aus meiner Kindheit, als ich nachts heimlich aus dem Fenster gestiegen war.

Eigentlich bestand unser ganzer Plan mit dem Hinterhalt aus solchen billigen, kindischen Tricks.

Tricks, auf die ein halbwegs intelligenter erwachsener Mensch nur schwerlich hereinfallen würde.

(Wesley ist keineswegs dumm, obwohl Andrew und noch ein paar andere in unserer Gruppe dieser Meinung waren.)

Je weiter ich mich vom Lichtschein unseres Lagerfeuers entfernte, desto mehr überkam mich das schreckliche Gefühl, dass es uns nicht gelungen war, ihn auszutricksen. Gut möglich, dass er sich von Connie nicht hatte ablenken lassen, dass er Billie und Kimberly dabei beobachtet hatte, wie sie sich zu unserer vorge-täuschten Latrine geschlichen hatten. Vielleicht hatte er die beiden ja bereits still und heimlich umgebracht.

Etwa auf halbem Weg zwischen Feuer und Latrine blieb ich stehen. Ich musste meinen Augen Zeit geben, sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

Das redete ich mir jedenfalls ein.

In Wirklichkeit aber blieb ich stehen, weil ich plötzlich Angst hatte, weiterzugehen. Am liebsten wäre ich wieder zurück zum Feuer gegangen und hätte mich in der Sicherheit des Lichtscheins neben Connie gesetzt. Auch wenn sie bewusstlos war, war ihre Gesellschaft immer noch besser, als allein auf den Dschungel zugehen.

Aber ich durfte nicht umkehren. Sonst würde ich wie ein Feigling dastehen.

Also setzte ich mich widerstrebend wieder in Bewegung. Es kam mir vor, als dauerte es eine Ewigkeit, bis ich die Latrine erreichte.

Aus dem Augenwinkel erkannte ich, dass in der Grube eine menschliche Gestalt stand. Es schien nur eine Person zu sein, und ich konnte nicht erkennen, ob es ein Mann oder eine Frau war.

Ich blieb stehen und starrte in die Dunkelheit.

Die Person, die sich in der Latrine verborgen hielt, gab keinen Laut von sich.

Es *muss* Billie oder Kimberly sein, sagte ich mir.

Aber was, wenn es Wesley ist?

Oder eine der Frauen, aber schon tot?

Am liebsten wäre ich davongerannt.

Aber dann wäre alles aufgefliegen.

Deshalb flüsterte ich mit halb erstickter Stimme: »Wer ist da?«

»Rupert?« Es war Billie.

»Ja.«

»Dachte ich mir schon, aber ...«

»Wo ist Kimberly?«, flüsterte ich.

»Komm runter«, sagte Billie und richtete sich in der Dunkelheit ein wenig auf.

Diesen Teil hatten wir nicht geprobt. Ich trat hinter den Sichtschutz aus Strauchwerk. Er reichte mir ungefähr bis zur Taille. Billie schien unter mir in dem Loch zu stehen, das Gesicht etwa auf Höhe meiner Knie.

»Was soll ich jetzt machen?«, fragte ich.

»Tu so, als würdest du pinkeln.«

Na wunderbar, dachte ich.

Aber es leuchtete mir ein. Schließlich veranstalteten wir den ganzen Zirkus wegen Wesley. Wenn ich zur Latrine ging, sollte es auch so aussehen, als würde ich sie benutzen.

Also klemmte ich mir den Tomahawk unter den Arm und bewegte mich so, als wäre ich an ein Urinal getreten.

Es blieb natürlich bei der Trockenübung.

»Was ist mit Kimberly?«, fragte ich flüsternd.

»Sie ist weggegangen. Wir fanden es klüger, getrennt zuzuschlagen.«

Ich blickte mich um, konnte Kimberly aber nirgends entdecken. Der Strand zwischen mir und der schwarzen Silhouette des Dschungels sah grau und verlassen aus. Ich drehte den Kopf auf die andere Seite, um einen prüfenden Blick auf unser Lager zu werfen. An den Schlafplätzen waren nur dunkle Formen zu erkennen. Connie lag immer noch ausgestreckt neben dem Feuer.

»Wohin ist Kimberly gegangen?«, fragte ich weiter.

»In den Dschungel.«

»Ist sie verrückt geworden?«

»Sie möchte, dass du auch hingehst. Wenn Wesley dich nicht hier angreift.«

»Oh.«

»Wenn er dich hier attackiert, will sie ihn von hinten angreifen.«

»Ich glaube nicht, dass er herkommt«, sagte ich.

»Warten wir noch ein bisschen.«

»So lange dauert es nun auch wieder nicht, zu ... na ja, ... zu pinkeln.«

»Schau dich nicht ständig um.«

»Ja klar. Entschuldigung.«

»Wesley steht bestimmt nicht mit der Stoppuhr da und misst nach, wie lange du brauchst.«

»Kann sein. Aber normalerweise wäre ich jetzt fertig.«

Auf einmal spürte ich, wie sie mich mit den Händen sanft an den Unterschenkeln berührte. »Bleib noch eine Weile«, flüsterte sie. »Gib ihm eine Chance.«

»In Ordnung.«

Ihre Hände streichelten mir liebevoll über die Beine. In der Dunkelheit konnte ich sie kaum sehen. »Wie geht's dir so?«

»Ganz gut, soweit.«

»Ich weiß nicht, was wir ohne dich tun würden.«

»Danke«, erwiderte ich. »Hoffentlich bekommt ihr keine Gelegenheit, das herauszufinden.«

Sie tätschelte mein Bein. »Kluger Junge.«

»Und wie geht es *dir*?«, fragte ich.

»Geht schon. Ich breche später zusammen, wenn wir mit Wesley fertig sind.«

»Es muss schlimm für Sie sein ohne Andrew.«

Sie schwieg eine Weile, auch ihre Hände bewegten sich nicht mehr. Dann sagte sie: »Ich habe immer noch Connie.«

»Stimmt.«

»Ich habe gesehen, was gerade mit euch los war.«

»Tatsächlich?« Offenbar war der niedrige Sichtschutz aus Strauchwerk nicht so dicht, wie ich gedacht hatte. Mir wurde innerlich ganz heiß. »Was haben Sie denn gesehen?«, wollte ich wissen.

»Na, Connies kleinen Striptease.«

»Aha.«

»Sie ist ein hübsches Mädchen, nicht wahr?«

»Sie kommt ganz nach Ihnen«, erwiderte ich, was ein größeres Kompliment für Connie als für Billie war und außerdem nicht der Wahrheit entsprach.

»Du warst bestimmt überrascht.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Und sie hat Mumm.«

»Richtig.«

»Besser hätte sie Wesleys Aufmerksamkeit gar nicht erregen können.«

Und meine auch nicht, dachte ich.

»Aber sie hätte dich nicht schlagen sollen.«

Das hatte Billie also auch gesehen. Mein Gesicht begann zu glühen. »Wie Sie schon sagten, sie hat Mumm.«

»Aber sie kann manchmal richtig gemein sein. Trotzdem ist sie im Grunde genommen ein liebes Mädchen. Das weißt du wahrscheinlich auch.«

»Ja«, sagte ich.

Wer's glaubt.

»Du musst dich einfach gegen sie behaupten. Lass dir nichts von ihr gefallen.«

»Haben Sie nicht gesehen, wie ich sie k.o. geschlagen habe?«, fragte ich Billie.

»Wie bitte? Was hast du?«

»Es war ein Versehen.«

»Du meinst, du hast sie *geschlagen*?« Billie klang erstaunt, aber nicht verärgert.

»Sie haben uns doch beobachtet«, sagte ich.

»Ich muss kurz weggehen haben, als das passiert ist. Als ich wieder hinschaute, lag Connie rücklings im Sand. Ich dachte ...«

»Nein, das war echt. Eigentlich sollte es nur Show sein, aber sie ist mir direkt in die Faust gesprungen. Aber keine Angst, ich

denke nicht, dass ihr was Schlimmes passiert ist.« Ich warf einen Blick in Richtung Feuer. Connie lag immer noch ausgestreckt am selben Fleck. »Bestimmt ist sie schon längst wieder bei Bewusstsein. Sicher steht sie absichtlich nicht auf.«

»Wer weiß?«

»Es tut mir Leid. Es war *wirklich* ein Versehen. Ich würde sie nie mit Absicht schlagen.«

»Das hoffe ich.«

»Ehrlich.«

»In Ordnung.«

»Ich gehe jetzt lieber«, sagte ich. »Bin schon viel zu lange hier. Hoffentlich ahnt Wesley nicht, dass etwas im Busch ist.«

»Ja, geh.« Sie kniff mich freundschaftlich in die Waden, dann nahm sie ihre Hände weg. »Kimberly ist bereit. Geh langsam und halt die Augen offen.«

»Mach ich. Bis später.«

Ich trat einen Schritt von der Latrine zurück, zog meine Badehose ein Stück hoch und nahm den Tomahawk, den ich vorhin unter den Arm geklemmt hatte, wieder in die rechte Hand. Dann ging ich weiter auf den Dschungel zu.

In mir stieg zunehmend Panik hoch. Ich versuchte mir einzureden, dass Wesley gar nicht im Dschungel sein musste, dass er möglicherweise mit dem Dingi untergegangen oder von einer Klippe gestürzt sei. Vielleicht hatte er ja auch einen Herzinfarkt erlitten oder war von einer Schlange gebissen worden oder irgendwelchen eingeborenen Kopffägern in die Arme gelaufen.

Es gab tausend Möglichkeiten, wie er zu Tode gekommen sein könnte.

Trotzdem war es viel wahrscheinlicher, dass er irgendwo im Dschungel hinter einem Baum stand, mich beobachtete, wie ich näher kam, und nichts anderes im Sinn hatte, als mich aus dem Hinterhalt umzubringen.

Ich hielt mich an dem Gedanken fest, dass auch Kimberly irgendwo im dunklen Dschungel lauerte und bereit war, sich sofort auf den Bastard zu stürzen, sobald er mich angriff.

Sofern der Bastard sich nicht schon auf sie gestürzt hatte.

Mir schlotterten ganz schön die Knie. Trotzdem ging ich weiter.

Ich war noch etwa ein Dutzend Schritte vom Rand des Dschungels entfernt, als die Sache aus dem Ruder zu laufen begann.

Ein Schrei von Thelma: »HILFE!«

Stille.

Und dann: »WAS IST HIER LOS?«

Ich fuhr herum.

Sie kniete neben der reglosen Connie und streckte die Arme in die Luft, als wolle sie damit das Ausmaß ihrer Verwirrung und Angst deutlich machen.

»RUPERT!«

Sie hatte mich entdeckt.

Ich signalisierte ihr mit einer Armbewegung, sie solle bleiben, wo sie war.

Trotzdem stand sie auf und rannte auf mich zu.

Ich unterdrückte einen Fluch.

Thelma war drauf und dran, alles zu ruinieren.

Schnaufend und prustend rannte sie zu mir.

Als sie schließlich keuchend vor mir stehen blieb, hätte ich ihr am liebsten in die Fresse geschlagen.

Vorzugsweise mit dem Tomahawk.

Aber ich schlage keine Frau.

Und überhaupt, sie *wusste* ja gar nicht, dass sie alles ruinierte. Sie war aufgewacht, hatte festgestellt, dass die anderen nicht da waren, und war zum Feuer gegangen, wo sie Connie halb nackt und bewusstlos vorgefunden hatte.

Es war nicht Thelmas Schuld, dass sie durchdrehte.

Und damit unseren ganzen Plan zunichte machte.

Es war nicht ihre Schuld, dass ich sie am liebsten umgebracht hätte.

Mit offenem Mund blieb sie schwer atmend vor mir stehen.

»Was ... ist ... denn los?«, stieß sie keuchend hervor.

»Ich muss mal«, sagte ich.

»Was? Was musst du?«

»Na was wohl? Du weißt schon. Ich muss mal für kleine Jungs, das ist alles.«

»Ich weiß gar nichts. Und was ist bloß mit Connie los?«

»Ich habe ihr eine geknallt.«

»Wie bitte?«

»Wir hatten Streit.«

»Streit? Was für einen Streit? Und wieso ist sie halb nackt? Hast du sie ausgezogen?«

»Nein!«

»Wo ist Kimberly? Wo ist Billie?«

»Keine Ahnung.« Das war nicht mal gelogen. Ich wusste wirklich nicht genau, wo sie waren. Vor allem fragte ich mich, warum Billie nicht aus der Latrine gesprungen war, um Thelma abzufangen.

Plötzlich machte ich mir Sorgen um sie.

»Billie!«, rief ich. »Sind Sie in Ordnung?«

»Ja!« Ihre Stimme kam aus der Richtung der Latrine. Besonders fröhlich klang sie nicht.

»Sie können ruhig rauskommen.«

Kurz darauf kroch Billie zwischen den dunklen, belaubten Ästen des Sichtschutzes hervor, rappelte sich auf und kam kopfschüttelnd auf uns zu.

»Was soll das alles?«, fragte Thelma sie. »Was hast du da gemacht?«

»Ich war auf der Latrine«, erwiderte Billie. »Was dagegen?«

Thelma sah sie verwirrt an. »Aber wir dürfen sie doch erst morgen benutzen!«

»Was?«

»Der Sand muss sich erst setzen«, erklärte Thelma und wandte sich Hilfe suchend an mich. »Das habt ihr vorhin gesagt.«

»Das stimmt«, bestätigte ich.

»Niemand darf sie vor morgen benutzen«, wiederholte Thelma vorwurfsvoll.

»Oh.«

»Jetzt hast du sie wahrscheinlich ruiniert.«

»Wir haben vergessen, es Ihnen zu sagen«, sagte ich zu Billie und dann, an Thelma gewandt: »Ich habe mich dran gehalten. Deshalb war ich unterwegs zum Dschungel.«

»Allein?«, fragte Thelma.

»Wen sollte ich denn mitnehmen?«

Sie öffnete den Mund, als wollte sie mir einen Vorschlag machen, packte dann aber Billie an der Schulter und schüttelte sie. »Hast du gesehen, was er mit deiner Tochter gemacht hat?«

Billie nickte.

Wir wandten die Köpfe in Richtung Connie. Sie lag immer noch ausgestreckt in der Nähe des Feuers, aber nicht mehr auf dem Rücken. Sie musste sich auf den Bauch gerollt haben, als niemand hinsah.

»Schätze, sie ist in Ordnung«, bemerkte ich.

»Rupert wollte sie vergewaltigen«, erklärte Thelma aufgebracht.

»Das stimmt nicht!«

»Du Bestie!«, fauchte sie mich an. »Du hast ihr die Kleider vom Leib gerissen!«

»Beruhige dich«, schaltete sich Billie ein. »Connie hat sich ihr T-Shirt und das Oberteil selbst ausgezogen.«

»Das glaube ich nicht. Warum sollte sie?« Thelma funkelte mich wütend an. »Und was hast du mit Kimberly gemacht?«

»Nichts.«

»Wo ist sie dann?«

Billie und ich wechselten einen Blick. Sie schüttelte den Kopf, ich zuckte mit den Schultern.

»Wenn wir ihr nicht die Wahrheit sagen«, meinte Billie, »müssen wir dauernd neue Geschichten erfinden.«

»Ja, ich weiß. Aber die Sache ist die, dass ich ... äh ... was erledigen muss. Warum geht ihr beide nicht zum Feuer zurück und schaut nach, wie es Connie geht? Sie können Thelma ja alles über unseren Plan erzählen, Billie. Ich komme in ein paar Minuten.«

»Wo ist meine Schwester?«, bohrte Thelma hartnäckig nach.

»Ich gehe sie suchen«, erwiderte ich. Ohne weitere lästige Fragen abzuwarten, drehte ich mich um und ging auf den Dschungel zu. Als ich kurz davor war, blickte ich noch einmal zurück. Billie und Thelma waren auf dem Weg zum Feuer und redeten miteinander, aber ich konnte nicht verstehen, was sie sagten.

Vor lauter Ärger über Thelma hatte ich meine Angst völlig vergessen.

Ich musste wirklich dringend pinkeln, also stellte ich mich an den erstbesten Baum des Dschungels. Kein Mensch schien in der Nähe zu sein, aber das bedeutete nicht viel. Es war so dunkel, dass sowohl Wesley als auch Kimberly weniger als einen Meter entfernt von mir hätten stehen können, ohne dass ich davon etwas mitbekam.

Wenn ich sie nicht sehen kann, können sie mich auch nicht sehen, redete ich mir ein.

Und glaubte es fast.

Meine Badeshorts haben keinen Hosenschlitz. Also zog ich sie im Schritt hoch und dann zur Seite, bis sich neben dem linken Bein eine passable Öffnung ergab. Mit der rechten Hand hielt ich die Shorts auf Abstand, mit der linken umklammerte ich meinen Tomahawk.

Noch ein Blick in die Runde, dann legte ich los.

Es würde etwas länger dauern, was mir nicht gerade recht war.

Ich wollte möglichst schnell fertig sein und zurück zum Strand.

Ebenso wenig recht war mir der Lärm, den ich machte. Ein lautes, plätscherndes Geräusch. Offensichtlich traf ich Laub oder etwas Ähnliches. Im Dschungel lautlos zu pissen ist ein Ding der

Unmöglichkeit. Ich schwenkte mal hierhin, mal dorthin, aber das Geräusch wurde dadurch nicht leiser.

Noch bevor ich den letzten Tropfen losgeworden war, hörte ich einen Schritt. Zuerst war ich mir nicht sicher, aber dann hörte ich einen zweiten.

Und einen dritten. Näher als die ersten beiden.

Inzwischen hatte ich mein Bewässerungsprojekt abgeschlossen und die Ausrüstung wieder verstaut.

Rasch nahm ich den Tomahawk wieder in die rechte Hand.

Dann stand ich reglos da und hielt den Atem an.

Und wünschte mir nichts sehnlicher, als dass ich beim Feuer geblieben wäre, wo ich hingehörte.

Die Schritte hatten aufgehört.

Stand da jemand? Vielleicht zwei Meter entfernt?

Ich starrte angestrengt ins Dunkel, um zu sehen, wer es war, konnte aber lediglich unterschiedliche Schattierungen von Dunkelgrau ausmachen - und sehr viel Schwarz.

Wahrscheinlich ist es Kimberly, sagte ich mir.

Aber wenn nicht?

Ich wusste, dass sie es war. Sie musste es sein. Vermutlich hatte sie mich gehört und war in meine Richtung gegangen, war dann aber stehen geblieben, weil sie Angst hatte, ich könnte Wesley sein.

Jetzt standen wir beide da und versuchten uns einzureden, dass der andere *nicht* Wesley war.

Plötzlich schoss mir ein schrecklicher Gedanke durch den Kopf.

Was, wenn sie mich für Wesley hält und mich angreift?

Das würde sie nicht tun. Schließlich hatten wir ausgemacht, dass ich in den Dschungel kommen würde, als Köder für Wesley. Sie *erwartete* mich.

Aber sie wartete auch darauf, dass Wesley auftauchte.

Es konnte durchaus sein, dass sie uns verwechselte und aus Versehen mich umbrachte.

Sei's drum, wir konnten jedenfalls nicht die ganze Nacht dort stehen bleiben.

Also fragte ich flüsternd: »Kimberly? Ich bin's, Rupert.«

Und die Stimme antwortete: »Rupert? Ich bin's, Wesley.«

Mit knapper Not davongekommen

Typisch Wesley. Das Arschloch konnte offenbar nicht der Versuchung widerstehen, mir einen höllischen Schrecken einzujagen. Wenn er die Klappe gehalten, sich angeschlichen und mir mit der Axt den Schädel eingeschlagen hätte, wäre ich jetzt ein toter Mann.

Aber er musste mir antworten.

Meine Reaktionen überraschten mich.

Weder schrie ich in Panik auf, noch versuchte ich, in wilder Flucht zum Feuer zu rennen. Hätte man mich vorher gefragt, was ich in einer solchen Situation tun würde, wäre mir wahrscheinlich nichts anderes eingefallen.

Vielleicht trifft das nicht auf alle Menschen zu, aber ich zumindest scheine zwei verschiedene Persönlichkeiten zu haben: Die eine ist gehemmt und schüchtern und hält sich an die Regeln; die andere ist ziemlich wild und verrückt - und bricht nur hin und wieder und dann völlig unerwartet hervor.

So war es, als er fragte: »Rupert? Ich bin's, Wesley.«

Und anstatt vor Angst völlig durchzudrehen, hörte ich auf einmal meine Stimme, wie sie lässig zurückfragte: »Hey, Wesley, was treibst du denn so?«

»Ich amüsiere mich prächtig.«

»Schön für dich.«

»Sag mal, was sollte eigentlich das ganze Theater? War das eine Art Falle?«

»Sicher.«

»Rat mal, wer hineingetappt ist.«

»Sag du es mir.«

Ich hoffte inständig, dass er nicht »Kimberly« sagen würde.

»Du«, sagte Wesley.

»Ach so«, erwiderte ich.

Er lachte.

Ich schleuderte meinen Tomahawk in die Richtung, aus der das Lachen kam. Mit aller Kraft. Er sauste laut raschelnd durch das Laub der Sträucher. Ich wartete nicht ab, ob ich getroffen hatte, sondern drehte mich um und rannte los.

Hinter mir stieß Wesley einen Schrei aus. Es war eher ein Wut- als ein Schmerzensschrei.

Dann hörte ich, wie Wesley mir folgte.

Ich kämpfte mich zwischen zwei Bäumen durch ein Gebüsch und gelangte hinaus auf den Strand, wo ich fast mit Kimberly zusammengestoßen wäre.

Nie im Leben werde ich vergessen, was für einen Anblick sie bot. Ihr weißer Bikini hob sich im bläulichen Licht des Mondes hell von ihrer tief gebräunten Haut ab (Keiths Hawaiihemd hatte sie ausgezogen.) Die Füße fest in den Sand gestemmt, stand sie mit leicht gespreizten Beinen vor mir. Ihr ausgestreckter linker Arm zeigte geradewegs auf mich, den rechten hielt sie hinter dem Kopf, bereit, den Speer zu schleudern.

»Runter mit dir!«, zischte sie mir leise zu.

Ich warf mich in den Sand, wo ich auf der Brust auf Kimberlys nackte Beine zurutschte. Nur dadurch, dass ich mich seitlich abrollte, konnte ich verhindern, dass ich sie über den Haufen warf. Als ich wieder zu ihr aufblickte, schleuderte sie den Speer nach vorne.

Ich riss den Kopf herum, um seine Bahn zu verfolgen.

Er flog direkt auf Wesley zu, der in diesem Augenblick aus dem Dschungel gestürmt kam.

Es war das erste Mal, dass ich ihn seit der Explosion sah.

Er war splitterackt, und seine Haut glänzte schwarz im Mondlicht - er musste sich mit irgendwelchem schwarzem Zeug eingeschmiert haben, damit er in der Nacht nicht so gut gesehen werden konnte. Mit hoch über den Kopf erhobener Axt rannte er auf mich zu, um mir den Schädel zu spalten.

Dabei grinste er zähnefletschend.

Das Grinsen verging ihm, als er Kimberly sah - und den Speer, der auf ihn zu geschossen kam.

Sein Mund öffnete sich zu einem Schrei.

»Yaaah!« Um dem Speer auszuweichen, warf er seinen Körper im letzten Augenblick nach links.

Aber es war zu spät. Kimberlys Speer traf ihn an der Brust. Wesley war ziemlich pummelig, und hatte Brüste, die fast so groß waren wie die einer Frau. Weil Wesley sich im letzten Moment weggedreht hatte, durchbohrte ihm die scharf zugeschnittene Holzspitze des Speers seitlich die linke Brust knapp unterhalb der Brustwarze und kam auf der anderen Seite wieder heraus.

Wesley schrie auf. Er ließ die Axt fallen, packte mit beiden Händen den Speer und sackte taumelnd auf die Knie. Er hielt den Speer zwar fest umklammert, versuchte aber nicht, ihn herauszuziehen.

Vermutlich traute er sich nicht.

Er hatte Angst vor dem Schmerz.

Und davor, dass das Gewicht des herabfallenden Speers die Wunde weiter aufreißen würde.

Ich sprang auf und rannte zu der Stelle, wo die Axt zu Boden gefallen war.

Währenddessen lief Kimberly zu Wesley und griff nach dem Speer.

»Nein!«, brüllte er. »Nicht anfassen!«

Und ob Kimberly den Speer anfasste.

Sie packte ihn am Ende und zog daran. Es muss Wesley ziemlich wehgetan haben, als sie ihn herauszog, denn er brüllte wie

am Speiß, was man in diesem Fall getrost wörtlich nehmen konnte.

Schließlich fiel Wesley seitwärts um und krümmte sich wimmernd vor Schmerz.

Ich bückte mich und hob die Axt auf.

Als ich wieder zu Wesley sah, versuchte er, auf allen vieren weg zu kriechen.

Kimberly rammte ihm den Speer in sein nacktes Hinterteil, das sich im Mondlicht obszön und bleich von seinem dunklen Rücken abhob. Offenbar hatte er vergessen, es mit seinem schwarzen Zeug einzuschmieren.

Der Speer verfehlte den Anus (auf den Kimberly vermutlich gezielt hatte) und bohrte sich in die rechte Hinterbacke. Wesley stieß einen Schmerzensschrei aus und fiel flach auf den Bauch.

Kimberly riss ihren Speer aus Wesleys Hintern und steckte ihn neben ihren Füßen in den Sand. Dann zog sie Andrews Schweizer Messer aus dem Bund ihres Bikinihöschens, klappte eine der Klingen heraus und hockte sich rittlings auf Wesleys Rücken.

»Achtung!«, schrie Billie aus einiger Entfernung. »Pass auf! Thelma!«

Wir drehten uns beide um und sahen Thelma auf uns zurennen, dicht gefolgt von Billie. (Connie stand beim Feuer und beobachtete die Szene. Sie hatte ihr T-Shirt wieder angezogen und rieb sich mit beiden Händen die Schultern, als würde sie frieren.)

Billie kam Thelma rasch näher, aber Thelma hatte einen zu großen Vorsprung. Billie würde sie nicht mehr rechtzeitig einholen.

»Halt sie mir vom Leib«, sagte Kimberly zu mir. »Ich muss mich um Wesley kümmern.«

Thelma musste es gehört haben, denn sie schrie: »Nein! Untersteh dich! Lass ihn in Ruhe! Kimberly, lass ihn, verdammt noch mal!«

»Den Teufel werde ich tun«, murmelte Kimberly.

Mit der Axt in den Händen stellte ich mich Thelma in den Weg. Ich hatte natürlich nicht die Absicht, ihr wehzutun. Ich wollte sie nur aufhalten und Kimberly die Zeit geben, die sie brauchte. Das war alles.

Stämmig und knurrend wie eine Bulldogge stampfte sie auf mich zu. Ihr Anblick jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken. Das langweilige, unansehnliche Dickerchen hatte sich in eine gefährliche, wutentbrannte Furie verwandelt.

In letzter Sekunde schlug sie einen Haken, um rechts an mir vorbei zu kommen.

Ich trat ihr mit einem schnellen Schritt seitwärts in den Weg.

»Halt!«, brüllte ich.

Den Stein in ihrer Hand hatte ich nicht gesehen. Sie holte aus und warf ihn auf mich.

Weil ich mich im letzten Augenblick noch wegdrehte, erwischte er mich nicht voll im Gesicht, sondern schrammte nur über mein rechtes Jochbein und das Ohr.

Ich fiel nicht hin, aber ich geriet ins Taumeln, und das nutzte Thelma aus, um an mir vorbei zu schlüpfen.

Billie sprang nach Thelmas Beinen, aber sie griff ins Leere und schlug der Länge nach in den Sand.

»Scheiße!«, schrie Kimberly.

Sie hockte noch immer auf Wesley's Rücken und hatte ihn mit der linken Hand an den Haaren gepackt. In der rechten hielt sie das Messer, mit dem sie gerade nach dem laut schreienden und sich unter ihr hin und her windenden Körper stechen wollte. Als Kimberly Thelma heranstürmen sah, drehte sie sich zur Seite und sah sie an.

»Bleib mir vom Leib!«, schrie sie.

Thelma riss den Speer aus dem Sand und schleuderte ihn mit einem Brüllen, das mir Gänsehaut verursachte, sofort auf Kimberly und traf sie am rechten Oberarm.

»Lass ihn los!«, kreischte Thelma, während sie den neben Kimberly zu Boden gefallenen Speer aufhob und damit wieder auf ihre Schwester losging.

Kimberly fiel von Wesleys Rücken.

Ich stürmte zwischen sie und Thelma und schlug mit der Axt gegen den Speer, der dabei in zwei Teile zerbrach. Eines davon flog weg in die Dunkelheit, das andere behielt Thelma in der Hand und rammte es mir mit der abgebrochenen Seite in den Bauch.

Ich spürte, wie sich die scharfen Holzsplitter in meine Bauchdecke bohrten, und taumelte ein paar Schritte nach hinten, wo ich über Wesleys Füße stolperte und hinfiel.

Als ich aufblickte, sah ich, dass Wesley davonkroch.

Hinter ihm rappelte sich Billie gerade hoch. Ihre Rutschpartie über den Sand hatte ihr das Bikinioberteil nach unten geschoben, sodass ich ihre nackten Brüste sehen konnte. Normalerweise hätte ich das ziemlich aufregend gefunden. Aber jetzt war mir wirklich nicht danach.

Thelma schlug Billie das abgebrochene Stück des Speers auf den Kopf, sodass diese wieder zusammenbrach.

»Los, steh auf!«, schrie Thelma Wesley an, der noch immer auf allen vieren herumkrabbelte. »Steh auf und hau ab!«

Währenddessen rannte sie wieder zu Kimberly, die gerade aufstehen wollte und versetzte ihr von der Seite einen Tritt, dass sie wieder hinfiel. Thelma sprang hoch und trat ihrer Schwester mit voller Wucht in den Bauch. Ich hörte, wie Kimberly vor Schmerz aufstöhnte.

Wesley kam wimmernd und keuchend langsam auf die Füße.

Ich hatte immer noch seine Axt.

Doch er wollte sie mir gar nicht wieder abnehmen, sondern lief taumelnd und nicht gerade schnell in Richtung Dschungel.

Thelma schrie: »Lauf! Lauf! Schnell!«, und stampfte ihm hinterher, wobei sie sich immer wieder nach uns umdrehte.

Ich stemmte den Griff der Axt in den Sand und drückte mich hoch. Als ich wieder auf den Beinen war, sah ich nach den anderen. Billie lag auf dem Rücken und hielt sich stöhnend das Gesicht. Kimberly, die sich am Boden zusammengekrümmt hatte, schnappte mühsam nach Luft und gab dabei pfeifende Geräusche von sich.

Vom Feuer her kam Connie mit einem Speer in der Hand auf uns zu gerannt, aber sie war noch zu weit weg, um viel ausrichten zu können.

Keine der drei Frauen in meinem Team war in der Lage, Wesleys Flucht zu stoppen.

Also musste ich es tun.

Obwohl ich kein großer Held bin, war mir der Gedanke, ihn entkommen zu lassen, unerträglich. Also packte ich mit beiden Händen meine Axt und rannte ihm hinterher.

Vermutlich hätte ich ihn erwischt (und ihm den Schädel eingeschlagen), wenn sich nicht Thelma, die wie eine Art Nachhut seinen Rückzug sicherte, mir in den Weg gestellt hätte. Vielleicht hätte ich sie einfach über den Haufen rennen sollen. Wenn sie ein Kerl gewesen wäre, hätte ich das vermutlich auch gemacht. Stattdessen wich ich nach rechts aus und versuchte, seitlich an ihr vorbeizukommen. Mit einem Satz stellte sie sich mir erneut in den Weg, die Arme ausgestreckt, den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt wie ein Verteidiger beim Football, an dem nur schlecht vorbei zu kommen ist.

»Hau ab!«, brüllte ich sie an.

Ich wich nach links aus, aber sie verstellte mir wieder den Weg. »Nein, nein, nein«, keuchte sie. »Den holst du nicht ein, du kleines Arschloch.«

Inzwischen hatte Wesley es fast bis zum Dschungel geschafft.

Ich hatte ihn mir am Strand schnappen wollen, aber dazu hatte ich nun keine Gelegenheit mehr.

»Aus dem Weg, oder ich schlag dich nieder!«, schrie ich.

»Probier's doch!«, fauchte Thelma mich an.

Aber dann ließ sie plötzlich die Arme sinken und riss entsetzt die Augen auf. Hinter mir musste irgendetwas los sein. »NEIN!«, brüllte sie.

Ich wirbelte herum.

Connie schleuderte aus vollem Lauf heraus ihren Speer. Er schwirrte hoch über unseren Köpfen durch den Nachthimmel.

Ich glaube, beim Football nennt man einen solchen Wurf ein »Ave Maria«.

Er flog über uns hinweg wie eine Lenkwaffe, deren Gefechtskopf Wesleys blass schimmerndes, nacktes Hinterteil zum Ziel genommen hatte. Er hatte gerade den Rand des Dschungels erreicht.

»Wesley, pass auf!«, schrie Thelma und rannte hinter ihm her.

Wesley blickte sich um, geriet ins Stolpern und schlug der Länge nach hin. Fast gleichzeitig bohrte sich der Speer einen Meter rechts neben ihm in den Sand.

»Scheiße!«, brüllte Connie hinter mir.

Ich schaute über die Schulter zu ihr. Sie war stehen geblieben - wahrscheinlich hatte sie gedacht, der Speer würde die Sache erledigen - und reckte verärgert die geballte Faust in die Luft.

Ich drehte mich wieder um und sah gerade noch, wie Wesley im Dschungel verschwand.

Thelma eilte ihm hinterher.

»Warte auf mich!«, rief sie und wedelte ihm mit einem ihrer dicken Arme hinterher. »Warte, Wesley! Ich komme mit!«

Sekunden später war auch sie im Dschungel verschwunden.

Lädierte Engel

Niemand folgte Thelma und Wesley in den Dschungel.

Es wäre viel zu gefährlich gewesen.

Außerdem waren wir alle wie benommen, enttäuscht, wütend, durcheinander, weil unser Hinterhalt so katastrophal in die Hose gegangen war. Und einige von uns waren körperlich ziemlich lädiert.

Das alles hatten wir größtenteils Thelma zu verdanken.

Als der ganze Horror vorbei war, standen wir auf dem mondbeschienenen Strand und sahen uns an. Ich trug die Axt über der Schulter, Billie, die ihre Brüste wieder im Bikini verstaute hatte, blickte stirnrunzelnd in Richtung Dschungel und Connie, die ihrem Speer hinterher gerannt war und ihn wieder aufgehoben hatte, atmete schwer von der Anstrengung. Kimberly klappte kopfschüttelnd die Klinge ihres Schweizer Messers zurück in den Griff.

Vermutlich dachten wir alle an dasselbe: An Thelma.

»Wie konnte sie das nur tun?«, fragte Kimberly.

»Weil sie den Mistkerl liebt«, schnaubte Billie.

»Aber er hat *Dad* getötet. Gott im Himmel! Ich verlange ja nicht von ihr, dass sie ihn fallen lässt, weil er *meinen Mann* umgebracht hat - aber ihren eigenen Vater ...«

»Sie glaubt es einfach nicht, die dumme Kuh! Ihr *lieber* Wesley würde so etwas doch niemals tun«, bemerkte Connie.

»Sie *weiß*, dass er es getan hat«, widersprach Billie. »So dumm ist sie nun auch wieder nicht.«

»Sie ist total übergeschnappt«, sagte ich. »Der Horror der letzten Tage hat sie völlig aus der Bahn geworfen.«

»Vielleicht hast du Recht«, meinte Billie. »Ein Mensch, der bei klarem Verstand ist, hätte sich heute Nacht nicht so verhalten.«

»Aber dass sie Probleme machen würde, war uns schon vorher klar«, erinnerte ich die anderen. »Deshalb haben wir sie ja auch nicht in unseren Plan eingeweiht.«

»Trotzdem hätte ich nie gedacht, dass sie zu so was fähig ist«, murmelte Kimberly. »Du lieber Himmel!« Sie steckte das Messer wieder in den Bund ihres Bikinihöschens. »Wir hätten sie fesseln sollen.«

»Es sah so aus, als ob sie schlief«, sagte ich.

»Wie dem auch sei, jetzt können wir sowieso nichts mehr ändern.«

»Gehen wir zum Lager«, schlug Billie vor.

Also kehrten wir dem Dschungel den Rücken und schlurften langsam zum Feuer zurück - ich mit der Axt auf der Schulter und Connie mit dem Speer in der Hand, die anderen beiden mit leeren Händen. Wir müssen einen ziemlich jämmerlich Anblick abgegeben haben, aber zum Glück war niemand da, der uns beobachten hätte können.

Drei Engel für Charlie und ein blutender Holzfäller.

Verraten, verkauft und übel zugerichtet.

Oder was auch immer.

Langsam fange ich an, wirres Zeug zu schreiben. Kein Wunder, denn seit Stunden bin ich vollauf damit beschäftigt, die Ereignisse der letzten Nacht zu Papier zu bringen. Mir schwindt der Kopf, und ich kriege einen Krampf in der rechten Hand. Aber darauf kann ich jetzt keine Rücksicht nehmen. Ich muss mit der letzten Nacht zu Ende kommen.

Ehe wieder etwas Neues passiert.

Wenn ich jetzt mit dem Tagebuch in Rückstand gerate, werde ich ihn vielleicht nie wieder aufholen.

Trotzdem: Wenn ich es mir recht überlege, muss ich jetzt wohl eine Pause machen.

Hallo, hier bin ich wieder. War ausgiebig schwimmen und habe dann eine Weile mit den Frauen geplaudert.

Vielleicht war es ein Fehler, aber ich habe ihnen endlich gestanden, dass ich Tagebuch schreibe. Vorher habe ich immer erzählt, ich würde an ein paar Kurzgeschichten arbeiten, aber nun war es wirklich an der Zeit, ihnen die Wahrheit zu sagen. Schließlich sind nur noch drei übrig.

Sie sollen wissen, dass ich nicht sinnlos die Zeit totschlage, wenn ich mich stundenlang allein zurückziehe. Und dass der gan-

ze Horror, der hier passiert, schriftlich festgehalten wird. (Vielleicht wird es ihnen ja irgendwann einmal nützen. Zum Beispiel, wenn mir etwas passiert. Puh, als ich das jetzt hingeschrieben habe, ist mir richtig flau im Magen geworden.)

Wir haben dann noch eine ganze Weile über das Tagebuch geredet. Natürlich wollten sie wissen, was ich über sie geschrieben habe (da kam ich ganz schön ins Schwitzen), aber ich habe ihnen erklärt, dass ich, wenn ich die reine Wahrheit schreiben will, keine Rücksicht auf ihre Gefühle nehmen kann. Schließlich nahm ich ihnen das Versprechen ab, dass sie nicht ohne meine Erlaubnis in meinen Aufzeichnungen herumschnüffeln würden.

Ich hoffe für sie, dass sie sich auch daran halten, sonst gibt es hier im Lager einen Rieseneklat. (Und ich könnte keiner von ihnen mehr ins Gesicht sehen.)

Aber was soll's? Sie haben mir ihr Wort gegeben. Und wenn sie trotzdem Sachen lesen, die sie nichts angehen, ist das ihre Schuld.

Vielleicht hätte ich ihnen doch nicht von meinem Tagebuch erzählen sollen, aber irgendwie hatte ich vorhin das Gefühl, dass ich es tun müsste.

Egal, jetzt kann ich es sowieso nicht mehr rückgängig machen. Und deshalb setze ich mich, erfrischt von meiner Pause, wieder hin und beende diese Zusammenfassung der Ereignisse von letzter Nacht.

Wo habe ich aufgehört? Bei unserem Rückweg zum Lagerplatz.

Gut.

Erst als wir in den Lichtschein des Feuers kamen, bemerkten die Frauen meine Verletzungen und waren ziemlich besorgt darüber. Sogar Connie erschrak und bestand darauf, meine Wunden zu versorgen, während ihre Mutter und Kimberly sich aufs Ohr legen sollten. Sie wollte mich verarzten, und dann zusammen mit mir unsere Wache zu Ende halten.

Auch ich riet den beiden, sich auszuruhen. Sie sahen wirklich ziemlich mitgenommen aus.

Während Billie und Kimberly wieder unter ihre Decken krochen, schnappte Connie sich ein Handtuch, wusch es im Bach aus und brachte es zurück zum Feuer. Dann kniete sie sich vor mir in den Sand, und ich musste mich ins Licht drehen, damit sie die verletzte Seite meines Gesichts - die rechte - sehen konnte.

Im Feuerschein sah ich, dass ihre linke Kieferpartie, wo ich ihr den Schwinger verpasst hatte, ziemlich stark geschwollen war.

»Es tut mir Leid, das vorhin«, sagte ich. »Ich wollte dich nicht treffen.«

»Ach nein?«

»Ich schwöre es.«

Sie fing an, mit dem nassen Tuch die tiefe Schramme abzutupfen, die Thelma mir mit ihrem Stein zugefügt hatte. Obwohl sie dabei sehr behutsam vorging, zuckte ich bei jeder Berührung vor Schmerz zusammen. »Dafür hast du vorhin auch ganz schön was abbekommen. Jetzt sind wir quitt.«

»Es war ein Unfall.«

»Klar.«

»Ich würde dich nie mit Absicht schlagen.«

Sie grinste spöttisch. »Wenn du es sagst ...«

»Es ist die Wahrheit.«

»Womit hat Thelma dich überhaupt erwischt? Sieht echt übel aus.«

»Mit einem Stein.«

»Da, schau mal.« Sie nahm das Handtuch von meinem Gesicht und zeigte es mir. Es war rot von meinem Blut. Sie suchte sich eine saubere Stelle und wischte mir damit das Blut ab, das mir an Gesicht und Hals, an der rechten Schulter und am Arm heruntergelaufen war. Dann wrang sie das Handtuch gründlich aus. Blutiges Wasser tropfte in den Sand zwischen uns.

Als Nächstes nahm sie mit grimmigem Gesicht meine Bauchverletzung in Augenschein.

Thelma hatte mir den abgebrochenen Speer knapp oberhalb des Nabels in den Bauch gerammt. Die Wunde war nicht tief, hatte aber so stark geblutet, dass die Vorderseite meiner Shorts und meine Oberschenkel ganz rot waren.

Connie schüttelte den Kopf. »Gehen wir lieber gleich zum Bach.«

Sie nahm das Handtuch mit, ich die Axt.

Dass ich die erbeutet hatte, war das einzig Positive an unserem missglückten Hinterhalt. Als Waffe war sie fast so gefährlich wie eine Pistole, und jetzt hatten wir sie, nicht Wesley. Ab sofort wollte ich sie überallhin mitnehmen.

Connie ging voran zum Bach. Wir stiegen in das Wasser, das etwas kühler als die Nachtluft war und sich herrlich anfühlte.

An seinem Lauf vom Dschungel zum Meer ist der Bach so schmal, dass man überall ganz leicht hinüberspringen kann. Und er ist ziemlich seicht. An den meisten Stellen reicht das Wasser gerade mal bis zu den Knöcheln, an den wenigen tieferen nicht weiter als bis zum Knie.

Connie und ich wateten in einen tieferen Bereich. Hier, außerhalb des Feuerscheins, war es ziemlich dunkel. Sie sah mich an und sagte: »Du kannst die Axt ruhig weglegen.«

Ich warf sie so ans Ufer, dass ich im Notfall rasch danach greifen konnte.

Connie ging vor mir in die Hocke und wusch das blutige Handtuch aus. Dann fing sie an, die Wunde an meinem Bauch zu säubern. Damit sie dabei nicht umfiel, hielt sie sich mit der linken Hand am Bund meiner Badehose fest.

Ich spürte ihre Finger an meiner Haut und registrierte, dass sich ihr Gesicht unmittelbar vor meinem Unterleib befand.

Ich bemühte mich nicht dran zu denken. Cool zu bleiben.

Natürlich geschah genau das Gegenteil, und zwar blitzschnell und unübersehbar.

»Nicht schon wieder!«, stöhnte Connie, als sie merkte, dass sich meine Badehose auszubeulen begann.

»Tut mir Leid«, erwiderte ich.

Sie ließ die Hand mit dem feuchten Handtuch sinken, die andere jedoch an Ort und Stelle. »Entschuldige dich nicht. Mach, dass er wieder klein wird.«

»Wer denn?«

»Tu nicht so unschuldig. Du hast mich sehr gut verstanden. Ich bemühe mich, dir zu helfen, und du streckst mir deinen *Schniedel* ins Gesicht.«

»Darüber habe ich leider nicht allzu viel Kontrolle, weißt du. Er ... reagiert einfach. Auf Dinge wie dich.«

»Dinge wie mich.«

»Ja, dich. Dein Aussehen. Und deine Hand da. Und wie du mich berührst. Das alles ... kommt irgendwie zusammen.«

»Es ist also meine Schuld?«

Ich grinste. »Größtenteils, ja.«

»Und jetzt soll ich mich wohl geschmeichelt fühlen oder was?«

»Vielleicht«, erwiderte ich.

Sie schaute zu mir hoch und sagte ein paar Sekunden lang gar nichts. »Du hattest auch einen Ständer, als wir miteinander gekämpft haben«, sagte sie dann.

»Stimmt. Als ich auf dir gelegen habe.«

Sie machte das Handtuch noch einmal nass und begann, das Blut zwischen meiner Wunde und dem Bund der Badehose wegzuwischen. »Und als ich mein Bikinitop ausgezogen habe«, sagte sie.

»Das hast du gemerkt?«

»Was glaubst du denn?«

»Ich dachte, du wärst viel zu sehr damit beschäftigt, mich zu verprügeln«, entgegnete ich.

»Ha, ha. Sehr witzig.«

Sie tauchte den Lappen wieder ins Wasser. Dann zog sie mit der linken Hand den Bund meiner Badehose vom Bauch weg und drückte mir das tropfnasse Handtuch an die Haut, so dass ein

Schwall Wasser über mein bestes Stück und dann an meinen Beinen hinab lief.

Während sie meine Shorts immer noch festhielt, tauchte sie das Handtuch wieder in den Bach. »Soll ich mein Top wieder ausziehen?«, fragte sie. »Gleich jetzt und hier? Möchtest du das?«

»Klar.«

»Oder hättest du es lieber, dass ich dir deine Badehose runterziehe?«

Mir fiel nichts anderes ein als zu fragen: »Ist das dein Ernst?«

»Natürlich. Entscheide dich.«

»Wie wär's denn mit beidem?«

»Entweder das eine oder das andere.«

Die Entscheidung fiel mir nicht besonders schwer. »Meine Badehose«, sagte ich.

»Warum?«

»Weil mir langsam eng drin wird.«

»Das kann ich mir vorstellen! Warum noch?«

Ich dachte kurz nach und antwortete schließlich: »Weil du dann das Blut leichter abwaschen kannst.«

»Ein doofer Grund. Nenn mir einen anderen.«

Ich zuckte mit den Schultern. »Na ja, weißt du, ich habe dich ... schon oben ohne gesehen.«

»Und einmal war genug, oder wie?«

Hoppla. Das ging daneben.

»Quatsch!«, protestierte ich. »Aber es ist zu dunkel hier. Ich würde ja gar nichts sehen.«

»Du könntest ja deine Hände benutzen.«

»Echt? Das hast du vorher aber nicht gesagt. Wenn das so ist, dann entscheide ich mich dafür.«

»Wofür?«

»Dass du dein Top ausziehst.«

»Zu spät. Du hast dich schon entschieden.«

»Darf ich meine Meinung nicht ändern?«

»Nein.«

»Okay.«

»Du gibst aber ganz schön schnell auf.«

»Ich will nicht mit dir streiten.«

»Sieht aus, als wärest du nicht sonderlich scharf drauf, mich noch mal oben ohne zu sehen. Keine Sorge, es bleibt dir erspart.«

Als Zugabe zog sie am Bund meiner Badeshorts, als wolle sie prüfen, wie weit sie ihn dehnen konnte, und ließ ihn dann los. Er schnellte zurück und schnalzte direkt auf meine Wunde.

Es tat höllisch weh.

Ich machte vorsichtshalber ein paar Schritte rückwärts. Wer konnte schon sagen, was ihr als Nächstes einfallen würde?

»Fick dich ins Knie!«, zischte sie und erhob sich. »Du bist mir vielleicht ein blöder Wichser. Hast du wirklich gedacht, dass ich dir die Hose runterziehe? Oder dir nochmal meine Titten zeige? Keine Chance, nicht mal im Traum. Dein blöder Schwanz ist das Letzte, was ich vor der Nase haben will. Und mein Top habe ich vorhin nur ausgezogen, damit du mal ausführlich besichtigen kannst, was du niemals kriegen wirst.«

Ich bezweifelte, dass sie die Wahrheit sagte. Ehrlich gesagt, ich bezweifle, dass sie *jemals* die Wahrheit sagt, und vermutlich ist ihr das nicht einmal selber klar.

Aber offenbar war sie auf Ärger aus, und da wollte ich sie nicht enttäuschen. Ich weiß, es war nicht besonders klug, was ich von mir gab, aber ich konnte mich nicht zurückhalten: »Und ich dachte, du hast deine Titten nur gezeigt, weil du Wesley damit aufgeilen wolltest.«

Connie fiel der Unterkiefer herunter.

»Das ist also der Dank dafür, dass man nett zu dir ist«, platzte sie im nächsten Moment heraus.

Was immer sie damit meinte.

Einen Augenblick lang hatte ich Angst, dass sie sich die Axt schnappte und damit auf mich losging. Aber stattdessen stampfte sie zornig aus dem Wasser und rannte zu ihrem Schlafplatz, wo sie sich auf ihr improvisiertes Lager warf.

Ich blieb im Bach stehen und grübelte darüber nach, was ich wohl falsch gemacht hatte.

Eine Zeit lang war sie richtig nett gewesen.

Falls es nicht nur ein Trick gewesen war.

Bei Connie ist es einfach furchtbar schwierig zu sagen, was echt ist und was nicht.

Eigentlich kann man sich bei ihr nur einer Sache sicher sein: dass sie so gut wie nie so reagiert, wie man es erwartet. Bei Billie oder Kimberly ist das ganz anders. Bei ihnen weiß man, woran man ist. Bei Connie nicht.

Ob es vielleicht daran liegt, dass sie noch ein Teenager ist? Obwohl man mit achtzehn eigentlich aus dem pubertären Quatsch raus sein müsste.

Aber bei ihr war das vielleicht nicht so.

Irgendwie erinnerte mich Connie an die Katze meiner Nachbarn, die sich von mir kraulen ließ und dabei schnurrte wie ein Rasenmäher und im nächsten Augenblick, kein Mensch weiß warum, wie eine Furie auf mich losging und mir den Arm zerkratzte.

Über derlei Dinge dachte ich nach, während ich mir im Bach kniend das Blut von Bauch und Beinen wusch. Nachdem ich auch noch meine Badehose ausgewaschen hatte, stieg ich aus dem Bach, nahm die Axt wieder an mich und ging zurück zum Lagerplatz.

Ich war mir sicher, dass Connie noch nicht schlief und überlegte mir, ob ich zu ihr hingehen und versuchen sollte, die Sache wieder einzurenken. Bei näherem Nachdenken aber erschien mir die Idee doch nicht so prickelnd. Vermutlich brächte sie das nur noch mehr gegen mich auf.

Da konnte ich genauso gut Wache schieben, dachte ich - obwohl es heute Nacht wohl kaum notwendig sein durfte - und setzte mich ans Feuer.

Während ich in die vor sich hinzüngelnden Flammen starrte, überlegte ich mir, dass unser Hinterhalt doch kein kompletter

Fehlschlag gewesen war. Immerhin hatte Kimberly Wesley ein paar hässliche Wunden zugefügt, die zwar nicht tödlich waren (es sei denn, sie infizierten sich), ihm aber dennoch schwer zu schafften machen würden.

Vermutlich würden sie ihn uns eine Zeit lang vom Leib halten.

Ich richtete mich darauf ein, die ganze Nacht lang Wache zu halten, damit meine Frauen sich richtig ausschlafen konnten. Bis zur Dämmerung war es noch eine Weile hin, als Billie aufstand und zu mir ans Feuer kam.

Als sie sich schweigend neben mich setzte, sah ich, dass ihr Gesicht an der Seite, wo Thelma ihr mit dem Speer einen Schlag versetzt hatte, ziemlich stark geschwollen war und bereits dunkel anlief. »Na, wie steht's?«, fragte sie nach einer Weile.

»Ich glaube kaum, dass sie uns heute Nacht angreifen werden.«

»Das halte ich auch für unwahrscheinlich. Und wie geht es dir? Tun deine Wunden weh?«

»Connie hat sie mir gesäubert.«

»Lass mal sehen.«

Ich lehnte mich zurück und drehte mich ein wenig seitlich. Als Billie meine Verletzungen sah, verzog sie das Gesicht. »Muss ganz schön wehtun.«

»Geht so. Und wie ist es bei Ihnen?

»Ich werd's überleben. Übrigens möchte ich, dass du du zu mir sagst. Wir haben so viel zusammen durchgemacht.« Sie legte eine Hand auf mein Bein. »Warum legst du dich jetzt nicht schlafen?«

»Ich bin nicht müde.«

»Natürlich bist du müde. Nun geh schon.«

»Kann ich nicht hier bleiben und dir Gesellschaft leisten?« Das »dir« kam mir noch ziemlich ungewohnt über die Lippen.

»Danke für das Angebot. Aber weißt du was? Ich wäre gerne eine Weile allein.«

Und ich wäre schrecklich gerne bei ihr geblieben - nicht um *ihr* Gesellschaft zu leisten, sondern weil ich mich selbst irgendwie einsam fühlte. Und wenn es mir so ging, war ich lieber

mit Billie zusammen als mit jedem anderen Menschen, den ich kenne.

Trotzdem respektierte ich ihren Wunsch. Wahrscheinlich wollte sie ganz für sich um Andrew trauern. »Klar«, sagte ich. »Bis später.«

Ich ging zu meinem Schlafplatz.

Und war in null Komma nichts eingeschlafen.

Verschiedenes

So viel zu letzter Nacht. Es ist immer noch unser vierter Tag hier, und ich habe ihn größtenteils mit Tagebuchschreiben verbracht.

Jetzt fange ich wieder an, nach einer weiteren Pause.

Inzwischen ist es später Nachmittag. Der Tag ist ziemlich ereignislos verlaufen. Gott sei Dank.

Von meiner ersten Schreibpause, in der ich den Frauen von meinem Tagebuch erzählte, habe ich schon berichtet.

Es gibt noch einige andere Dinge, die erwähnenswert sind.

Zum Beispiel, dass wir die Latrine jetzt wirklich als Toilette benutzen. Wir haben ein paar Äste über das Loch gelegt, auf die wir uns draufstellen können.

Außerdem haben Billie und Kimberly mit meiner Hilfe noch ein paar weitere Matten geflochten wie die, die wir schon als Sichtschutz bei der Latrine verwendet haben. Dazu haben sie belaubte Zweige und Palmwedel auf einem Rahmen aus dünnen Ästen befestigt, den ich ihnen gebaut hatte. Wir brauchten die Matten, die wir an Stöcken aufstellten, als Schattenspender. Gerade sitze ich unter einer von ihnen, und genieße es sehr, im Schatten schreiben zu können. Allzu heiß ist es zum Glück nicht, weil nach wie vor eine leichte Brise weht.

Jetzt, während ich mich wieder meinem Tagebuch widme, bauen Billie und Kimberly neue Waffen als Ersatz für die, die gestern Nacht verloren oder kaputtgegangen sind.

Connie hielt sich den Großteil des Tages abseits von uns. Seit der Szene am Bach hat sie kaum mit mir gesprochen, und die wenigen Male, die sie in meiner Nähe war, warf sie mir wütende Blicke zu.

Ich bin richtig froh, dass sie stundenlang beim Fischen war. Heute Morgen ließ sie sich von Kimberly das Schweizer Messer und schnitzte sich damit einen speziellen Speer zurecht. Er hat eine lange, dünne Spitze mit drei spitzwinklig herausgearbeiteten Widerhaken an der Seite, die verhindern sollen, dass die aufgespießten Fische wieder entkommen können.

Sieht ziemlich gefährlich aus, das Teil. Hoffentlich kriegt Connie keinen Rappel und probiert es an mir aus.

Seit der Speer fertig ist, steht sie stundenlang im hüfttiefen Wasser draußen in der Bucht. Es hat eine ganze Weile gedauert, bis sie den Dreh raus hatte, und ich hörte sie immer wieder »Scheiße!« brüllen. Dann aber schrie sie plötzlich: »Ja! Hab ich dich endlich!«, und als ich zu ihr hinsah, zappelte an der Spitze ihres Speers ein großer, silbrig glänzender Fisch. Wir brachen alle in spontanen Applaus aus. Als Connie mit dem Fisch an Land kam, lief Kimberly ihr mit unserem größten Topf entgegen, füllte ihn mit Meerwasser und ließ Connie den Fisch hineinlegen.

Inzwischen hat sie drei weitere aufgespießt.

Das gibt ein Festessen heute Abend.

Soviel zu den Ereignissen des Tages.

In Anbetracht der Umstände haben wir uns ganz gut gehalten. Gestern mussten wir damit fertig werden, dass Keith und Andrew getötet wurden, aber heute mussten wir uns außerdem noch mit unserem misslungenen Hinterhalt und der Tatsache beschäftigen, dass Thelma zum Feind übergelaufen war. Außerdem hatten wir alle unsere Blessuren, wobei meine bei weitem am schlimmsten sind - die von Wesley einmal ausgenommen.

Nach mir hat wahrscheinlich Kimberly am meisten abbekommen. Sie hat zwar keine offenen Wunden, dafür aber eine schlimme Prellung am Brustkorb, direkt unter der rechten Achselhöhle, und etwas leichtere am Bauch und an der rechten Hüfte, wo Thelma sie getreten hat.

Billie und Connie haben Blutergüsse im Gesicht. Die Schwellungen klingen schon ab, aber es bleiben violett schillernde Flecken, die wie Schmutz aussehen. Billie hat den Bluterguss an der linken Wange, Connie auf der linken Seite des Kiefers, wobei Billie mit Thelmas Speer einen wesentlich schlimmeren Schlag abbekommen als Connie von meiner Faust.

Ich werde jetzt Schluss machen und mithelfen, den Fisch fürs Abendessen zuzubereiten.

Der Fisch war hervorragend. Billie hat ihn nach ihrem Geheimrezept mit Bourbon in der Pfanne gebraten. Die Whiskyflasche haben wir im Kreis herumgehen lassen, um unsere geschuppten Freunde standesgemäß hinunterzuspülen.

Eines ist mir beim Essen aufgefallen.

Die Größe unserer Gruppe.

Beziehungsweise, wie klein sie jetzt ist.

Wir sind nur noch vier.

Meine Güte.

Wir waren mal acht. Acht Leute sind eine ganz stattliche Gruppe.

Vier sind eine mickrige.

Und von den vierein sehe ich sowieso nur drei. Ich sehe Billie, Kimberly und Connie. Eins, zwei, drei. Das war's.

Man hat uns ganz schön dezimiert.

Während des Essens sprachen wir kaum, aber gegen Ende sagte Billie: »Morgen müssen wir etwas tun.«

Connie warf ihr einen beleidigten Blick zu. »Also *ich* habe heute schon etwas getan. Ich habe euch euer Abendessen gefischt.«

»Wir sollten nicht zum Fischen gehen, sondern auf die Jagd«, meinte Kimberly. »Auf die Jagd nach Thelma und Wesley.« Sie nickte Billie zu und murmelte leise: »Heute konnte ich einfach nicht.«

»Ja, das verstehe ich«, sagte Billie. »Ich auch nicht.«

»Nicht nach gestern Nacht«, ergänzte ich.

Connie warf mir einen angesäuerten Blick zu.

»Aber morgen müssen wir nach ihnen suchen«, fuhr Billie fort. »Wir dürfen Wesley keine Zeit geben, sich zu erholen. So lange er durch seine Wunden noch gehandicapt ist, können wir ihn viel leichter erledigen.«

»Was machen wir mit Thelma?«, fragte ich.

»Die lassen wir am Leben«, erwiderte Billie.

Connie schnaubte verächtlich.

»Wenn sie nicht bereits tot ist«, meinte Kimberly, ohne auf ihre Halbschwester einzugehen. »Würde mich nicht wundern, wenn Wesley sie umbringen würde.«

»Aber nicht sofort«, sagte Billie. »Bestimmt lässt er sich erstmal von ihr pflegen, bis es ihm besser geht.«

»Ihr habt doch alle beide einen Knall«, mischte sich Connie ein. »Warum sollte er Thelma umbringen?«

Ich beschloss, mich da rauszuhalten.

»Warum nicht?«, fragte Kimberly.

»Zum Beispiel, weil sie ihm gestern Nacht den Arsch gerettet hat.«

»Du meinst, dass er sie aus Dankbarkeit verschont?«, fragte Kimberly.

»Er hat keinen *Grund*, sie zu töten. Schließlich ist sie auf seiner Seite.«

»Er sieht es vielleicht nicht so«, gab Billie zu bedenken. »Kann sein, dass sie für ihn ein Hindernis ist.«

»Wieso ein Hindernis?«

»Die Frage ist doch, warum er das alles tut, oder?«, fragte Billie. »Meiner Meinung nach hat er sich das Ganze ausgedacht, um

reich zu werden. Der größte Teil unseres Familienbesitzes läuft auf Andrews und meinen Namen. Wenn wir beide tot sind, erben es unsere Kinder, also ihr beide und Thelma. Und wenn ihr drei auch tot seid, bekommen alles eure Ehemänner. Connie ist nicht verheiratet ...«

»Und meinen Mann hat er getötet«, warf Kimberly mit leiser Stimme ein.

»Genau. Bleibt also Wesley. Wenn er der einzige Überlebende ist, erbt er ein Vermögen.«

»Jede Wette, dass er auch noch eine hohe Lebensversicherung für Thelma abgeschlossen hat«, sagte Kimberly.

Connie verzog Gesicht. »Ich glaube, ihr habt zu viele schlechte Fernsehkrimis gesehen.«

»Was denkst denn *du*, warum er das alles tut?«, fragte Billie sie.

Connie zog die Nase kraus und zuckte die Achseln. »Weil er verrückt ist?«

»Das stimmt, er ist verrückt«, sagte Kimberly. »Er ist verrückt, wenn er meint, dass er damit durchkommt. Gleich morgen früh gebe ich mich auf die Jagd nach ihm.«

»Wir *alle* werden ihn jagen«, meinte Billie.

Fünfter Tag

Kriegstanz

Vergangene Nacht musste ich nicht Wache stehen. Die Frauen wechselten sich ab und ließen mich schlafen.

Ich wachte erst auf, als die Sonne schon über die Baumwipfel des Dschungels gestiegen war und unseren Strand in ein warmes, goldenes Licht tauchte. Ein wunderbarer Anblick. Am liebsten wäre ich ewig so liegen geblieben und hätte dieses Licht genossen.

Noch ziemlich müde blickte ich hinüber zu den anderen und konnte zwar Billie und Connie entdecken, die friedlich dalagen und schliefen, nicht aber Kimberly. Nach einer Weile hob ich den Kopf und sah mich nach ihr um.

Sie stand auf halbem Weg zwischen Wasser und Lagerfeuer im Sand und übte mit der Axt, die sie mit kräftigen, aber flüssigen Bewegungen durch die Luft schwang und schließlich mit einem raschen Schritt nach vorne auf einen imaginären Gegner niedersausen ließ. Ihre Bewegungen waren von einer eleganten, fast tänzerischen Leichtigkeit, was mir ziemlich unheimlich vorkam. Schließlich hantierte sie mit einer tödlichen Waffe, die vor zwei Tagen ihrem Vater den Schädel gespalten hatte. Im Sonnenlicht glänzte der Kopf der Axt wie reines Silber, und Kimberlys dichtes, dunkles Haar flog durch die Luft wie die Mähne eines wild dahingaloppierenden Mustangs.

Sie trug wieder das Hawaiihemd ihres ermordeten Mannes, und weil sie es, wie üblich, nicht zugeknöpft hatte, flog der dünne Stoff bei ihren Schwüngen und Drehbewegungen hinter ihr her wie ein bunt bedrucktes Cape. Darunter blitzte ihr weißer Bikini hervor, und ihre gebräunte Haut glänzte vor Schweiß.

Sie kam mir gespenstisch, elegant, primitiv und schön zugleich vor, und es tat mir fast weh, sie anzusehen, so wundervoll war sie. So sehr ich mich auch dazu zwang, ich konnte meine Blicke einfach nicht von ihr wenden.

Dass es mich hierher auf diese Insel verschlagen hat, ist wirklich das Beste, was mir in meinem Leben bisher zugestoßen ist. So betrachtet, müsste ich allerdings auch Wesley danken und dürfte ihm nicht nach dem Leben trachten. In Wirklichkeit aber hasse ich ihn, weil er Kimberly und Billie solchen Schmerz zugefügt hat. Und ich hasse ihn schon jetzt für das, was er ihnen möglicherweise antun wird, wenn er sie in die Finger bekommt. (Die Tatsache, dass er auch mich umbringen will, finde ich übrigens auch nicht gerade berauschend.)

Wie dem auch sei, es war einfach fantastisch, Kimberly bei ihren Übungen mit der Axt zusehen zu können.

Als sie es entdeckte, fühlte ich mich wie ein in flagranti ertappter Spanner, trotzdem winkte ich ihr fröhlich lächelnd zu. Sie winkte zurück. Ich setzte mich auf, gönnte mir ein paar Minuten, um zu mir zu kommen, und ging dann hinüber zu ihr.

»Du bereitest dich wohl auf die große Schlacht vor«, sagte ich.

Sie legte sich die Axt über die Schulter und lächelte. Kimberrlys Lächeln ist umwerfend.

»Ach, ich spiele nur rum«, erklärte sie. »Ist so eine Art Morgengymnastik.«

»Du kommst mir vor wie eine halbe Wikingerin«, sagte ich.

»Bin ich auch. Brauchst mich doch nur anzusehen: Nordisch durch und durch.«

Sie machte sich über mich lustig, aber mir gefiel es. »Ich meine damit nicht dein Aussehen«, erklärte ich, »sondern die Art, wie du mit der Axt umgehst. So, als hätten schon deine Vorfahren die Streitaxt geschwungen.«

»Das haben sie auch, aber eine andere, als du glaubst. Ich habe Indianerblut in meinen Adern.«

»Wirklich? Bist du Indianerin?«

»Eine halbe. Sioux. Vom Stamm der Lakota.«

»Nimmst du mich auf den Arm?«

»Ich schwöre es!« Mit ihrer freien Hand zeichnete sie rasch ein Kreuz auf ihre Brust. »Mütterlicherseits. Ihr Großvater war am Little Big Horn dabei.«

»Kein Witz?«

»Wir wissen aus gesicherter Quelle, dass er persönlich General Custer skalpiert hat.«

»Echt?«

Kimberly lachte. »*Damit* habe ich dich jetzt auf den Arm genommen.«

»Da bin ich aber beruhigt, denn meines Wissens wurde Custer gar nicht skalpiert.«

»Keine Ahnung, ob mein Urgroßvater überhaupt jemanden skalpiert hat. Aber bei der Schlacht am Little Big Horn war er dabei, so viel steht fest.«

»Großer Gott.«

»Vielleicht liegt mir deshalb der Umgang mit Tomahawks, Speeren und Messern irgendwie im Blut. Und zur anderen Hälfte bin ich Sizilianerin.«

»Sioux und Sizilianerin. Meine Fresse! Rothaut und Mafia - was für eine explosive Mischung. Dich möchte ich lieber nicht zur Feindin haben.«

»Ist auch besser so. Ich kann nämlich höllisch brutal werden.« Ihr Lächeln erstarb, und ihre Augen verdüsterten sich. Für eine Weile hatte sie wohl vergessen, dass Wesley ihren Ehemann und ihren Vater ermordet hatte, aber jetzt war es ihr wieder eingefallen. Ich konnte ihr ihren Schmerz am Gesicht ablesen. Und ihre Wut.

Damit, dass er Menschen umgebracht hatte, die Kimberly liebte, hatte Wesley einen Riesenfehler gemacht.

Ein wenig hatte er bereits dafür bezahlt, aber ich hatte so das Gefühl, dass seine Qualen noch nicht einmal richtig angefangen hatten.

Weil ich Kimberly auf andere Gedanken bringen wollte, sagte ich: »Und ich habe doch tatsächlich geglaubt, dass wir nicht länger als einen, höchstens zwei Tage auf dieser Insel hier festsitzen werden.«

»*Ich* habe eher an ein, zwei *Stunden* gedacht«, erwiderte sie. »Irgendjemand hätte die Explosion doch hören müssen. Und selbst wenn nicht ... einsame Inseln, auf denen Schiffbrüchige jahrelang ausharren müssen, gehören doch ins vorige Jahrhundert.«

»Aber möglich ist es auch heute noch.«

»Besonders, wenn es ein hinterhältiger Bastard wie Wesley *gezielt* herbeiführt.«

»Bestimmt hat er bei den Behörden eine falsche Reiseroute angegeben«, sagte ich. Ich hatte schon einmal daran gedacht und es dann wieder verworfen, aber jetzt war ich mir sicher, dass Wesley genau das gemacht hat. »Nur so kann ich es mir erklären, dass wir bis jetzt noch nicht gerettet wurden. Entweder sie suchen noch gar nicht nach uns, oder Wesley hat es so hingedreht, dass sie ganz woanders suchen.«

»Im Moment *will* ich überhaupt nicht gefunden werden«, sagte Kimberly.

Ihre Worte verblüfften mich.

Sie spiegelten in etwa das wider, was ich selber dachte.

Unser fünfter Tag auf dieser Insel war gerade angebrochen, aber irgendwie kam es mir so vor, als ob wir schon sehr lange hier gewesen wären. Andererseits aber war die Zeit rasend schnell vergangen. Wegen der Schwierigkeiten, die Wesley uns bereitet hatte, waren wir überhaupt noch nicht dazugekommen, die Insel genauer zu erkunden. Niemand konnte sagen, was uns alles zustoßen und welche Abenteuer wir in den kommenden Tagen - oder Wochen - erleben würden. Vielleicht sogar in den kommenden Monaten.

Unsere Rettung würde all das mit einem Schlag zunichte machen.

Ich konnte mir vorstellen, dass Kimberly ähnlich empfand. »Ich verlasse diese Insel erst, wenn ich mit Wesley abgerechnet habe«, sagte sie.

»Du hast ihn doch schon ziemlich schlimm erwischt.«

»Kann sein, aber das ist noch lange nicht genug. Ich werde ihn töten.«

Die Art, wie sie das sagte und vor allem ihr Gesicht dabei, jagte mir einen eiskalten Schauer den Rücken hinunter.

Vorbereitungen

Während sich die Frauen für unsere Dschungelexpedition fertig machen, trage ich rasch mein Tagebuch nach.

Gleich gehen wir auf die Jagd.

Auf eine Mission, die Thelma retten und Wesley endgültig unschädlich machen soll.

Zuvor aber aßen wir noch eine Kleinigkeit und überlegten uns, was wir mit dem Feuer machen sollten. Bisher hatten wir uns an Andrews Rat gehalten und es nicht ausgehen lassen. Jetzt aber rechneten wir damit, dass wir den ganzen Tag fort sein würden, und um es so lange am Brennen zu halten, hätten wir jemanden zurücklassen müssen, der sich darum kümmert.

Aber wir lassen niemanden alleine zurück.

Und zwei zurücklassen, die sich gegenseitig bewachen, während sie auf das Feuer aufpassen, können wir uns nicht leisten, denn dann hätten nur noch zwei von uns auf die Jagd gehen können.

Und das, darüber waren wir uns alle einig, war ein Ding der Unmöglichkeit.

Also beschlossen wir, das Feuer ausgehen zu lassen.

Immerhin hatten wir ja noch Andrews Feuerzeug.

Billie ging hinüber zu ihrem Lager, nahm Andrews Shorts und durchsuchte die Taschen. Sie fand seine Pfeife, Tabaksbeutel, Brieftasche und Schlüssel sowie das weiße Taschentuch, das Andrew dem toten Keith übers Gesicht gelegt hatte. Als sie zu uns zurückkam, hielt sie stolz das Feuerzeug in der Hand.

Als sie es ausprobierte, brannte es auf Anhieb mit kräftiger Flamme.

Dann fragte sie uns, ob jemand Andrews Hose anziehen wolle. »Die hat so große, tiefe Taschen«, erklärte sie.

Stauraum für Dinge zum Mitnehmen konnten wir dringend gebrauchen, denn die einzige Tasche, die uns bisher dafür zur Verfügung stand, war die Brusttasche in Keiths Hawaiihemd, das jetzt Kimberly trug. Die aber war so klein und wenig Vertrauen erweckend, dass Kimberly nicht einmal das Schweizer Messer hineinstecken wollte.

Und dann hatten wir natürlich noch meinen Rucksack, den ich unter ein paar Handtüchern an meinem Schlaflager versteckt hatte. Eigentlich wollte ich damit lieber nicht den ganzen Tag im Dschungel herumlaufen, denn der Rucksack ist die Heimat meines Tagebuchs, und das ist ein dickes, spiralgebundenes Notizbuch, das mindestens ein Kilo wiegt.

»Na, wer möchte sie anziehen?«, fragte Billie noch einmal und hielt die Shorts in die Höhe.

Niemand meldete sich freiwillig.

Wahrscheinlich, weil die Hose den an ihre Bikinis gewöhnten Frauen viel zu groß und schwer erschien.

»Nimm du sie«, sagte Connie zu mir. »Es ist eine Männerhose, und du bist das einzige männliche Wesen hier.«

»Ich will sie aber nicht«, antwortete ich, denn ich erinnerte mich daran, wie Andrew sie ausgezogen und Keiths Leiche auf den nackten Unterleib gelegt hatte.

»Zieh sie doch über deine Badehose an«, schlug Connie vor.

»Das ist mir zu warm.«

»Gut, dann nehme ich sie«, erklärte sich Kimberly bereit.

Sie klang nicht gerade begeistert, und auch mir gefiel dieser Vorschlag nicht. Ehrlich gesagt, mir wäre es am liebsten gewesen, wenn *niemand* die Hose angezogen hätte, aber bei den Frauen wäre es mir besonders unangenehm gewesen. »Okay«, sagte ich also. »Gib sie mir.«

Ich ließ mir von Billie die Shorts geben und wollte sie anziehen.

»Halt«, sagte Billie. »Zieh erst deine Badehose aus. Wenn du beides trägst, kommst du um vor Hitze. Und außerdem sieht deine Badehose schlimm aus.«

Das fand ich nun wieder nicht. *Schlimm* war etwas anderes. Das meiste Blut hatte ich in der Nacht herausgewaschen.

Ich suchte nach einem Ort zum Umziehen.

»Mach es doch gleich hier«, sagte Kimberly und klang dabei ziemlich nüchtern.

Ich schüttelte den Kopf. »Nein, ich gehe hinüber zu den Felsen.«

»Nun sei doch nicht albern«, sagte Billie. »Tu's hier, wir schauen dir schon nichts weg.«

»Wer würde denn *so was* wollen?«, fragte Connie mit einem hämischen Grinsen.

Ich seufzte. Und dann sagte ich: »Okay, von mir aus.«

Nachdem sich die Frauen umgedreht hatten, zog ich mir die Badehose aus. Es fühlte sich seltsam an, am helllichten Tag nackt an einem Strand zu stehen, und das auch noch so nahe an drei Frauen, dass ich sie fast hätte berühren können. Sie trugen selbst nicht allzu viel am Leib, aber immer noch mehr als ich.

Auf einmal bekam ich eine mächtige Erektion, und ich schlüpfte, so schnell ich konnte, in Andrews Shorts.

»Schon fertig?«, fragte Billie.

»Fast.«

Ich zwängte mich in die Hose und zog den Reißverschluss hoch. Die Shorts waren groß und weit und schlotterten mir um

die Hüften, aber nachdem ich sie nach oben gezogen und den Gürtel zugemacht hatte, rutschten sie nicht mehr herunter.

»Okay?«, fragte Billie.

»Ja, so weit schon.«

Sie drehte sich um. Die anderen beiden auch.

Ich bückte mich schnell und hob meine Badehose auf. Als ich mich wieder aufrichtete, hielt ich sie mir vor den Unterleib.

»Meine Güte, Rupert«, sagte Connie.

Ich schüttelte den Kopf und hatte das Gefühl, als würde mein Gesicht gleich in Flammen aufgehen. »Was ist denn los?«, fragte ich.

Großer Fehler.

»Du hast schon wieder einen *Ständer*. Das ist los, du Perversling.«

»Connie!«, blaffte Billie.

»Sieh ihn dir doch an!«

»Trotzdem sagt man so was nicht«, sagte Billie zu ihr.

»Außerdem ist es ziemlich offensichtlich«, meinte Kimberly lächelnd.

Ich glaube, dass ich leise aufgestöhnt und so was wie »Oh, Mann« gemurmelt habe.

Kimberlys Kommentar hatte Billie zum Lachen gebracht, und sogar Connie stimmte mit ein, während der Grund für ihre Heiterkeit dahinschmolz wie ein Eiszapfen in der Hölle.

»Na dann«, sagte ich und hörte auf, mich hinter meiner Badehose zu verstecken. »So was passiert eben.«

»Dir passiert es. Und zwar ständig«, sagte Connie.

»Dafür brauchst du dich nicht zu schämen«, erklärte Billie, die jetzt, nachdem sie aufgehört hatte zu lachen, fast feierlich klang. »Mach dir keine Gedanken, Schatz.«

Schatz?

Kimberly sagte: »Sieht sowieso so aus, als hinge der Schniedel schon wieder auf Halbmast.«

»Können wir nicht über was anderes reden?«, fragte ich unangenehm berührt.

»Das hängt ganz von dir ab«, sagte Kimberly und lächelte dabei so entwaffnend, dass sogar ich zu lachen anfang. Ich konnte ihrem Lächeln einfach nicht widerstehen.

»Hier«, sagte Billie und warf mir Andrews Feuerzeug zu. »Steck es ein.«

Ich verstaute das Feuerzeug in einer der vorderen Taschen, wo ich es an meinem Oberschenkel spüren konnte. »Was ist mit deinem Messer?«, fragte ich Kimberly.

Normalerweise sah ich nicht auf ihr Bikinihöschen, aber jetzt hatte ich eine Entschuldigung dafür.

Das Messer beulte dort noch immer den dünnen, weißen Stoff aus.

Kimberly legte schützend ihre Hand darüber.

»Das bleibt hier«, sagte sie. »Es hat nämlich noch eine Verabredung mit Wesley.«

Dann nahmen wir uns noch etwas von unserem Proviant, damit wir unterwegs etwas zu essen hatten. Auch diese Sachen fanden ihren Platz in Andrews Hose, die jetzt mir gehörte. Als Nächstes verteilten wir die Waffen.

Ich meldete mich freiwillig dafür, die Axt zu tragen.

»Sie ist aber furchtbar schwer«, sagte Kimberly.

»Das schaffe ich schon.«

»Wir können uns ja abwechseln.«

»Okay«, sagte ich.

»Du trägst sie zuerst, wenn du willst. Sag mir, wenn sie dir zu schwer wird.«

»Okay.«

Ich musste die Axt mit beiden Händen tragen, aber ich wollte auch eine Ersatzwaffe haben. Also steckte ich mir noch einen Tomahawk auf der rechten Seite in meinen Gürtel.

Als Billie das sah, steckte sie sich ebenfalls einen Tomahawk in den Bund ihres Bikinihöschens, aber dessen Gummi konnte die

schwere Waffe nicht halten. Noch bevor Billie die Waffe festhalten konnte, hatte sie ihr das Höschen fast ausgezogen.

»Mom!«, kreischte Connie. »Was machst du denn da?«

»Ach, sei ruhig.« Billie nahm den Tomahawk und zog sich das Höschen wieder hoch.

»Das hast du absichtlich gemacht.«

»Jetzt sei nicht albern.«

Connie warf mir einen Blick zu, als wäre ich für den Vorfall verantwortlich.

Ich grinste sie treuherzig an und zuckte mit den Schultern. »Ich habe nicht mal hingeschaut«, sagte ich. Das war natürlich eine Lüge, und sie wusste es.

Billie holte sich das Stück Seil, mit dem Wesley Keith in den Baum gehängt und das ich abgeschnitten hatte. Jemand hatte den Henkerknoten gelöst, sodass es jetzt gut eineinhalb Meter lang war. Wir sahen ihr zu, wie sie sich daraus eine Trageschlinge für ihre improvisierte Streitaxt knüpfte. Dann schlüpfte sie mit dem Kopf hinein und rutschte das Seil so zurecht, dass es quer über ihre Brust verlief und sie die Waffe in Höhe ihrer Hüfte aufhängen konnte.

»So was mache ich mir auch«, sagte Kimberly.

Connie schloss sich ihr an. Sie beide schnitten sich jeweils ein Stück von dem restlichen Seil ab, das wir zusammengerollt bei unseren Vorräten aufbewahrt hatten.

Es dauerte ein paar Minuten, bis sie fertig waren, aber das Warten lohnte sich. Da sie beide einen Speer mit sich trugen, hätten sie mit einem zusätzlichen Tomahawk beide Hände voll gehabt.

Wasserflaschen nahmen wir nicht mit, weil wir rasch und mit leichtem Gepäck unterwegs sein wollten. Außerdem hatten wir nicht vor, uns weit von dem Bach zu entfernen.

Endlich waren wir fertig mit unseren Vorbereitungen und brachen auf.

Kimberly ging voraus. Ich folgte ihr. Hinter mir kam Connie, und Billie bildete die Nachhut.

Den Dschungel betraten wir an der Stelle, an der Wesley und Thelma am Tag zuvor verschwunden waren.

Die Jagd

Zuerst versuchten wir, Wesleys Blutspur zu folgen. Kimberly ging langsam durchs Gebüsch und blieb öfter stehen, um sich zu bücken und den Boden näher zu untersuchen.

Obwohl Wesley aus mehreren Wunden an Brust und Hinterteil stark geblutet hatte, war es nicht einfach, jetzt noch Spuren davon zu finden. Der Dschungel war fast überall so dicht, dass man nicht weiter als ein paar Meter in jede Richtung blicken konnte. Außerdem kam durch das dichte Blätterdach nicht allzu viel Licht unten an, sodass wir die meiste Zeit durch ein schattiges Halbdunkel tappten.

Wenn Kimberly nicht so eine ausdauernde Spurensucherin gewesen wäre, hätten wir der Blutspur niemals folgen können. Sie hatte Talent. Und sie war besessen. Meistens wusste sie instinktiv, wo sie hinsehen musste.

Vielleicht lag das an ihren indianischen Genen.

Als wir trotz ihrer fast unheimlichen Fähigkeiten irgendwann einmal die Spur verloren hatten, glaubte Kimberly schon ziemlich genau zu wissen, wo Wesley und Thelma hingegangen waren.

»Er wollte zum Bach«, flüsterte sie uns zu.

»Klingt plausibel«, sagte ich. »Schließlich brauchte er Wasser.«

»Warum sind wir dann nicht gleich am Bach entlang gegangen?«, fragte Connie. »Da hätten wir uns eine Menge ersparen können.« Mit diesen Worten erschlug sie eine Mücke, die sich an ihrem Hals niedergelassen hatte. »Scheißviecher«, sagte sie.

So schlimm wie heute waren die Mücken bisher noch nie gewesen. Am Strand hatten sie uns die meiste Zeit in Ruhe gelassen, und auch die paar mal, die ich mich in den Dschungel gewagt hatte, waren sie mir nicht sonderlich lästig geworden.

Heute aber waren sie eine echte Plage.

Und wir hatten nichts, womit wir uns gegen sie hätten schützen können - keine Moskitonetze und kein Insektenschutzmittel. Nichts. Zwar hatten wir das alles mit auf unseren Trip genommen, aber als wir zum Picknicken an Land fuhren, hatten wir die Sachen an Bord gelassen - ein Versäumnis, für das wir jetzt büßen mussten.

Kaum hatten wir den Dschungel betreten, waren die Biester in Scharen über uns hergefallen.

Kimberly ignorierte sie einfach.

Ich versuchte, ihrem Beispiel zu folgen, aber ich konnte es nicht ertragen, wie die widerwärtigen Quälgeister mir um die Ohren surrten und sich überall auf meinen Körper setzten. Besonders schien sie meine Wunde im Gesicht zu interessieren (offenbar mögen sie Schorf). Ich war sehr froh, dass ich mein Hemd - oder besser gesagt, die rosa Bluse, die Billie mir gegeben hatte - anhatte. Und Andrews große, alte Shorts schützten meine Beine wenigstens ein bisschen besser, als es meine Badehose vermocht hätte.

Connie trug ihr übliches T-Shirt, aber der Stoff war dünn und klebte an ihrer Haut, sodass die Mücken mühelos durchstechen konnten. Nur an den Stellen, die ihr Bikini bedeckte, war sie vor den Quälgeistern sicher. Ich weiß nicht, ob ich es schon einmal erwähnt habe, aber ihrer ist bei weitem der knappste von allen dreien. (Wieso ausgerechnet Connie, die so gerne die Prüde spielt, sich für einen solchen Bikini entschieden hat, kapiere ich nicht. Aber ich verstehe Connie ja sowieso nicht. Vielleicht trägt sie das T-Shirt, um wenigstens halbwegs anständig zu wirken.) Wie dem auch sei, das Oberteil ihres Bikinis besteht lediglich aus zwei orangefarbenen, durch dünne Schnüre miteinander verbun-

denen Dreiecken, und das Höschen ist das, was man einen Stringtanga nennt - ein winziges Stück Stoff, dessen Vorderteil ein wenig breiter als sein Rückteil ist. Mit anderen Worten: Nur ein paar Quadratzentimeter ihres Körpers waren vor den kleinen Blutsaugern wirklich sicher.

Billie trug, wie üblich, nur ihren Bikini, der, obwohl er mindestens dreimal größer war als der ihrer Tochter, auch nicht allzu viel von ihrem Körper schützte. Sie zeigte jede Menge schweißglänzende Haut und wäre eigentlich ein gefundenes Fressen für die Mücken gewesen, aber die ließen sie in Ruhe.

»Wieso wirst du nicht gestochen?«, fragte ich sie, als wir auf einer sonnenbeschienenen Lichtung eine kurze Rast machten.

»Als ich fünf Jahre alt war, habe ich mal einer Mücke das Leben gerettet. Das hat sich herumgesprochen, und seitdem rühren sie mich nicht mehr an.«

»Das erzählt sie mir, seit *ich* fünf Jahre alt bin«, sagte Connie. »Ich denke, das ist Blödsinn.«

Billie lächelte ihre Tochter verständnisvoll an.

»Denk, was du willst, meine Kleine.«

»Ich denke, dass sie dich in Ruhe lassen, weil sie deinen Geruch nicht ausstehen können.«

»Was bist du heute wieder reizend.«

»Du riechst gut«, sagte ich.

Das war noch untertrieben. Ich fand, dass sie fantastisch roch.

»Danke Rupert«, sagte Billie.

»Egal, was es ist, ich wünschte, du hättest es mir vererbt«, meinte Connie. »Diese Mistviecher machen mich noch wahnsinnig.«

»Kümmere dich einfach nicht um sie«, riet Kimberly. »Alles, was sie wollen, sind ein paar Tröpfchen von deinem Blut.«

»Ich persönlich würde mein Blut gerne behalten«, sagte ich. »Lässt du sie dich einfach stechen?«

»Wenn man gegen sie ankämpft, hat man schon verloren. Und was ich nicht ändern kann, akzeptiere ich.«

Connie grinste hämisch. »Der Blödsinn wird ja immer schlimmer.«

Ich erschlug eine Mücke, die sich auf meiner Stirn niedergelassen hatte.

Ein paar Minuten später gingen wir weiter und erreichten bald darauf den Bach. Dort versammelten wir uns an seinem Ufer und schauten nach links und rechts, ganz so, als wäre er eine Straße, die wir überqueren wollten.

Nirgends war etwas zu sehen, was auf Wesley oder Thelma oder irgendeinen anderen Menschen hingewiesen hätte.

Der Bach, der aus dem höher liegenden Gelände rechts von uns kam, floss hier ziemlich schnell und gurgelte schäumend um ein paar Felsen herum. Wenn ich nach links blickte, sah ich, wie er in Richtung unseres Lagers im Dschungel verschwand. Unzählige Bäume, Büsche und Schlingpflanzen, zwischen denen zwitschernde Vögel herumflogen, verstellten mir den Blick auf Strand und Meer.

»Da, halt den mal für mich«, sagte Connie und drückte Billie ihren Speer in die freie Hand, bevor sie hinab in den Bach stieg. Sie kniete sich hin, beugte sich nach vorn und trank Wasser aus der hohlen Hand. Dann streckte sie beide Hände in den Bach und goss sich mehrmals das kühle Nass über den ganzen Körper. Offenbar linderte es das Jucken ihrer Mückenstiche.

»Wie geht's mit der Axt?«, fragte mich Kimberly.

»Gut.«

»Soll ich sie dir eine Weile abnehmen?«

»Nicht nötig.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass wir hier knapp unterhalb der Lagune sind.« Sie stieg in den Bach und wir folgten ihr. »Von hier aus kommen wir besser voran, aber wir sollten trotzdem die Augen offen halten.«

Wir tranken alle etwas Wasser und sahen dann Connie zu, die sich den ganzen Körper abwusch. Am liebsten hätte ich mich ins Wasser geworfen und meine Stiche gekratzt, aber weil der Bach

hier nur ein paar Zentimeter tief war, beschloss ich, erst in der Lagune zu baden.

Connie ließ sich Zeit und genoss es sichtlich, uns warten zu lassen. Mir war es egal, denn mir gefiel es, wie sie da in ihrem nassen, durchsichtig gewordenen T-Shirt und ihrem ultraknappen Bikini vor uns herummachte.

Als wir endlich wieder aufbrachen, folgten wir dem Bach, wobei wir manchmal im Wasser, manchmal auf den Steinen am Ufer gingen. Auf diese Weise kamen wir viel rascher und einfacher voran als vorhin im dichten Dschungel, obwohl das Gelände steiler wurde und der Bach immer rascher floss und immer lauter gurgelte. Bald mussten wir an manchen Stellen klettern oder von Felsen zu Felsen springen. Zum Glück wurde es nie so steil, dass wir beide Hände zum Klettern gebraucht hätten.

Von wegen einfacher Weg, dachte ich.

Vielleicht für Kimberly.

Wir anderen jedoch mussten ein paarmal rasten, bevor wir die Lagune erreichten. Die letzte Pause allerdings legten wir auf Kimberlys Verlangen ein, was mich einigermaßen erstaunte. War sie am Ende doch so erschöpft, dass sie Kräfte sammeln musste?

Nein.

Sie setzte sich auf einen Felsen, lehnte ihren Speer an einen Baum und legte ihren Tomahawk ab. Dann schlüpfte sie aus Keiths Hawaiihemd und sagte: »Wir sind fast da. Ich klettere mal da hinauf und sehe nach dem Rechten. Ihr wartet so lange auf mich, okay?«

»Aber du solltest nicht alleine gehen«, sagte ich.

»Ihr könnt mich alle sehen da oben«, sagte sie und deutete hinauf zu den Felsen. »Ich möchte nur kurz schauen, ob die Luft rein ist.«

Wir erklärten uns einverstanden, und Kimberly kletterte die Felsen auf der rechten Seite des Baches hinauf. Als sie fast oben war, legte sie sich auf einer im Winkel von 45 Grad nach oben führenden Felsplatte auf den Bauch und kroch vorsichtig hinauf

zu deren Rand, wo sie flach liegen blieb und lediglich den Kopf über den Rand der Platte streckte.

Wir sahen ihr zu, wie sie ihn ein paarmal langsam hin und her drehte.

Als zehn Minuten vergangen waren, hielt es Connie nicht mehr aus. »Wieso braucht die denn so lange?«, fragte sie.

»Vielleicht sieht sie etwas«, sagte Billie.

»Sie will ganz sicher sein, dass wirklich niemand dort oben ist«, ergänzte ich.

»Diese Warterei ist echt ätzend.«

»Ein paar Minuten wirst du dich wohl gedulden können«, meinte Billie ruhig und entspannt.

Eine Weile sagte Connie nichts, zeigte uns aber durch ständiges Kopfschütteln und Augenrollen, dass ihr das Warten überhaupt nicht gefiel.

Mich ärgerte das. »Was ist denn mit dir?«, fragte ich. »Kommst du zu spät zu einer Verabredung oder was?«

»Leck mich.«

»Benimm dich, Connie«, sagte Billie leise.

»Der Arsch braucht nicht immer den Besserwisser zu spielen«, maulte Connie.

»Pass auf, was du sagst.«

»Ja, ergreife nur Partei für ihn.«

»Ich ergreife für niemanden Partei, aber ich finde, du könntest dich beruhigen. So machst du doch alles nur schlimmer, und außerdem höre ich in letzter Zeit von dir kaum mehr etwas anderes als ›Scheiße‹ oder ›Arsch‹ oder andere Schimpfwörter. Vor deinem Vater hättest du dich das nie getraut.«

»Aber mein Vater ist nun mal nicht hier«, sagte Connie in schnippischem Ton.

»Ja, leider.« Billies Stimme klang so traurig, dass es mir die Kehle zuschnürte.

Und Connie fing plötzlich zu weinen an.

Ihre Mutter versuchte, sie in den Arm zu nehmen, aber Connie stieß sie weg und brachte hervor: »Rühr mich nicht an. Lass mich bloß in Ruhe.« Dann drehte sie uns den Rücken zu und vergrub das Gesicht in ihren Händen. Dabei weinte sie fast lautlos ... ein leises Schnaufen und Schnauben war das Einzige, was ich hörte, obwohl ihr Kopf und ihre Schultern bebten.

So wenig ich Connie auch manchmal ausstehen kann, so weh tat es mir, sie so weinen zu sehen. Fast wären mir selbst die Tränen gekommen, und fast hätte ich sie getröstet, aber mir war völlig klar, dass das keinen Sinn hatte. Und so hielt ich Abstand und schwieg.

Als Kimberly von den Felsen kletterte, hatte Connie zwar aufgehört zu weinen, drehte uns aber immer noch den Rücken zu.

Kimberly sah sie stirnrunzelnd an. »Alles in Ordnung?«, fragte sie.

»Leck mich«, murmelte Connie.

Kimberly nahm es gelassen. »Wie du willst.« Sie ging vor Billie und mir in die Hocke und sagte: »Sieht nicht so aus, als ob da oben jemand wäre. Aber wir sollten uns nicht drauf verlassen. Wir müssen sehr vorsichtig sein und aufpassen, dass wir in keinen Hinterhalt geraten.«

»Wesley ist vermutlich noch zu schwach, um uns anzugreifen«, meinte Billie.

»Gut möglich«, sagte Kimberly. »Aber niemand kann sagen, wozu Thelma in der Lage ist. Ich halte sie zu allem fähig, wenn sie Wesley damit retten kann.«

»Sie hält zu ihrem Mann«, sagte ich.

»Wie rührend«, knurrte Kimberly verächtlich.

»Wir sollten es ihr nicht allzu sehr zum Vorwurf machen«, sagte Billie. »Was Wesley angeht, hatte sie immer schon Scheuklappen. Vermutlich weigert sie sich immer noch, zu glauben, dass er Keith und Andrew umgebracht hat. Falls sie überhaupt noch ... bei ihm ist.«

Kimberly hängte sich das Seil mit dem Tomahawk wieder über den Kopf. »Die Chancen, dass sie noch lebt, schätze ich auf zehn zu eins«, sagte sie. »Und mit ziemlicher Sicherheit ist sie noch bei ihm. Wenn sie uns allerdings angreift, dann ...« Kimberly schüttelte den Kopf und biss sich auf die Unterlippe. »Ich will ihr nicht wehtun, schließlich ist sie immer noch meine Schwester. Aber wir müssen uns verteidigen.«

Dann wandte sie sich an Connie. »Und du bist auch meine Schwester. Deshalb lasse ich dich nicht einfach hier sitzen, und wenn du noch so sehr schmollst.« Sie nahm ihren Speer und stand auf. »Also steh jetzt bitte auf, ja? Es ist Zeit zu gehen.«

»Klar doch«, murmelte Connie. »Dein Wunsch ist mir Befehl.«

Ich muss jetzt ziemlich bald mit dem Schreiben aufhören. Angefangen habe ich damit, als wir heute Nachmittag an den Strand zurückgekehrt waren. Die Frauen haben gekocht und mich schreiben lassen, und jetzt sitze ich nach einer kurzen Essenspause wieder dran. Bald wird es dunkel, und ich es gibt noch so vieles, was ich vom gestrigen Tag festhalten will.

Ich werde es heute bestimmt nicht alles schaffen.

Wahrscheinlich muss ich damit aufhören, über jeden kleinen Vorfall bis ins kleinste Detail zu berichten. Gut, *alles* habe ich auch bisher nicht notiert. Ich habe immer schon eine Menge ausgelassen. Es gibt Tausende von Einzelheiten, die ich weggelassen habe, und die möglicherweise sogar wichtig sind.

Oft weiß man erst im Nachhinein, was wirklich wichtig war.

Wegen des fehlenden Nagels ging das Hufeisen verloren. Wegen des fehlenden Hufeisens ging das Pferd verloren. Wegen des fehlenden Pferdes ging die Schlacht verloren. Weil man nicht weiß, wie es kommt, vergisst man, den fehlenden Nagel zu erwähnen. Ist das verständlich?

Vielleicht bemühe ich mich deshalb darum, möglichst wenige Sachen auszulassen - möglicherweise werden sie ja später einmal wichtig. Und ich weiß nicht, was uns noch alles erwartet ...

Irgendwann muss ich mich ohnehin einschränken, denn inzwischen ist schon mein halbes Notizbuch voll geschrieben, und wenn es so turbulent weitergeht wie bisher, wird mir bald das Papier ausgehen.

Also werde ich es mir besser überlegen, was ich in dieses Tagebuch aufnehme. Und von jetzt an werde ich mit ganz kleiner Schrift schreiben.

Und ich sollte aufhören, Gedanken wie diese zu Papier zu bringen. Es wäre ja grotesk, wenn mir ausgerechnet deshalb das Papier ausgehen würde, weil ich zu oft über meine Angst geschrieben habe, dass mir das Papier ausgehen könnte.

Das Leben ist voller Ironie.

So, jetzt ist Schluss für heute. Morgen schreibe ich weiter - hoffentlich.

Sechster Tag

Die Jagd (zweiter Teil)

Da bin ich wieder. Es ist unser sechster Tag als Schiffbrüchige.

Der Morgen dämmt.

Wir haben vereinbart, dass ich die letzte Nachtwache übernehme, damit ich mich bei Tageslicht dem Schreiben widmen kann. Vor ein paar Minuten hat Kimberly mich aufgeweckt, und jetzt geht sie hinüber zu ihrem Schlafplatz. Billie und Connie scheinen tief und fest zu schlafen.

Es ist schön, bei Sonnenaufgang allein hier am Feuer zu sitzen. Und so friedlich. Im Hintergrund rauschen die Wellen, das Feuer knackt und knistert. Aus dem Dschungel dringen vereinzelt die heiseren Schreie von Vögeln.

Aber jetzt zur Sache.

Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, wir hatten die Lagune noch nicht ganz erreicht, und Kimberly hatte nachgesehen, ob die Luft rein ist.

Nachdem wir die restliche Strecke kletternd überwunden hatten, fanden wir uns wenige Meter vom Ufer der Lagune entfernt wieder.

Sie war viel größer, als ich erwartet hatte - vielleicht fünfzig Meter breit und doppelt so lang. Außerdem hatte ich gedacht, dass man die ganze Uferlinie überblicken könne, aber es gab so viele Biegungen, Felsvorsprünge und Einbuchtungen, dass ziemlich große Abschnitte der Lagune und ihrer Uferbereiche von unserem Standpunkt aus nicht einsehbar waren.

Trotzdem bot sich uns ein herrliches Bild. Gegenüber, jenseits der stillen Lagune, war ein kleiner Wasserfall.

Der Bach floss dort wie ein silbernes Band über den Rand der Felsen und stürzte aus drei oder vier Metern Höhe in die Lagune

herab. Ein glänzender, durchsichtiger Schleier vor den Felsen, an dessen Fuß das Wasser schäumte und spritzte.

Der Rest der Lagune war eine glatte, dunkle Fläche, in der sich das felsige Ufer, die Büsche und Bäume auf dem Kopf stehend spiegelten.

Eine ganze Weile blieben wir stehen und sahen uns um.

Von Wesley oder Thelma war weit und breit nichts zu sehen, und obwohl ich wusste, dass Kimberly und Keith an unserem ersten Tag auf der Insel schon hier geschwommen waren, konnte ich mir kaum vorstellen, dass vor uns schon einmal ein Mensch hier gewesen war. Die Landschaft wirkte so unberührt, so urtümlich, dass sie mich an Filme wie *King Kong* oder *Jurassic Park* erinnerte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich ein Dinosaurier aus der Lagune aufgetaucht und an Land gestapft wäre.

Die einzigen Tiere, die ich sah, waren jedoch von der geflügelten Sorte. Insekten und Vögel. Weit und breit kein Pterodaktylus.

»Ich geh ins Wasser«, sagte Connie. Sie legte ihren Speer und den Tomahawk beiseite und zog sich die Schuhe aus.

»Wir sollten nicht alle gleichzeitig hineingehen«, meinte Kimberly. »Es ist besser, jemand bleibt am Ufer und ...«

Connie tauchte mit einem Hechtsprung ins Wasser.

»... passt auf die Waffen auf.«

»Ich bleibe hier«, erbot ich mich.

»Wir wechseln uns ab«, sagte Billie. »Ich komme in ein paar Minuten wieder raus und löse dich ab.«

»Fein«, erwiderte ich.

»Nehmen wir uns doch eine halbe Stunde Zeit zum Baden«, schlug Kimberly vor. »Dann suchen wir das Ufer nach Spuren von meiner Schwester und Wesley ab. Vielleicht können wir ihre Fährte aufnehmen.«

»Wenn sie überhaupt hier waren«, sagte Billie.

»Ich jedenfalls *wäre* hierher gekommen, wenn ich Wesley wäre«, erwiderte Kimberly. »Ich hätte mir in der Nähe der Lagune

ein Versteck gesucht, eine Art Basislager.« Und an mich gewandt sagte sie: »Und du, pass gut auf!«

»Damit sich niemand hinter deinem Rücken anschleicht«, sagte Billie.

»Und behalte auch uns im Auge«, fügte Kimberly hinzu. »Wir sind ein leichtes Ziel da draußen.«

Wie auf ein Stichwort sahen wir uns nach Connie um.

Sie hatte es bis zur anderen Seite geschafft und stand unter dem Wasserfall. Gerade zog sie ihr T-Shirt aus, knüllte es zusammen und begann, ihr Gesicht damit abzuwischen.

»Ich wäre wirklich froh, wenn sie sich ein bisschen besser benehmen würde«, murmelte Billie.

»Sie macht gerade eine schwierige Zeit durch«, meinte Kimberly.

»Wir doch genauso. Das ist keine Entschuldigung.«

»Komm, gehen wir ins Wasser.«

Sie legten die Speere und Tomahawks, die Seilschlingen, das Hawaiihemd, das Schweizer Offiziersmesser und ihre Schuhe am Ufer ab.

Dann tauchte Kimberly mit einem Kopfsprung so gekonnt ins Wasser, dass es kaum aufspritzte. Ich sah zu, wie sie knapp unterhalb der Wasseroberfläche dahin glitt. Das schwarze Haar floss über ihren Rücken, und ihr Bikinihöschen schimmerte weiß, als sie lang gestreckt und geschmeidig wie ein Fisch durchs Wasser glitt. Wegen der Spiegelung von Bäumen und Felsen auf der Wasseroberfläche knapp über ihr sah es so aus, als bewege sie sich lautlos durch ein durchsichtiges Landschaftsgemälde.

Billie, die nicht ganz so sportlich und viel vorsichtiger als Kimberly war, watete erst ein Stück ins Wasser hinein, bevor sie zu schwimmen begann. Dabei bewegte sie sich so behutsam, als befürchte sie, unter Wasser auf irgendetwas Unangenehmes zu treten.

Connie stand immer noch unter dem Wasserfall und rieb sich mit dem zusammengeknüllten T-Shirt die Arme ab.

Von allen drei Frauen war sie in diesem Augenblick die gefährdetste. Ich inspizierte intensiv die Lagune zu beiden Seiten des Wasserfalls, konnte aber niemanden entdecken. Dann drehte ich mich um und vergewisserte mich, dass sich auch an *mich* niemand heranpirschte. Alles schien in Ordnung zu sein, also legte ich meinen Tomahawk, Hemd, Schuhe und Socken zu den anderen Sachen. Ich leerte auch die Taschen meiner großen alten Khakishorts, die ich zum Schwimmen nicht ausziehen wollte.

Anschließend kletterte ich auf einen ziemlich großen Felsblock, der in die Lagune hineinragte, setzte mich hin und legte mir die Axt griffbereit in den Schoß.

Ich kam mir vor wie der Bademeister in einem öffentlichen Schwimmbad. Fehlten nur noch die Trillerpfeife und der weiße Sonnenblocker auf der Nase.

Eigentlich hätte jede der drei Frauen meine uneingeschränkte Aufmerksamkeit verdient gehabt, denn jede war auf ihre Weise reizvoll, wenn nicht sogar richtig aufregend.

Connie hatte trotz ihrer Haltungsprobleme einen schlanken, wohlgeformten Körper und sah in ihrem äußerst knappen Bikini fast nackt aus.

Billie war für mich generell anziehender als ihre Tochter, und das nicht nur, weil sie so nett war. Sie hatte auch den bei weitem weiblicheren Körper: breite Schultern, einen großen Busen, einen flachen Bauch und einen hübsch gerundeten, knackigen Hintern.

Kimberly sah so hinreißend aus, dass sie durchaus das Titelbild eines Modemagazins hätte schmücken können. Ihr dunkler, schlanker und durchtrainierter Körper wirkte auf mich wie eine aus Holz geschnitzte und anschließend auf Hochglanz polierte Statue einer Kriegerin.

Jede war auf ihre Weise ein Meisterwerk.

Es hätte mir schon gereicht, eine von ihnen zu beobachten, sie alle drei ständig im Auge zu behalten, war mir fast zu viel. Nur mit Mühe konnte ich den Blick von Kimberly losreißen und auf

Billie lenken und dann musste ich mich richtiggehend dazu zwingen, nach Connie zu sehen. Aber dann hätte ich sie auch eine ganze Stunde lang betrachten können, nur ging das leider nicht, weil ich nachschauen musste, ob nicht inzwischen Kimberly in Gefahr geraten war. Und so weiter und so fort.

Unter meinen wachsamen Augen vergnügten sich die drei jede auf ihre Weise in der Lagune.

Kimberly kraulte quer durch das Felsbecken. Es sah aus, als trainiere sie für einen Schwimmwettbewerb.

Billie hingegen gab sich ganz dem Genuss hin. Mal machte sie ein paar langsame, träge Schwimmzüge, mal ließ sie sich ganz leicht paddelnd auf dem Rücken treiben. Nie blieb sie lange in einer Position, aber in allen Lagen sah sie wunderbar weiblich und sexy aus. Ich genoss es sehr, ihr dabei zuzusehen. Dezent ausgedrückt.

Connie schwamm überhaupt nicht. Sie blieb die ganze Zeit im hüfthohen Wasser unter dem Wasserfall stehen und rieb sich immer wieder den Körper mit dem zusammengeknüllten T-Shirt ab. Zuerst dachte ich, sie wolle damit das Jucken der Moskitostiche lindern, aber dann zog sie nach einer Weile ihr Bikinioberteil aus. Sie drehte mir dabei den Rücken zu und warf es auf einen großen, flachen Felsblock, bevor sie sich unter Wasser auch des Höschens entledigte und es ebenfalls auf den Felsen warf.

Danach stellte sie sich direkt unter den Wasserfall und rieb sich den jetzt nackten Körper erneut mit dem T-Shirt ab.

Aber immer mit dem Rücken zu mir, dieses Miststück.

Ich wusste, dass ich auch Billie und Kimberly im Auge behalten sollte, aber Connie hatte mich jetzt an der Angel. Ich konnte den Blick einfach nicht von ihr wenden.

Bestimmt drehte sie mir absichtlich den Rücken zu, bloß weil sie mir den Spaß nicht gönnte. Sie wäre wohl ziemlich enttäuscht gewesen, wenn sie gewusst hätte, wie sehr mich auch dieser Anblick faszinierte: ihre nackten, zarten Schultern, ihre schmale Taille und vor allem ihr knackig geformtes Hinterteil mit den Grüb-

chen oberhalb der Pobacken, die ich unter der Wasseroberfläche deutlich erkennen konnte.

Der Anblick fesselte mich auch deshalb, weil sie sich immer noch mit dem zusammengeknüllten T-Shirt über die Brüste rieb. Und über den Bauch. Und zwischen den Beinen. Es war vollkommen klar, *wo* sie sich rieb - ihre Körperhaltung ließ keinen Zweifel daran.

Wie gemein von ihr, mich so zu quälen.

In diesem Augenblick kam Billie auf mich zugeschwommen. Vermutlich hatte sie Connies Spielchen genau beobachtet.

Billies kurze Haare, die nass am Kopf klebten, schimmerten im Sonnenlicht wie warmes Gold, als sie am ganzen Körper glitzernd im hüfthohen Wasser stand. Ihre Brüste, so braun wie Brotlaibe, wogten ihm Rhythmus ihres Atems auf und ab und sahen so aus, als würden sie gleich das Bikinioberteil sprengen.

»Ich löse dich ab«, sagte sie mit leiser Stimme. »Spring rein und statte ihr einen Besuch ab.«

»Wem?«

»Na, wem wohl - Connie!«

»Du machst Witze.«

»Sie braucht das.«

»Aber nicht von mir.« Von Billies Nase löste sich ein Wassertropfen und fiel in den Spalt zwischen ihren Brüsten.

»Na los«, sagte sie.

»Ich geh ins Wasser«, erwiderte ich, »aber von Connie halte ich mich fern.«

Billie zuckte die Achseln. »Wie du willst. Es ist deine Entscheidung.«

»Meine Entscheidung?«

»Klar.«

»Dann könnte ich doch hier bleiben und *dir* Gesellschaft leisten«, sagte ich. »Du wirst wahrscheinlich nicht auf mir rumhacken. Und außerdem bist du attraktiver.«

Sie lächelte. »Wirklich?«

»Ja. Das weißt du doch.«

»Aber *sie* ist nackt.«

»Na und?«, erwiderte ich, was mir ein kurzes, leises Lachen von Billie eintrug.

»Wenn du nicht zu ihr gehst, wird sie erst richtig sauer auf dich werden.«

»Das ist sie auch jetzt schon.«

»Aber es wird schlimmer, wenn du bei mir bleibst, wo sie doch alles tut, um dich verrückt zu machen.«

»Meinst du?« Ich legte die Axt beiseite, stand auf und rief: »Hey, Connie!«

Sie warf mir einen Blick über die Schulter zu, drehte sich aber nicht um. »Was ist denn?«, rief sie ungehalten.

»Hast du da unter dem Wasserfall noch ein Plätzchen für mich?«, fragte ich.

»Fick dich ins Knie!«, schrie sie zurück.

Ich lächelte zu Billie hinunter, die immer noch im Wasser vor meinem Wachfelsen stand. Sie schüttelte den Kopf. »Es gefällt dir, sie zu ärgern«, sagte sie.

Auf der anderen Seite der Lagune machte Connie einen Schritt auf den Felsbrocken mit ihrem Bikini zu.

Sie wollte offenbar kein Risiko eingehen.

»Ich koome!«, rief ich fröhlich.

»Versuch's doch! Wirst schon sehen, was passiert!«

Billie grinste. »Das war eindeutig eine Einladung.«

»Soll ich meine Shorts ausziehen?«, fragte ich Billie.

»Verbessert vielleicht deine Chancen.«

»Ich würde es sowieso nicht tun.«

»Ich weiß. Jetzt rein ins Wasser mit dir.«

Drüben auf der anderen Seite bückte sich Connie gerade nach ihrem Bikini. Auf dem Felsen neben ihr lag jetzt das triefnasse T-Shirt.

Während sie ihr Bikinihöschen anzog, richtete sie sich auf. (Ehrlich gesagt machte der dünne Stofffaden zwischen ihren Po-backen optisch keinen allzu großen Unterschied.)

»Worauf wartest du?«, fragte Billie.

»Auf gar nichts«, erwiderte ich.

Sekunden später hatte Connie auch ihr Top angezogen. Erst dann drehte sie sich um und winkte mir mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen zu.

Aus Rücksicht auf Billie verzichtete ich darauf, Connie den Stinkefinger zu zeigen, sondern schüttelte nur den Kopf. Dann wartete ich, bis Kimberly herangeschwommen war. Als sie aus dem Wasser kam, sprang ich hinein.

Das Wasser war herrlich, gerade kühl genug, um erfrischend zu wirken. Kein Wunder, dass Billie sich mit solchem Genuss darin getummelt hatte. Glatt wie Seide umschmeichelte es meine Haut.

Als ich hochkam, um Luft zu holen, fand ich keinen Boden unter den Füßen. Also trat ich Wasser, und blinzelte hinüber zu Connie. Sie wollte gerade zum Wasserfall zurückgehen.

»Was dagegen, wenn ich zu dir komme?«, fragte ich.

»Das ist ein freies Land«, entgegnete sie. Sie hörte sich an wie eine Sechsjährige.

»Bist du dir da sicher?«, fragte ich und fing an, auf sie zuzuschwimmen. »Das sind hier nicht die Vereinigten Staaten.«

»Klugscheißer!« Sie drehte mir den Rücken zu und trat unter den glitzernden Vorhang aus Wasser. Mit ausgebreiteten Armen warf sie den Kopf zurück.

»Ich wette, das fühlt sich gut an«, sagte ich.

Sie gab keine Antwort.

Etwa zwei Meter von ihr entfernt konnte ich wieder stehen. Das Wasser reichte mir bis zur Mitte der Brust.

»Du hast vorhin ja eine schöne Show abgezogen«, bemerkte ich.

Connie ließ die Arme sinken und drehte sich um zu mir. Vermutlich, um mir ihr süffisantes Grinsen zu zeigen. »Freut mich, dass es dir gefallen hat«, erwiderte sie.

»Deine Mutter war *sehr* beeindruckt.« Ich hoffte, dass Billie uns nicht hören konnte.

»Schön für Mom.«

»Sie hat gesagt, ich soll zu dir hinüberschwimmen.«

»Ohne Scheiß? Wieso denn das?«

»Sie glaubt, dass du mich *haben* willst.«

Connie schnaubte verächtlich. »Mom hat doch keine Ahnung. Ich will dich ungefähr genauso haben wie ein Loch im Kopf.«

»Das beruht auf Gegenseitigkeit.«

»Ach ja?«, entgegnete sie. »Jetzt tu bloß nicht so, als hättest du vorhin nicht danach gegeifert, dass ich mich endlich umdrehe.«

»Wie kommst du denn da drauf?«, konterte ich. Wie du mir, so ich dir.

»Verpiss dich«, sagte sie und schloss die Augen.

Ich blieb, wo ich war. Wenn sie wirklich gewollt hätte, dass ich mich verziehe, hätte sie nicht die Augen geschlossen.

Außerdem konnte ich mich nicht einfach so wieder davonmachen. Nicht, wenn Billie zusah. Und außerdem bot sich mir ein nicht zu verachtender Anblick.

Connie lehnte sich weiter zurück und ließ sich das Wasser übers Gesicht laufen, von wo aus es in einem glitzernden Schwall über ihre Brüste spülte und sie wie ein Mantel umhüllte.

Vielleicht wollte sie wirklich, dass ich ging, und versuchte jetzt einfach, mich auf diese Weise auszusperrten. Oder vielleicht gehörte es zum Spiel, vielleicht stellte sie mir ihren Körper absichtlich zur Schau, um mir auf diese Weise vor Augen zu führen, was ich niemals würde nackt sehen oder berühren dürfen.

Oder es war, wie Billie vermutlich meinte, einer von Connies seltsam verqueren Verführungsversuchen. War natürlich auch möglich.

Da Connie die Augen geschlossen hatte, wagte ich mich ein Stück näher heran und betrachtete ausgiebig ihren vom Wasser umperlten Oberkörper. Connies Brüste waren etwa halb so groß wie die von Billie. Die orangefarbenen Stoffdreiecke, von dünnen Bändern aus elastischem Material straff hochgezogen, bedeckten sie nur zum Teil, und ihre Brustwarzen zeichneten sich groß und hart durch den dünnen, nassen Stoff ab.

Vielleicht hatte Billie Recht, was Connies Motive betraf.

Sie musste wissen, dass ich noch immer da war und so nah vor ihr stand, dass ich sie hätte berühren können. Sie wusste, dass ich sie mir sehr genau anschaute - und sie wusste, welche Wirkung es auf mich haben würde.

Vielleicht will sie, dass ich sie anfasse, dachte ich plötzlich.

Dass ich sie an mich ziehe und küsse.

Ihr beweise, dass ich mich für *sie* interessiere - nicht für Billie oder Kimberly.

Bevor wir zu diesem Trip aufbrachen, hatten wir uns ein paar-mal geküsst. Küssen war das *Einzige*, was es zwischen uns in Sachen Sex gab. Knutschen, aber keine Fummeleien unterhalb der Gürtellinie, und ihre Brüste waren absolutes Sperrgebiet. Mit der Zeit fand ich das ziemlich nervig und frustrierend.

Einer der Gründe, aus denen ich schon drauf und dran war, ihr den Laufpass zu geben, als sie mich zu dieser Reise auf die Bahamas einlud.

Jetzt schien sie darauf zu warten, dass ich etwas *tat*. Offen gestanden hatte ich keine große Lust, sie zu küssen.

Man muss den anderen mögen, wenn es Spaß machen soll.

Was ich wirklich tun wollte, war, meine Finger unter dem Binioberteil einzuhaken und es an den elastischen Bändern nach oben schnellen zu lassen, damit ihre Brüste wieder so heraus-sprangen wie in der Nacht des Hinterhalts am Lagerfeuer.

Aber eine solche Nummer konnte ich nicht bringen, ganz gleich, ob Billie nun zusah oder nicht.

Connie öffnete ein Auge einen Spaltbreit, um zu sehen, was ich tat.

»Bis später«, sagte ich und zog mich langsam zurück. Beide Augen geöffnet, machte sie einen kleinen Schritt nach vorne und murmelte: »Ja, lauf nur davon wie ein ...«

»Ich tue das, was du gesagt hast. Ich verpisse mich ...« »PASS AUF!«, schrie Billie.

Die Jagd (dritter Teil)

Im selben Moment, als Billie ihren Warnruf ausstieß, fiel plötzlich ein Stein von der Größe einer Kokosnuss von oben herab. Ich sah ihn einen Sekundenbruchteil, bevor er Connie seitlich am Kopf und dann an der linken Schulter traf, und weiß noch, wie ich mich fragte, ob ihn wohl das Wasser heruntergespült hatte.

Connies Kopf wurde von dem Aufprall so stark zur Seite geschleudert, als hätte jemand ihr einen Schlag mit einem Baseballschläger verpasst. Ihre Haare flogen durch die Luft, ihr Gesicht verzerrte sich, und sie kippte nach links weg und fiel ins Wasser, wo sie gleich darauf versank.

Billie und Kimberly schrien beide gleichzeitig, aber ich konnte nichts verstehen.

Mit einem Satz war ich bei Connie, fasste sie unter den Achseln und zog ihren Oberkörper aus dem Wasser. Sie hing schlaff in meinen Armen, und aus ihrem Mund kam ein Schwall Wasser. Ihre Augen hatte sie nach oben verdreht, sodass nur das Weiße sichtbar war. In das Wasser, das an der linken Seite ihres Kopfes herunterrann, mischte sich Blut.

Ich zog sie durch die Lagune zu dem flachen Felsen, auf den sie ihr T-Shirt gelegt hatte. Als ich es gerade mit einiger Mühe geschafft hatte, ihren schlaffen Körper auf die Felsplatte zu legen, war auch schon Kimberly bei mir.

»Bleib bei ihr«, keuchte sie, während sie aus dem Wasser stieg und wie eine Verrückte die Felsen hinauf zum oberen Rand des Wasserfalls kletterte.

Sie hatte keine Waffe bei sich.

Ich stand im Wasser und hielt Connie fest, damit sie mir nicht wieder ins Wasser glitt. Zum Glück war gleich darauf Billie da, die neben mir auf den Felsen kletterte und Connie unter den Achseln packte. »Ich habe sie«, keuchte sie.

Kimberly hatte das obere Ende des Wasserfalls erreicht und verschwand aus unserem Sichtfeld.

Ich schwang mich ebenfalls auf den Felsen.

Mit vereinten Kräften hoben und zogen Billie und ich ihre Tochter so auf die Felsplatte hinauf, dass sie flach auf dem Rücken lag. »So ist es gut«, sagte Billie. Sie klang fast gelassen und flüsterte Connie ins Ohr: »Du kommst wieder in Ordnung, Liebes. Alles wird gut.«

Ich war mir da nicht so sicher.

Connie war bewusstlos und blutete seitlich am Kopf. Aber sie lebte. Atmete. Am Hals und direkt unterhalb des Brustbeins konnte ich sogar sehen, wie ihr Puls schlug.

»Was machen wir mit ihrem Kopf?«, fragte ich.

»Nimm das T-Shirt.«

Ich hob es neben mir vom Felsen auf, legte es mehrmals zusammen und drückte es Connie vorsichtig auf die blutende Wunde.

Sie stöhnte auf und wollte den Kopf wegdrehen.

Billie legte ihr eine Hand an den Hinterkopf. »Alles ist gut, Liebes«, sagte sie und begann leise zu weinen. Vor Erleichterung, schätze ich, weil Connie immerhin einen Laut von sich gegeben hatte. »Du kommst wieder in Ordnung, meine Kleine.« Billie schniefte ein paarmal. »Du hast einen Unfall gehabt, aber du kommst wieder in Ordnung.« Dann wischte sie sich mit der freien Hand über die Augen und sagte zur mir gewandt: »Meinst du, ihre Schulter ist gebrochen?«

Connies Schulter hatte eine böse Abschürfung. Es sah aus, als wäre sie mit dem Fahrrad gestürzt und gegen eine Gehsteigkante geknallt. Obwohl die Haut bis aufs rohe Fleisch aufgerissen war, kam mir die Schulter weder gebrochen noch ausgekugelt vor.

»Ich glaube nicht«, erwiderte ich. »Allerdings habe ich keine Erfahrung mit Knochenbrüchen.«

Connie stöhnte erneut auf und verzog vor Schmerz das Gesicht.

Billie fasste sie an der unverletzten Schulter. »Ist alles nicht so schlimm, Liebes.« Und zu mir sagte sie: »Ein Glück, dass du bei ihr warst. Sie hätte ertrinken können.«

»Ich habe den Stein zu spät gesehen«, sagte ich kopfschüttelnd. »Ich konnte nicht mehr reagieren. Sonst hätte ich sie vielleicht zur Seite gestoßen oder so was.«

»Du hast dich genau richtig verhalten«, sagte Billie. »Es ging alles viel zu schnell, das ist alles.«

»Ist der Stein wirklich von selber heruntergefallen?«, fragte ich. »Hast du ihn kommen sehen?«

»Er ist über die Felskante gerollt.«

»Von allein?«, fragte ich nach.

»Wohl kaum. Meiner Meinung nach hat ihn jemand über die Kante gerollt. Jemand, der oben am Wasserfall war.«

»Das können nur Wesley oder Thelma gewesen sein.«

»Das nehme ich an.«

»Wie geht es ihr?« Als ich Kimberlys Stimme hörte, hob ich den Kopf und sah, wie sie neben dem Wasserfall herunterkletterte.

»Sie hat ganz schön was abbekommen«, sagte ich. »Aber sie wird's überstehen.«

»Hätte viel schlimmer kommen können«, sagte Billie.

»Was hast du da oben gefunden?«, fragte ich.

»Nichts.« Als Kimberly sich neben ihre Halbschwester kniete, streifte sie mich mit ihrem nackten Arm. »Wie geht's dir, Con?«

Als Antwort kam nur ein schmerzerfülltes Stöhnen.

»Ihrem Dickschädel hat der Stein wahrscheinlich nicht mal eine Delle verpasst hat«, meinte Kimberly.

Connie murmelte: »Leck mich.«

Offensichtlich ging es ihr schon wieder etwas besser.

»Du hast *überhaupt nichts* gefunden da oben?«, fragte Billie nach.

Kimberly schüttelte den Kopf. »Allerdings habe ich mich auch nur relativ flüchtig umgesehen und kurz nach Fußspuren gesucht. Waren aber keine da. Dann bin ich schnell wieder heruntergekommen, weil ich wissen wollte, wie es Connie geht. Außerdem wollte ich nicht auch noch überfallen werden. Da oben gibt es jede Menge Felsen, hinter denn sich jemand verstecken kann, da ist es ohne Rückendeckung einfach zu gefährlich.«

»Wir könnten gemeinsam raufklettern und noch mal suchen«, bot ich an.

»Nein, wir können Billie und Connie nicht allein lassen. Außerdem sind unsere Waffen alle dort drüben.« Kimberly deutete mit einer Kopfbewegung auf die andere Seite der Lagune. »Lasst uns zum Strand zurückgehen. Eine Verletzte reicht für heute.«

Wir warteten ein paar Minuten, damit Connie sich noch ein wenig erholen konnte, dann halfen wir ihr, sich aufzusetzen. Irgendwie mussten wir jetzt noch den Verband (Connies zusammengelegtes T-Shirt) über der Kopfwunde fixieren. Dazu verwendeten wir meinen Gürtel, den Kimberly ihr über den Kopf schlang und wie den Riemen eines Helms unter dem Kinn befestigte.

Dann ließen wir Connie vorsichtig ins Wasser. Neben ihr her schwimmend, transportieren wir sie in Rückenlage über die Lagune und halfen ihr auf der anderen Seite ans Ufer.

Ich konnte nur mit einer Hand anpacken, denn ohne Gürtel brauchte ich die andere, um meine Shorts festzuhalten.

Unsere Sachen waren alle noch da, wo wir sie abgelegt hatten. Nachdem ich die Trageschlinge eines der Tomahawks als Ersatzgürtel zweckentfremdet hatte, packte ich mir wieder die Taschen

voll. (Unser Essen hatten wir noch nicht angerührt, aber jetzt wollte niemand etwas davon.)

Wir entschieden, dass Billie und ich Connie von beiden Seiten stützen und Kimberly dafür die Waffen nehmen sollte, die wir nicht tragen konnten. Ich zog mein pinkfarbenes Hemd an und steckte mir einen Tomahawk in den zum Gürtel umfunktionierten Strick.

Kimberly hängte sich die beiden verbliebenen Seilschlingen quer über die Brust, sodass an jeder ihrer Hüften ein Tomahawk baumelte. Sie hatte außerdem das Taschenmesser im Bikinibund, vier Speere in der linken und die Axt in der rechten Hand. Auf unserem Rückweg den Bach entlang ging sie voran.

Connie wimmerte und stöhnte, und manchmal liefen ihr Tränen über die Wangen, aber weil Billie und ich sie stützten, konnte sie sich einigermaßen auf den Beinen halten. Ab und zu allerdings sackte sie in sich zusammen, und wir mussten warten, bis sie wieder zu Kräften gekommen war.

Der Weg den Bach entlang war weniger beschwerlich als der durch den Dschungel, und außerdem war es der direkteste Weg zurück zum Strand.

An manchen Stellen war der Bach so schmal, dass wir drei nicht mehr nebeneinander gehen konnten. Dann stützte ich Connie allein, während Billie sie von hinten an den Hüften fasste und ihr zusätzlichen Halt gab.

Nur einmal, als ein plötzlich aufflatternder Vogel Billie an einem steilen Stück des Weges so erschreckte, dass sie ausrutschte, kamen wir im steinigen Bachbett zu Fall. Zum Glück ging der Sturz für alle drei relativ glimpflich ab, und bis auf ein paar zusätzliche blaue Flecken trugen wir keine größeren Blessuren davon.

Kurze Zeit später erreichten wir den Rand des Dschungels und humpelten über den strahlend hellen Sand auf unser Lager zu.

Die große Jagd war vorbei.

Wir hatten nicht gefunden, was wir gesucht hatten, vielmehr waren wir selbst zu Gejagten geworden, und Connie konnte von Glück sagen, dass sie noch am Leben war.

Das alles war gestern.

Bei unserem Sturz in den Bach war Andrews Feuerzeug in meiner Hosentasche nass geworden und funktionierte nicht mehr. Das machte uns zunächst große Sorgen, aber nachdem wir es ein paar Stunden in der Sonne hatten trocknen lassen, konnten wir zum Glück wieder unser Lagerfeuer anzünden.

Connie geht es den Umständen entsprechend gut. Ihre Kopfwunde ist nicht groß. Nachdem sie eine Weile ziemlich stark geblutet hatte, bildete sich ein Schorf, und bis jetzt ist sie auch nicht mehr aufgegangen. Connie hat eine Riesenbeule unter den Haaren und klagt über starkes Kopfweh und Schmerzen in der Schulter, aber weil sie weder bewusstlos war noch unter Schwindelanfällen oder Sehstörungen leidet, gehen wir davon aus, dass sie keine Gehirnerschütterung hat.

Wir alle glauben, dass sie wahrscheinlich wieder ganz gesund werden wird.

Übrigens scheinen die Schmerzen eine positive Wirkung auf ihren Charakter zu haben, denn seit ihr alles wehtut, ist sie weit weniger bissig als früher.

Vielleicht kommt es daher, dass sie jetzt hauptsächlich damit beschäftigt ist, sich selbst zu bemitleiden und von uns anderen Mitleid einzufordern. Zumindest, wenn sie wach ist.

Vergangene Nacht musste sie nicht Wache schieben. Kimberly, Billie und ich wechselten uns ab, wobei ich wieder die Morgenwache bekam, damit ich mich meinem Tagebuch widmen konnte.

Seit der Dämmerung schreibe ich wie ein Besessener.

Vor einer Weile ist Kimberly aufgewacht. Sie kam zu mir ans Feuer, und fragte, wie es denn mit dem Tagebuch läuft. »Gut«, antwortete ich. »Ich bin fast schon auf dem neusten Stand.«

»Ich hoffe, du lässt keinen Zweifel daran, dass Wesley hinter allem steckt«, sagte sie. »Wesley Duncan Beaverton III. Damit es eindeutig ist, wer Keith und Dad ermordet hat.«

»Steht alles drin«, sagte ich.

»Wahrscheinlich hat er auch gestern Connie den Stein auf den Kopf geworfen.«

»Das glaube ich auch.«

»Hast du das aufgeschrieben?«

»Klar.«

»Gut.« Sie schüttelte den Kopf. »Es wäre unerträglich, wenn er davonkommen würde. Falls er uns alle umbringt, kann nur dein Tagebuch dafür sorgen, dass die Wahrheit ans Licht kommt.«

»So weit wird es hoffentlich nicht kommen.«

»Ich glaube es auch nicht«, erwiderte Kimberly. »Und jetzt gehe ich schwimmen. Bist du so lieb und hältst noch ein paar Minuten lang die Stellung?«

»Klar doch.«

Sie lief zum Ufer und stürzte sich ins Wasser.

Vor ein paar Minuten kam sie wieder raus und machte Liegestütze und Kniebeugen am Strand. Gleich wird sie mit ihrem Axtballett anfangen. Ich denke, das sehe ich mir an.

Thelmas Geschichte

Und wer kam heute Nachmittag so mir nichts, dir nichts aus dem Dschungel spaziert?

Thelma.

Als sie auftauchte, hielt niemand von uns Wache.

Billie und Kimberly waren draußen im Wasser und versuchten, ein paar Fische fürs Abendessen aufzuspießen. Kimberly hielt Connies Speziälspeer warfbereit, während Billie mit dem Topf

daneben stand. Als Thelma plötzlich auftauchte, hatten sie gerade ihren zweiten Fisch erwischt.

Connie schlief schon seit ein paar Stunden tief und fest unter einer unserer Schutzmatten, weil wir ihr nach dem Mittagessen ein paar Schlucke Bourbon gegen die Schmerzen eingeflößt hatten.

Ich lag im Schatten der anderen Matte auf dem Rücken und las in einem Taschenbuch, von dem ich hin und wieder aufsaß und hinaus zu Billie und Kimberly blickte.

Als ich plötzlich hinter mir Thelmas Stimme »Hilfe!« rufen hörte, erschrak ich so sehr, dass mir das Buch aus der Hand fiel.

Ich sprang auf und sah mich um.

Thelma kam ungefähr fünfzehn Meter von mir entfernt langsam auf mich zu. Sie lief steifbeinig und mit kleinen Schritten, als ob sie starke Schmerzen hätte. Irgendwie kam sie mir vor wie jemand, der gerade eine Kellertreppe hinuntergestürzt ist oder so. Sie hatte ein blaues Auge und eine stark geschwollen Oberlippe und sah auch sonst ziemlich mitgenommen aus.

Sie hatte aufgeschürfte Knie, und ihre Bluse war schmutzig und voller Blutflecken. Außerdem fehlte ein Ärmel, sodass Thelmas rechter Arm bis zur Schulter hinauf nackt war.

Obwohl die Bluse zugeknöpft war, sah ich sofort, dass Thelma keinen BH trug, denn ihre üppigen Brüste schwingen wie schwere Säcke hin und her.

Ihre Hände waren leer.

Von Wesley war nichts zu sehen, aber es konnte gut sein, dass er im Dschungel lauerte, bereit, sich auf uns zu stürzen, während Thelma uns ablenkte.

Aber auch wenn er nicht da war - Thelma hatte uns ja bereits eine Kostprobe davon gegeben, wie gefährlich sie auch ohne ihn sein konnte.

Ich nahm meine Axt, trat unter dem Sonnendach hervor und ging langsam auf sie zu.

Thelma hob eine Hand.

Ich drehte mich um und sah, dass Kimberly und Billie noch immer mit dem Fischen beschäftigt waren. Offenbar hatten sie den Schrei nicht gehört.

»Hey!«, rief ich. »Billie! Kimberly!«

Ihre Köpfe schnellten herum. »Schnell! Kommt her!«, rief ich.
»Thelma ist da!«

Mein Rufen musste Connie aufgeweckt haben. Sie hob den Kopf und sah mich an.

»Thelma ist hier«, sagte ich nun auch zu ihr.

Sie sagte nichts, aber ihre Oberlippe zuckte leicht.

Kimberly und Billie wateten zum Ufer, aber es würde eine Weile dauern, bis sie bei mir waren.

Falls Thelma (und vielleicht auch Wesley) mich angreifen wollten, musste ich mich erst mal allein verteidigen.

»Stopp!«, rief ich ihr zu. »Keinen Schritt weiter.«

Sie blieb stehen.

»Hände hoch. Leg sie auf den Kopf.«

Sie gehorchte. Ihre Brüste zogen dabei ein Stück weit die Bluse hoch.

Ich überlegte, ob ich sie nach Waffen abtasten sollte.

Ohne Hintergedanken. Ihre Bluse war weit genug, um alles Mögliche darunter zu verstecken

Trotzdem beschloss ich, mit der Leibesvisitation zu warten, bis Billie und Kimberly hier waren.

»Hast du Waffen bei dir?«, fragte ich.

»Nein«, murmelte sie. Ihre Augen blickten stumpf und düster drein. »Ich bin nicht gekommen, weil ...«

»Thelma!«, rief Kimberly. Ich drehte mich um und sah, wie sie und Billie auf uns zurannten. Connie rappelte sich unter ihrem Sonnendach mühsam auf.

Kimberly preschte an mir vorbei und blieb wenige Schritte vor ihrer Schwester stehen.

Thelma ließ die Arme sinken.

»Oben lassen!«, befahl Kimberly und versetzte ihr mit dem stumpfen Ende des Speers einen Stoß in die Rippen.

»Aua!«

»Bleib so!« Sie drehte den Speer um und richtete die Spitze auf Thelmas Brust.

Jetzt kam auch Billie. Zusammen mit ihr trat ich näher an Thelma heran.

»Kann ich bitte meine Hände runternehmen?«, fragte Thelma.

»Nein. Beweg dich nicht. Billie, kannst du sie durchsuchen?«

Billie nickte und ging um Thelma herum. Von hinten begann sie, Thelmas Körper von oben nach unten abzutasten.

»Ich habe nichts bei mir«, sagte Thelma.

»Das werden wir gleich sehen«, erwiderte Kimberly.

Billie klopfte die Taschen von Thelmas weiten Shorts ab und widmete sich dann systematisch ihrem ganzen Körper. Erst kam der Oberkörper vorne und hinten dran, und sogar die Brüste schob sie beiseite und hob sie an, und auch zwischen ihnen fuhr sie mit den Fingern über den Stoff der Bluse.

Thelma verzog bei dieser Prozedur das Gesicht und zuckte immer wieder zusammen, als ob ihr etwas wehtäte.

»Muss *er* dabei zuschauen?«, fragte Thelma.

Sie meinte mich.

»Er soll wegschauen.«

»Halt den Mund!«, fuhr Kimberly sie an.

Nun ging Billie in die Hocke und tastete Thelmas Hinterteil und Oberschenkel ab, bevor sie ihr die Hand zwischen die Beine schob. Thelma schnappte nach Luft und stellte sich auf die Zehenspitzen.

»Nichts«, verkündete Billie.

»Gut, du kannst die Hände runternehmen.«

Thelma ließ ihre Arme sinken.

Billie stellte sich neben mich, und im nächsten Moment trat auch Connie zu uns. Es war das erste Mal seit dem Angriff gestern, dass sie ohne fremde Hilfe aufgestanden und ein Stück ge-

gangen war. Besonders sicher schien sie allerdings noch nicht auf den Beinen zu sein. Sie lehnte sich an ihre Mutter.

Wir alle sahen Thelma an.

Ihr Kinn zitterte. »Ich ... Ich weiß, dass ihr sauer auf mich seid«, schniefte sie. »Ich schätze, das ist euer gutes Recht ...«

»Hör auf mit dem Scheiß!«, fuhr Kimberly sie an. »Wo ist Wesley?«

Ein paar Sekunden lang brachte Thelma kein Wort mehr heraus. Als sie wieder zu sprechen anfang, war ihre Stimme ein kaum hörbares Piepsen. »Tot.«

»Was?«

»Tot!«, stieß sie hervor. »Er ist tot!«

»Wer's glaubt, wird selig«, brummelte Connie.

»Es stimmt!«

»Wann ist er gestorben?«, wollte Kimberly wissen.

»Gestern.«

»Wann gestern?«

»Am Morgen.«

»Und wer hat dann Connie am Wasserfall angegriffen?«, schaltete sich Billie ein.

Thelma blinzelte sie verständnislos an und schüttelte den Kopf.

»Warst du es?«

»Was denn?«

»Hast du am Wasserfall den verdammten Stein heruntergeworfen?«

»Nein! Wir ... Wir waren nicht am Wasserfall.«

»Wo wart ihr dann?«, fragte ich.

»Bei ihm. Wesley hat so ein ... Versteck. Es ist ein ganzes Stück hinter dem Wasserfall.«

Billie funkelte sie zornig an. »Wenn du den Stein nicht heruntergeworfen hast, wer dann?«

»Ich weiß es nicht!«

»War es Wesley?«, fragte ich.

»Wie denn?«, fragte Kimberly, die Thelma gar nicht zu Wort kommen ließ. »Der war doch tot, schon vergessen?«

»Stimmt, du hast Recht«, erwiderte ich.

»Das bedeutet, dass du es gewesen sein *musst*«, sagte Kimberly und versetzte Thelma mit dem Speer erneut einen Stoß in die Seite.

»Aua! Hör auf!« Thelma fasste sich an die getroffene Stelle.

»Du warst es!«, wiederholte Kimberly mit einem weiteren Stoß, der Thelmas Handrücken traf. Das stumpfe Ende des Speers hinterließ eine Delle.

»Hör auf!«

»Sag die Wahrheit.«

»Wesley hat mich dazu gezwungen!«

»Wie kann er dich gezwungen haben? Er war doch schon tot.«

»Nein, das stimmt nicht. Wir waren dort. Wir haben euch beobachtet. Wir waren dort oben, am Wasserfall, und er wollte *ihn* umbringen.« Sie deutete mit dem Kinn in meine Richtung.

»Mich?«, fragte ich.

»Ja, dich. Ich habe ihm gesagt, dass ich das nicht richtig finde. Ich wollte nicht, dass noch jemand getötet wird, aber Wesley hat gesagt, er macht mich fertig, wenn ich es nicht tue. Was sollte ich denn machen? Er hätte mich *umgebracht*. Also habe ich mich an die Felskante geschlichen und den Stein runtergeworfen.« Sie sah Connie an. »Aber er sollte nicht dich treffen, sondern *ihn*.«

»Blöde Kuh«, murmelte Connie.

»Es tut mir Leid. Was soll ich sagen? Ich habe nicht gesehen, wen er traf. Wenn ich hinuntergeschaut hätte, hättet ihr mich entdeckt. Es tut mir Leid, ich wollte dich nicht treffen.«

»Mir kommen die Tränen«, sagte Connie.

»Es ist die Wahrheit! Du glaubst doch nicht, dass ich dich *absichtlich* verletzt habe ... Das würde ich *nie* tun. Sieh doch nur, was Wesley mit mir gemacht hat!« Sie deutete mit beiden Händen zitternd auf ihr Gesicht. »Er hat mich grün und blau

geschlagen. Da, sieh, wie er mich zugerichtet hat! Alles nur, weil ich *dich* getroffen habe statt den Jungen!«

Den *Jungen*.

Ist ja rührend.

»Wesley wollte nicht, dass *du* verletzt wirst. Er wollte *ihn* umbringen und hat mir vorgeworfen, ich hätte alles vermasselt, weil ich nicht richtig gezielt habe. Er ... Er hat mich verprügelt und ...«

»Ganz schön aktiv für einen Toten«, bemerkte Kimberly trocken.

»Da war er noch nicht tot.«

»Aha. Dann hast du uns also angelogen, als du gesagt hast, dass er gestern Vormittag gestorben ist.«

»Er ist erst gestorben, als ihr wieder weg wart.«

»Er hat dich zusammengeschlagen und *dann* ist er gestorben.«

»Wahrscheinlich vor Erschöpfung«, meinte ich.

Thelma warf mir einen wütenden Blick zu und stieß hervor: »*Ich* habe ihn getötet!«

Wir waren so perplex, dass es uns für einen Augenblick die Sprache verschlug.

»Ihr glaubt doch nicht etwa, dass er an diesen Speerwunden gestorben ist? Das waren doch nur Kratzer. Nein, *ich* habe ihn getötet. *Mir* müsst ihr dafür danken, niemand anderem.«

Kimberly sah ihr in die Augen und sagte: »Ich glaube dir nicht.«

Thelma starrte sie mit offenem Mund an.

»*Du* würdest diesem Arschloch doch kein Haar krümmen. Für dich ist er ein Gott, der nichts Böses tun kann.«

»Ein Gott?«, stieß sie hervor. »Sieh doch mal, was er mit mir gemacht hat, bloß weil ich aus Versehen Connie mit dem Stein getroffen habe.« Sie deutete erneut auf ihr zerschlagenes Gesicht. »Und seht euch *das* mal an!« Sie öffnete mit zitternden Fingern den obersten Knopf ihrer Bluse, hielt dann aber inne. »Sagt ihm, dass er sich umdrehen soll.«

Kimberly nickte mir auffordernd zu.

Ich drehte mich um.

Nach ein paar Sekunden sagte Thelma: »Da! Seht ihr, was er gemacht hat?«

Kimberly murmelte: »Du liebe Güte.«

Ich riskierte einen raschen Blick über meine Schulter.

Thelma hielt mit gesenktem Kopf ihre Bluse auf.

Ihr Oberkörper war übersät von Kratzern, blauen Flecken und Striemen, die sichtlich neueren Datums waren. Manche sahen wie Abdrücke von Fingern aus, andere waren eher sichelförmig. Dem Zustand ihrer Brüste nach zu schließen war sie mit einer Rute und mit bloßen Händen geschlagen und höchstwahrscheinlich auch gebissen worden.

Ohne den Kopf zu heben und meine Blicke zu bemerken, drehte Thelma sich um. »Und *hier!*«, schluchzte sie. Ihr Rücken trug weder Hand- noch Beißspuren, aber er sah aus, als hätte man sie regelrecht ausgepeitscht. Überall sah ich tiefe, zum Teil noch blutige Striemen, die ihre Haut kreuz und quer überzogen. Er musste an die fünfzig Mal zugeschlagen haben.

»Und das ist noch nicht *alles!*«, stieß sie hervor. Den Rücken uns zugekehrt, knöpfte sie ihre Bluse wieder zu. »Aber das zeige ich euch nicht, ich ziehe meine Shorts nicht aus ...«

Ich drehte mich schnell wieder weg.

»Ich ... ich musste mich ausziehen ... und dann hat er mich ... fürchterlich verprügelt ... bloß, weil ich den Stein versehentlich auf *Connie* fallen ließ ... Wesley wollte ihr nicht wehtun. Aber *mir* wehzutun, das hat ihm tierisch Spaß gemacht. Es hat ihn richtig *angetörnt*, mich zu schlagen, deshalb hat er ... noch *andere* Dinge mit mir gemacht.«

»Hat er dich vergewaltigt?«, fragte Kimberly. Sie klang bestürzt.

»Ja ... aber das war noch lange nicht das Schlimmste.«

Ich warf erneut einen Blick über die Schulter. Thelma hatte sich umgedreht und knöpfte immer noch mit zitternden Händen

die Bluse zu. Ihre Augen waren rot vom Weinen, und sie schniefte laut. Weil sie sich nicht darüber beschwerte, dass ich sie ansah, drehte ich mich wieder zu ihr.

»Was hat er noch mit dir gemacht?«, wollte Kimberly wissen.

»Das kann ich euch nicht sagen. Es ist zu schrecklich. Aber irgendwann ... wurde er müde. Zum Glück. Als er mit mir fertig war, konnte er die Augen nicht mehr offen halten. Als er eingeschlafen war, habe ich ihn getötet. Ich habe mir einen Stein genommen und dann ...« Sie hob die rechte Hand, die Finger um einen imaginären Stein gekrallt, und ließ sie wie eine Besessene immer wieder nach unten sausen. »Ich habe ihm seinen ganzen beschissenen Schädel zu Brei geschlagen!«

Kimberly stieß ihren Speer in den Sand und öffnete weit die Arme. Thelma machte einen Schritt auf sie zu und stürzte sich taumelnd hinein. Geborgen in Kimberlys Umarmung heulte sie sich die Seele aus dem Leib.

Thelma auf dem heißen Stuhl

Als Thelma sich ausgeweint hatte, gingen wir zu dem Schutzdach, unter dem ich vorhin gelesen hatte. Wir fanden nicht alle Platz darunter, aber Billie und Kimberly waren sowieso lieber in der Sonne. Thelma, Connie und ich setzten uns in den Schatten.

Thelma hatte Mühe, sich in den Schneidersitz zu setzen. Sie wischte sich über die Augen und sagte dann: »Es tut mir wirklich furchtbar Leid wegen neulich. Ich bin einfach durchgedreht.« Als Kimberlys sie ansah, fuhr sie fort: »Ich hätte euch ihn töten lassen sollen, gleich dort, an Ort und Stelle.«

»Das stimmt«, sagte Kimberly.

»Es tut mir Leid.«

»Das ändert jetzt auch nichts mehr«, murmelte Connie.

»Wirklich!« Thelma blickte in die Runde. »Vielleicht verdiene ich eine Strafe für das, was ich getan habe. Ich habe einen Fehler gemacht, ich war dumm und habe euch *allen* geschadet.«

»Da hast du verflucht Recht«, sagte Connie.

»Ich weiß, ich weiß. Aber ... ich habe für meine Fehler bezahlt, oder nicht? Ich bin schlimmer misshandelt worden, als ihr es euch auch nur *annähernd* vorstellen könnt. Und dann habe ich Wesley getötet. Obwohl ich ihm erst das Leben gerettet habe, war *ich* diejenige, die ihm den Schädel eingeschlagen hat.«

»Ich finde, du machst es dir ganz schön leicht«, sagte Billie. Sie klang dabei ziemlich gelassen. »Immerhin hättest du um ein Haar meine Tochter getötet.«

»Tut mir Leid«, murmelte Thelma.

»Tut mir Leid!«, wiederholte Connie empört. »Weißt du überhaupt, was ich für Schmerzen habe?«

»Was soll ich denn tun?«

»Wir überlegen uns etwas«, sagte Kimberly. »Schließlich können wir nicht einfach vergessen, was du getan hast. Du hast uns nicht nur angegriffen und Connie schwer verletzt, du bist auch zum Feind übergelaufen! Himmelherrgott! Dieses Arschloch hat Dad und Keith umgebracht, und du hast ihm *geholfen*. Du hast deine eigene Familie verraten.«

Thelma fing wieder an zu weinen.

»Wir können dir nie wieder vertrauen«, fuhr Kimberly fort. »Nie wieder.«

»Aber ... Aber ich hab's doch wieder gutgemacht. Ich habe ihn getötet.«

»Oder auch nicht«, sagte Kimberly.

»Natürlich habe ich ihn getötet!«, bekräftigte Thelma unter lautem Schluchzen. »Was denkst du denn? Dass ich *lüge*? Dass ich mir alles nur ausgedacht habe?«

»Dieser Gedanke ist mir gerade durch den Kopf gegangen.«

»Du ... Du hast gesehen, was er mir angetan hat!«

»Das ist noch lange kein Beweis dafür, dass du ihn getötet hast.«

»Was für einen ... Beweis brauchst du denn? Willst du seine Leiche sehen?«

»Solange ich seine Leiche *nicht* gesehen habe«, sagte Kimberly, »gehe ich davon aus, dass er lebt.«

»Für meinen Geschmack war Wesley schon einmal zu oft tot«, warf ich ein. »Schließlich hat er uns auch glauben machen wollen, dass er mit der Jacht in die Luft geflogen ist.«

»Das Ganze riecht nach einem Trick«, meinte Billie. »Ich glaube nicht, dass sie ihn getötet hat.«

»Hat sie auch nicht«, sagte Connie. »Nie im Leben.«

Thelma wischte sich die Augen und richtete sich ein wenig auf. »Na los«, sagte sie, »ich bin bereit.« Sie schniefte. »Ich bringe euch hin, dann könnt ihr ihn mit eigenen Augen sehen. Ihr ... Ihr werdet sehen, dass ich keine Lügnerin bin.«

»Natürlich bist du eine Lügnerin.« Kimberly verzog sarkastisch den Mund. »Ich fasse es nicht! Du lügst doch wie gedruckt. Denkst du, ich leide an Gedächtnisverlust? Wir sind schließlich zusammen aufgewachsen. Herrgott, du hast doch schon als Kind bei jeder sich bietenden Gelegenheit gelogen - sogar wenn du gar keinen *Grund* dafür hattest.«

»Jetzt reicht's aber!«, fuhr Thelma sie an.

»Die Frage ist nicht, ob du eine Lügnerin bist. Die Frage ist, ob du uns anlügst, wenn du sagst, dass Wesley tot ist. Und wir alle denken: Ja.«

»Na gut, ihr werdet es ja sehen.« Sie kroch ein Stück rückwärts, um unter dem Schutzdach herauszukommen. »Los, gehen wir. Seht ihn euch selbst an.«

»Wir haben keine Eile«, meinte Kimberly.

»Aber *ich*.« Thelma hatte aufgehört zu weinen und sah jetzt eher so aus, als wäre sie beleidigt. »Ihr glaubt mir nicht und werdet mich wie eine Aussätzige behandeln, solange diese Sache nicht geklärt ist.«

»Niemand behandelt dich wie eine Aussätzige«, widersprach Kimberly.

»Du bist keine Aussätzige«, sagte Billie.

»Du bist eine Verräterin«, korrigierte Connie.

»Absolut richtig«, meinte Kimberly. »Eine Verräterin. Aber weil du auch meine Schwester bist, wollen wir noch mal ein Auge zudrücken.«

»Was soll das heißen?«

Kimberly wartete einen Moment, bis sie sagte: »Eigentlich sollten wir dich hinrichten.«

»Was?«

»Du hast schon richtig gehört. Wir sollten dich töten. In meinen Augen hast du ein Kapitalverbrechen begangen, als du ihm geholfen hast, unserem Hinterhalt zu entkommen. Wenn du nicht meine Schwester wärest - und Dads Tochter -, hätte ich dich wahrscheinlich schon getötet.«

Thelma sah aus, als würde ihr gleich fürchterlich schlecht. »Du machst Witze«, murmelte sie.

»Meinst du?«

Connie grinste Thelma an und sagte: »*Ich* glaube nicht, dass sie Witze macht.«

»Wir sind wirklich nett zu dir und geben dir eine letzte Chance«, fuhr Kimberly fort. »Deshalb solltest du uns lieber nicht anlügen, was Wesley anbetrifft.«

»Er ist tot, und ich habe ihn getötet! Das ist keine Lüge! Wenn ihr mir nicht glaubt, dann gehen wir doch hin, jetzt gleich!«

»Jetzt nicht«, sagte Kimberly. »Vielleicht morgen.«

Das kam ziemlich überraschend.

»Oder übermorgen«, fügte sie hinzu.

Wir sahen sie verdutzt an.

»Sollten wir die Sache nicht lieber gleich hinter uns bringen?«, fragte ich. »Ich meine, es wäre doch gut, wenn wir wüssten, ob er tot ist oder nicht. Wenn ja, müssen wir keine Angst mehr haben, dass er uns hinterrücks überfällt ...«

»Ich würde es auch gerne wissen«, sagte Billie.

Thelmas Gesicht hellte sich auf. Anscheinend glaubte sie, dass wir auf ihrer Seite standen. »Siehst du?«, sagte sie. »Sie sind dafür, dass wir gehen.«

»Wir haben Connies Meinung noch nicht gehört«, entgegnet Kimberly.

Connie zog eine Grimasse. »Ich gehe nirgendwo hin. Machst du Witze?«

»Ist es in Ordnung, wenn wir dich hier lassen?«

»Allein? Ich kann nicht allein hier bleiben. Wenn sie gelogen hat, kommt Wesley, sobald ihr weg seid, und schnappt mich.«

»Keine Angst«, sagte Billie zu ihr. »Wir lassen dich schon nicht allein.«

»Aber ich kann auf keinen Fall mitgehen. Ich bin viel zu ... Ich fühle mich echt beschissen.« Sie sah Thelma durchdringend an. »Wegen dir, du blöde Kuh.«

»Entschuldigung.«

»Entschuldigung! Hör bloß damit auf. Wegen dir tut mir alles weh, vom Kopf bis zu den Zehen! Du kannst mich mal mit deinem ›Entschuldigung‹!«

Kimberly hob die Hand. »Wir werden dich nicht zwingen, mit uns zu gehen«, sagte sie. »Nicht in deinem Zustand. Und es wäre idiotisch, deine Mom oder Rupert zu deinem Schutz hier zu lassen. Wir dürfen uns nicht trennen. Ich schlage vor, dass wir hier bleiben. Wir warten einen Tag oder zwei, ehe wir losgehen und ...«

»Einen Tag oder zwei!«, stieß Thelma hervor. »Das ist doch Schwachsinn!«

Kimberly hob spöttisch die Augenbrauen. »Wieso? Kann er etwa weglaufen?«

»Nein! Natürlich nicht!«

»Wenn du Connie mit diesem Stein nicht halb totgeschlagen hättest, könnten wir jetzt gleich gehen.«

Thelma machte ein finsternes Gesicht.

»Dann warten wir also, bis Connie wieder in besserer Verfassung ist?«, fragte Billie.

»Ja.«

Billie lächelte. »Das klingt sehr vernünftig.«

»Danke.«

Und Connie fügte mit einem seltsam verschlagenen Lächeln auf dem Gesicht hinzu: »Dann hat Wesley Zeit zu sterben.«

Wir sahen sie erstaunt an.

»Wir glauben doch nicht wirklich, dass sie ihn wirklich getötet hat, oder?«, erklärte Connie. »Aber wir *wissen*, dass er schlimm verletzt ist. Vielleicht kriegt er Wundbrand oder irgendeine andere Infektion. Ich meine, das könnte *mir* schließlich auch passieren, oder? Deshalb bin ich auf die Idee gekommen.«

»Du bekommst keinen Wundbrand«, beruhigte Billie sie. »In ein paar Tagen bist du wieder auf dem Damm.«

»Ja, ich glaube auch. Ich mache mir deswegen auch keine großen Sorgen. Schließlich kümmert ihr euch um mich. Aber Wesley hat jetzt niemanden. Solang Thelma hier bei uns bleibt, ist er ganz auf sich allein gestellt. Vielleicht müssen wir ihm nur genügend Zeit geben, damit er einfach ohne unser Zutun stirbt.«

»Das stimmt«, sagte Kimberly. »Und auch wenn er nicht kriecht, wird es ihm ganz schön stinken, wenn wir nicht gleich kommen.«

»Er wird denken, dass etwas schief gelaufen ist«, fügte ich hinzu.

Billie grinste. »Es *ist* ja was schief gelaufen.«

»Ihr seid alle verrückt«, sagte Thelma. »Wesley ist tot.«

»Das wäre auch das Beste für ihn«, entgegnete Kimberly trocken. »Und weil wir jetzt eine Weile warten, hast du noch ein bisschen Zeit zum Nachdenken. Vielleicht möchtest du ja an deiner Geschichte noch etwas verändern.«

»Da gibt es nichts zu verändern.«

»Denk lieber noch mal darüber nach. Wenn du ihn *nicht* getötet hast, dann solltest du es uns lieber sagen, ehe wir

seiner Leiche einen Besuch abstatten wollen. Denn wenn es sich herausstellen sollte, dass du gelogen und uns in eine Falle gelockt hast, kommt dich das teuer zu stehen.«

»Ich lüge nicht.«

»Das wird sich zeigen. Bestimmt verstehst du, dass wir dich bis dahin nicht wie eine von uns behandeln können. Rupert, bist du so nett und bringst mir ein Stück Seil?«

»Willst du eine von den Tomahawk-Schlingen?«

»Nein, die brauchen wir noch. Nimm das restliche Stück vom langen Seil.«

»Was hast du vor?«, fragte Thelma.

Ich war schon halb unter dem Sonnendach hervorgekrabbelt, hielt nun aber inne, um nichts zu verpassen.

»Ich will dich fesseln«, antwortete Kimberly.

»Mich *fesseln*?« Thelma klang schockiert.

»Schließlich bist du seine Komplizin«, erklärte Billie gelassen.

»Was erwartest du?«

»Ich bin nicht seine Komplizin. Ich habe ihn *getötet*!«

»Na klar«, sagte Connie.

»Rupert, wo bleibt das Seil?«, fragte Kimberly.

»Kommt gleich!« Ich rappelte mich auf, spurtete durch den Sand und holte ihr das verbliebene Seil aus unserem Vorratshaufen.

Als ich näher kam, hörte ich, wie Thelma sich beschwerte: »... wenn ich gewusst hätte, dass ihr mich wie eine Verbrecherin behandelt, wäre ich lieber allein im Dschungel geblieben.«

»Das wäre gescheiter gewesen«, meinte Connie.

»Willst du eine ehrenvolle Aufgabe übernehmen?«, fragte mich Kimberly.

»Klar.« Ich bückte mich und trat unter das Sonnendach.

»Fessele ihre Hände erst mal vor dem Körper. Wir werden sehen, ob das reicht. Wenn sie irgendwelche Probleme macht, fesseln wir sie ihr hinter dem Rücken. Hast du gehört, Thelma? Du

willst deine Hände doch nicht hinter dem Rücken gefesselt kriegen, oder?«

»Nein.«

»Dann solltest du lieber keinen Blödsinn machen.«

Ich kniete mich vor Thelma. Sie schaute mich finster an und streckte mir die Hände hin. Ich fesselte sie, indem ich das Seil in Form einer Acht zwischen den Händen hindurch und um die Handgelenke herumführte. Fest genug, dass sie nicht herauschlüpfen konnte, aber nicht so fest, dass es ihr die Durchblutung abschnürte.

Als ich fertig war, war noch eine Menge Seil übrig.

Ich nahm das herunterhängende Ende hoch. »Was machen wir damit? Sollen wir es abschneiden? Ich könnte ihr auch die Füße damit fesseln, oder ...«

»Lassen wir es vielleicht einfach herunterhängen«, schlug Billie vor. »Dann können wir uns das Ende schnappen, falls sie abzuhaue versucht.«

»Wie ein Hündchen an der Leine«, bemerkte Connie spöttisch.

»Ihr seid einfach widerlich, alle miteinander«, maulte Thelma. »Wie könnt ihr mir das antun? Nur weil ich einmal einen Fehler gemacht habe ... Seht mich doch an, ich bin ganz zerschlagen. Das ist nicht fair. Ihr habt gesehen, was er mir angetan hat. Wie könnt ihr mich da fesseln? Schließlich habe ich euch gerettet. Ich habe euch alle vor Wesley gerettet, und jetzt ... jetzt behandelt ihr mich so. Ihr seid fürchterlich.«

»Wollen wir ihr einen Knebel verpassen?«, schlug Connie vor.

»Nein!«, schrie Thelma.

»Dann tu dir selbst einen Gefallen und hör auf mit dem Gejammer«, sagte Kimberly.

Thelma verstummte und ließ die Mundwinkel hängen.

Kurze Zeit später löste sich die Gruppe auf. Weil Thelma sich hinlegen wollte, führten Kimberly, Billie und ich sie zu ihrem Schlafplatz. Dort halfen wir ihr, sich auf ihrer Lagerstatt auszustrecken. Sie drehte sich auf die Seite und rollte sich zusammen.

Mit den gefesselten Händen vor dem Gesicht sah sie aus, als würde sie beten. Nach einer Weile nahm sie das Ende eines Badetuchs - eines von mehreren, die wir zu unserem Picknick mitgenommen hatten - und zog es sich übers Gesicht.

»Steh nicht auf, ohne vorher zu fragen«, befahl ihr Kimberly.

»Geht weg und lasst mich in Ruhe«, erwiderte Thelma durch das Badetuch.

Kimberly ging neben ihr in die Hocke. »Du brauchst gar nicht so beleidigt tun«, sagte sie und zog ihr das Tuch vom Gesicht. »Wir sind verdammt nett zu dir, wenn man bedenkt, was du uns alles angetan hast.«

»Soll ich euch vielleicht auch noch dankbar sein?«

Kimberly gab ihr mit der flachen Hand eine schallende Ohrfeige.

Thelma schrie erschrocken auf.

Langsam und eindringlich, wie ich sie noch nie hatte reden hören, sagte Kimberly dann: »Jetzt hör mir mal genau zu, Schwesterherz. Wir haben dich vor Wesley gewarnt, aber du musstest ihn ja unbedingt in unser Leben bringen. Jetzt hat der Mistkerl, den du sooo toll fandest, meinen Mann getötet. Und unseren Dad. Verstehst du nun endlich, was du uns angetan hast?«

Sie gab Thelma eine weitere Ohrfeige.

Billie legte Kimberly eine Hand auf die Schulter.

Kimberly hob den Kopf und sah sie an. Dicke Tränen liefen ihr über die Wangen.

Es war sehr eigenartig, Kimberly weinen zu sehen. Die meiste Zeit wirkt sie knallhart, aber wenn sie weint, kommt sie einem vor wie ein todunglückliches kleines Mädchen, das verzweifelt versucht, tapfer zu sein.

Fast hätte ich selber losgeheult.

Ich musste an Keiths Begräbnis denken, wie ich »Danny Boy« gesungen hatte - na ja, das war ein bisschen doof - und wie sie mich danach umarmt hatte.

Es war eine freundschaftlich sentimentale Umarmung, und trotzdem die beste meines Lebens. Nicht nur, dass sie von der schönsten Frau kam, die ich je getroffen habe, sondern weil ich auch noch Kimberlys nackte Haut und ihre Brüste spürte, die sich durch den Stoff des Bikinioberteils weich gegen mich drückten.

Ob sie mich jemals wieder so umarmen wird?

Wer weiß? Die Hoffnung stirbt zuletzt, heißt es doch.

Eigentlich möchte ich von ihr viel mehr als eine Umarmung. Ich möchte, dass sie sich unsterblich in mich verliebt und mich verführt.

Na klar, ich habe die allerbesten Chancen, dass das passiert. So ein toller Hecht, wie ich bin. Traum weiter, Rupert! In Wahrheit verschwenden Frauen wie Kimberly keinen zweiten Blick an Typen wie mich.

Aber wer weiß? Schließlich sitzt sie auf einer Insel fest, auf der ich der einzige lebende Mann bin (wenn man Wesley nicht mitzählt). Vielleicht sind ja am Ende noch alle drei Frauen scharf auf mich.

Das war bloß ein Scherz.

Aber es sich auszumalen ist schließlich nicht verboten. Auch wenn es ein bisschen wehtut.

Mit mir als dem einzigen Typen auf der Insel würden die Frauen wahrscheinlich eher ein Keuschheitsgelübde ablegen oder lesbisch werden, anstatt sich mit mir einzulassen. So war das schon immer mit mir und den Mädchen.

Wie bin ich überhaupt auf dieses Thema gekommen?

Ach ja, wegen der weinenden Kimberly.

Ich hätte ihr gerne die Augen trocken geküsst.

Ihr die Tränen von den Wangen geleckt.

Sie *überall* geleckt.

Aber ich stand einfach nur da und sah zu, wie sie aufstand, sich mit der Hand über die Augen fuhr und sich dann den Sand von den Knien wischte. Kimberly hatte nicht lange geweint. »Behalt sie im Auge, Rupe«, sagte sie zu mir.

»Wird gemacht.«

Billies Hand ruhte immer noch auf Kimberlys Schulter.

Gemeinsam gingen sie zum Wasser, um weiter mit dem Speer zu fischen. Connie hatte sich unter ihrem Sonnendach wieder hingelegt. Ich ging zu meinem Unterstand, nahm mein Tagebuch zur Hand und machte mich an die Arbeit.

Nach kurzer Zeit merkte ich, dass ich Thelma den Rücken zukehrte. Ich wechselte also die Stellung und drehte mich so, dass ich links Thelma und rechts Kimberly und Billie sah. Connie lag direkt vor mir.

Das tut sie auch jetzt noch. Und schaut mich an.

Wahrscheinlich glaubt sie, dass ich mich wegen ihr so hingsetzt habe und nicht, weil ich Thelma im Auge behalten will. Immerhin hat sie bisher noch nichts gesagt.

Kein »Was glotzt du so!« Kein »Verpiss dich!« oder »Fick dich ins Knie!«

Thelmas Stein hat sie irgendwie zahm gemacht.

Eigentlich sollte ich mich bei Thelma bedanken.

So, und jetzt bin ich mit dem Tagebuch zum Glück wieder auf dem Laufenden.

Siebter Tag

Meine Besucherin

Da Connie außer Gefecht und Thelma unsere Gefangene ist, teilten Billie, Kimberly und ich uns in der vergangenen Nacht die Wachen. Diesmal hatte ich die erste.

Ich blieb am Feuer, und da sich alle anderen schlafen gelegt hatten, blieb mir nichts anderes übrig als dazusitzen, hin und wieder ein Stück Holz nachzulegen und in Richtung Dschungel zu schauen, damit sich von dort niemand anschlich.

Ich fragte mich, ob Wesley wirklich tot war.

Er hatte Thelma wirklich übel zugerichtet, daran gab es keinen Zweifel. Und das war wirklich ein Grund, ihn zu töten, selbst für Thelma, der es nicht allzu viel ausgemacht zu haben schien, dass er ihren Vater ermordet hatte.

Ich hoffte sehr, dass Thelma Wesley wirklich getötet hatte und dass ich umsonst ständig in den Dschungel und alle paar Sekunden hinter mich blickte.

Mir wäre es lieber gewesen, wir wären gleich, nachdem Thelma uns ihre Geschichte erzählt hatte, losgezogen und hätten uns davon überzeugt, dass Wesley wirklich tot war.

Dann wüssten wir jetzt wenigstens, was Sache ist.

Andererseits hätte das natürlich auch dazu führen können, dass einer von uns jetzt tot wäre. Am ehesten ich.

Mir war schon seit langem klar, dass ich der Nächste auf Wesleys Liste war. Schließlich hatte er, seit wir hier auf der Insel waren, systematisch die anderen beiden Männer umgebracht, und oben am Wasserfall hatte er Thelma ausdrücklich befohlen, *mich* mit dem Stein ins Jenseits zu befördern.

Trotzdem war ich, während ich so allein am Feuer saß, weniger um meine Sicherheit besorgt als um die der Frauen. Ich verspürte

einen starken Beschützerinstinkt ihnen gegenüber und kam mir vor wie ein Hirte, der über seine schlafenden Schafe wacht. Und während ich so in den dunklen Dschungel starrte, stellte ich mir vor, wie ich heldenhaft einen Angriff auf sie abwehrte. Von anderen Fantasien, in denen sie ebenfalls eine Rolle spielten, will ich erst gar nicht reden.

Als ich etwa eine Stunde lang Wache gehalten hatte, sah ich, wie Thelma plötzlich aufstand.

Zuerst dachte ich, sie wolle fliehen, aber anstatt in Richtung Dschungel zu laufen, entfernte sie sich vorsichtig von den Schlafenden und kam mit langsamen Schritten auf mich zu, wobei sie das lange Ende des Seils hinter sich her schleifte.

Die anderen Frauen schliefen friedlich weiter - wenn sie bemerkt hätten, dass Thelma aufgestanden war, hätten sie bestimmt einen Mordskrach geschlagen.

Im Nachhinein betrachtet hätte *ich* genau das tun sollen - einen Mordskrach schlagen.

Und fast hätte ich es auch getan.

Mein erster Impuls war, Thelma zuzurufen, sie solle stehen bleiben.

So ein Schrei hätte die anderen (bis auf Connie) sofort aufgeweckt.

Aber ich blieb still.

Wozu die anderen aufwecken?, dachte ich. *Damit werde ich schon allein fertig.*

Aber es war nicht der einzige Grund, weshalb ich still blieb. Ich muss gestehen, dass ich auch neugierig war. Was führte Thelma im Schilde? Warum kam sie zu mir? Das wollte ich herausfinden.

Ich nahm die Axt, stand auf und trat neben das Feuer. Falls sie doch noch fliehen wollte, sollte es nicht zwischen uns sein. Ich hielt die Axt mit beiden Händen auf Hüfthöhe, um Thelma zu zeigen, dass ich auf alles vorbereitet war.

Während Thelma näher kam, sprach sie kein Wort, und erst als sie nur noch wenige Schritte von mir entfernt war, sagte sie: »Ich kann nicht schlafen. Das heißt ... ich *habe* geschlafen, aber jetzt bin ich aufgewacht und kann nicht mehr einschlafen, weil mir der Strick so in die Handgelenke schneidet.« Sie hob ihre Hände und zeigte sie mir. »Du kannst ihn nicht abmachen, oder?«

»Nein, das darf ich nicht.«

Sie zuckte mit den Schultern. »Dachte ich mir schon. Aber fragen darf ich doch, oder? Hast du mal versucht, mit gefesselten Händen zu schlafen.«

»Wieso legst du dich nicht auf den Rücken?«, fragte ich.

»Auf den Rücken? Hast du nicht gesehen, wie der aussieht? Ach ja, stimmt, du hast dich ja umgedreht.«

Ich beließ sie in dem Glauben.

»Wesley hat mich ausgepeitscht. Mein Rücken ist ganz wund und tut fürchterlich weh. *Alles* tut mir fürchterlich weh. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was Wesley mir alles angetan hat, Rupert. Es gibt überhaupt keine Stellung, in der ich liegen kann. Ein Wunder, dass ich überhaupt einschlafen konnte.«

»Das tut mir Leid.«

»Du kannst nichts dafür. Es war mein Fehler, dass ich ihn geheiratet habe.«

»Das kann ich nicht beurteilen«, sagte ich.

»Jedenfalls bin ich jetzt fertig mit ihm. Ich bin aufgestanden und zu dir gekommen, weil ich mich gerne ein bisschen zu dir setzen würde. Ich mache dir auch keinen Ärger, versprochen. Aber ich *kann* einfach nicht mehr liegen ... ich wälze mich bloß von einer Seite auf die andere ... und das ist so schrecklich. Lässt du mich bei dir bleiben? Bitte, sag ja.«

Ich wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Es sprachen ein paar Punkte dafür, ihr den Gefallen zu tun:

A. Das Liegen musste ihr *wirklich* wehtun. Das war keine Lüge.

B. Was konnte sie mit gefesselten Händen gegen mich schon groß ausrichten? Immerhin hatte ich die Axt.

C. Wenn sie irgendeinen Trick versuchte, konnte ich jederzeit um Hilfe rufen.

D. Ich war immer noch neugierig. Vielleicht wollte sie mir ja etwas sagen. Oder versuchte sie, mich reinzulegen? Was würde geschehen, wenn ich sie bei mir sitzen ließ? Möglicherweise etwas Interessantes, vielleicht sogar etwas Aufregendes. Ganz zu schweigen davon, dass ich ein paar Fragen an sie hatte.

»Okay«, sagte ich. »Du kannst bleiben, aber nicht lange.«

»Danke, Rupert.« Es klang ehrlich. »Du bist mein Retter.«

»Aber nur unter einer Bedingung.«

Ihre Freundlichkeit schien verflogen, als sie fragte: »Und welche?«

»Dass du mir eine ehrliche Antwort auf alle meine Fragen gibst.«

Thelma atmete hörbar aus. »Dann lassen wir es bleiben. Ich dachte, du wärest anders als die anderen, aber da habe ich mich wohl getäuscht. Kann denn nicht zur Abwechslung mal jemand nett zu mir sein?«

»Ich bin nett zu dir. Ich will bloß Klarheit über ein paar Dinge haben. Was ist daran so schlimm?«

Sie atmete tief durch. »Schlimm ist, dass ihr mich alle wie eine Verbrecherin behandelt.«

»Vielleicht ist es besser, du legst dich wieder hin.«

»Nein, nein. Ich werde reden. Frag mich, was du willst. Wieso solltest du auch anders sein als diese blöden Weiber? Also, was willst du wissen?«

»Setz dich erst mal.

Ich ging zurück auf meinem Platz jenseits des Lagerfeuers, setzte mich im Schneidersitz in den Sand und legte die Axt quer über meine Oberschenkel. Dann sagte ich Thelma, sie solle sich mit dem Gesicht zum Feuer links neben mich setzen. So hatten wir das Feuer nicht zwischen uns, und ich konnte ihr rasch einen

Schlag mit der Axt versetzen, falls sie irgendwelche Probleme machte.

»Also, fangen wir an«, sagte ich. »Hat dir Wesley erzählt, warum er das alles getan hat?«

»Was meinst du mit ›das alles‹?«

»Warum hat er zum Beispiel das Boot in die Luft gejagt?«

»Er hat das Boot nicht in die Luft gejagt. Ich habe ihn mehrmals danach gefragt. Er hat Benzindämpfe gerochen und konnte gerade noch vor der Explosion über Bord springen. Um ein Haar wäre er dabei umgekommen. Kaum war er im Wasser, ist ihm alles um die Ohren geflogen.«

»Das hat er dir erzählt?«

»Ja.«

»Und du hast es ihm geglaubt?«

»Warum nicht?«

Ich konnte mir ungefähr eine halbe Million Gründe dafür vorstellen, warum man Wesley nicht glauben sollte. »Wenn es wirklich so war«, fragte ich, »warum ist er dann nicht zu uns an Land geschwommen? Er wusste doch, wo wir waren. Nein, er wollte uns glauben machen, er wäre mit dem Boot in die Luft geflogen.«

»Stimmt, das wollte er.«

»Wie meinst du das?«

»Er *musste* verschwinden, denn er hatte Angst, wir würden ihn für die Explosion verantwortlich machen. Und genau das war ja auch der Fall. Du hast meinen Vater schließlich gehört. Für ihn war es eindeutig Wesleys Schuld.«

»Deshalb hat Wesley uns vorgespielt, er wäre tot?«

»Genau. Wer weiß, was ihr ihm angetan hättet.«

»Das weiß nur Gott allein. Kann sein, dass ihn jemand einen Idioten genannt hätte. Wie schrecklich.«

»Du weißt ja gar nicht, was du da redest.«

»Hatte er vielleicht Angst, Andrew würde ihn kielholen? Mit der neunschwänzigen Katze auspeitschen? Über die Klinge springen lassen.«

»Wer weiß?«

»Unsinn. Niemand hätte ihm etwas angetan. Immerhin war es ja ein Unfall.«

»Du hast ja keine Ahnung, wie *grausam* Dad sein konnte. Richtig gemein. Wenn du nur die Hälfte von dem wüsstest, wozu er im Stande war ... was er mir angetan hat ... und auch Kimberly.« Sie schüttelte den Kopf.

Auf einmal interessierte es mich sehr, was sie erzählte.

»Was hat er euch denn angetan?«

»Hast du überhaupt eine Vorstellung davon, wie *unangenehm* es ist, so gefesselt zu sein?« Sie hielt mir ihre Hände entgegen. »Kimberly hat den Strick viel zu fest angezogen.«

Bevor sie schlafen gegangen waren, hatte Kimberly Thelma für einen kurzen Besuch auf der Latrine losgebunden und sie danach wieder gefesselt.

»Du kannst das besser«, sagte Thelma. »Als du es gemacht hast, hat sich der Strick nicht so eingeschnitten. Das hat sie absichtlich getan, um mir wehzutun.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum siehst du es dir nicht selbst einmal an?«

Ich beugte mich hinüber zu ihr und überprüfte die Fesseln. Der Strick war tatsächlich so stramm, dass er sich tief in Thelmas Haut einschnitt.

»Könntest du sie mir nicht etwas lockerer machen? Bitte ...«

»Ich weiß nicht. Kimberly hatte bestimmt einen Grund dafür ...«

»Und ob sie einen hatte. Sie wollte mir wehtun. An so was geilt sie sich auf.«

»Meinst du?«

»Wenn du mir die Fesseln lockerst, erzähle ich dir alles, was du wissen willst.«

Natürlich fragte ich mich, was ihre Motive waren, aber es war nun einmal Tatsache, dass der Strick sich wirklich in ihr Fleisch schnitt.

»Okay, ich fessle dich neu«, sagte ich. »Aber versuch bloß keine fiesen Tricks.«

»Mach ich nicht. Versprochen.«

Ich legte die Axt außer Griffweite hinter mich und kroch auf meinen Knien so nahe an Thelma heran, dass ich den Knoten lösen konnte. Als ich ihn geöffnet hatte, fing ich an, den Strick von ihren Handgelenken zu wickeln.

Auf einmal riss Thelma ihre Hände weg.

Und ich kniete da mit dem losen Strick in Händen.

Noch bevor ich etwas tun konnte, hatte sie die Arme hinter ihrem Rücken versteckt.

»Bitte, fessle mich nicht wieder«, flehte sie. »Ich tue auch bestimmt nichts. Lass mich ein wenig ausruhen. Ich kann es nicht *ertragen*, gefesselt zu sein. Nur ein paar Minuten, okay?«

»Nein, das darf ich nicht. Nun mach schon, du hast es mir versprochen.« Ich blickte hinüber zu den anderen, die Gott sei Dank noch immer schliefen. »Du bringst mich in große Schwierigkeiten.«

»Sie müssen doch nichts davon erfahren. *Ich* erzähle ihnen jedenfalls nichts davon.«

»Mist.« Ich ließ den Strick fallen, beugte mich auf den Knien nach vorn und packte Thelma an den Oberarmen. Sie waren dick, aber nicht schwammig. Ich packte fest zu und versuchte, sie nach vorn zu ziehen.

Thelma wehrte sich und sagte: »Wenn du nicht aufhörst, schreie ich.«

Ich ließ sie sofort los.

Es dauerte eine Weile, bis ich wieder zu Atem kam. Dann sagte ich: »Jetzt komm schon. Wenn jemand aufwacht und sieht, dass du nicht gefesselt bist ...«

»Dann kriegst du mehr Schwierigkeiten als ich.«

»Wir kriegen *beide* Schwierigkeiten. Also gib mir deine Hände.«

»Ich mache dir einen Vorschlag.«

»Welchen?«, fragte ich, während ich den Strick vom Boden aufhob.

»Lass mich ein paar Minuten ohne Fesseln. Nur so lange, wie wir hier sitzen und reden, okay? Danach lasse ich mich wieder fesseln, das verspreche ich dir.«

»Was ist, wenn jemand aufwacht? Und außerdem hast du mich reingelegt. Ich habe dir einen Gefallen getan, und du hast das ausgenutzt. Also los, gib mir deine Hände.«

Sie schüttelte den Kopf und behielt die Arme hinter dem Rücken.

»Bitte«, sagte ich. »Ich binde sie dir auch ganz locker.«

»Ich dachte, du wolltest etwas über Wesley hören. Und über Kimberly. Möchtest du denn nicht wissen, wie Dad sie missbraucht hat?«

»Er hat sie *missbraucht*?«

»Ja. Und mich auch. Er hat schlimme Dinge mit uns gemacht.«

»Wirklich?« Ich schaute hinüber zu den anderen. Sie schienen immer noch zu schlafen.

»Wenn du solche Angst vor ihnen hast, dann fessle mich eben *zum Schein*.« Thelma hielt mir ihre Hände hin, und ich wand den Strick lose ein paar Mal darum, damit es aussah, als wäre sie gefesselt, machte aber keinen Knoten.

»So«, sagte Thelma. »Jetzt bist du aus dem Schneider, wenn jemand nachsehen kommt.«

»Aber versuch nicht, mich reinzulegen«, warnte ich sie, während ich mich wieder so hinsetzte wie vorhin und die Axt auf meine Oberschenkel legte. »Also, was hat er Kimberly angetan?«

»Ihr und mir.«

»Okay.«

Familienbande

»Es ist ... wirklich schlimm. Und total krank. Bist du sicher, dass du es hören willst?«

Ich nickte. Innerlich fühlte ich mich vor lauter Angespanntheit und Aufregung schon jetzt richtig zitterig.

»Na schön, wenn du es unbedingt hören willst ... aber sage nachher nicht, ich hätte dich nicht gewarnt.«

»Nein, jetzt red schon.«

»Na schön. Ich will dir sagen, was unser Vater mit uns gemacht hat. Erst wollte er, dass wir uns nackt ausziehen und uns am Boden balgen. *Er* war auch nackt dabei. So wie Kimberly und ich.« Sie sagte das mit rascher, leiser Stimme, als ob sie mir den neusten Klatsch erzählen würde. »Erst war es genug, wenn Kimberly und ich es machten und er uns zusehen konnte. Er wollte, dass wir uns Schmerzen zufügten ... und perverse Dinge taten. Später hat er dann mitgemacht.«

»Meine Güte«, murmelte ich. »Wie alt wart ihr denn?«

Sie zuckte mit den Schultern und schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht mehr. Es fing wohl an, als ich neun oder zehn war, und es ging weiter bis zum Ende der Highschool.«

»Was ist mit Billie? Sie und Andrew waren zwanzig Jahre lang verheiratet. Hat sie das alles ... zugelassen?«

»Er hat es nur getan, wenn sie in der Arbeit war. Dann hatte er genügend Zeit mit uns allein.«

»Ich dachte immer, er ist viel zur See gefahren.«

»So viel nun auch wieder nicht. *Leider*. Und wenn er von einer seiner Reisen zurückkam, war es immer besonders schlimm. Er kannte viele perverse Spielchen, die Balgerei war nur eines davon, auch wenn er sie mit am liebsten mochte. Immer, wenn er mit uns allein war, mussten wir solche Sachen mit ihm machen. Er packte uns dann fest, bis wir vor Schmerzen zu schreien anfangen. Und während wir schrien und weinten und er sich mit uns

am Boden wälzte, hat er ... uns die Finger hineingesteckt. Du weißt schon, wo. Und seine Zunge. Und er hat uns gebissen.«

»Und Billie wusste wirklich nichts davon?«

»Nein. Das war unser Geheimnis. Dad sagte, er würde uns umbringen, wenn wir es jemandem erzählten.«

»Und was ist mit Connie? Hat er es mit ihr auch getan?«

Thelma zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht. Seit ich aufs College ging, habe ich nicht mehr zu Hause gewohnt. Das ist jetzt schon zwölf Jahre her. Connie war damals also ...«

»Jetzt ist sie achtzehn.«

»Dann war sie gerade mal sechs, als ich wegging. Ich weiß, dass er mit Kimberly weitergemacht hat, als ich aus dem Haus war. Wir haben zwar nie darüber gesprochen, aber ich weiß es trotzdem. Sie *hätten* niemals aufgehört. Aber ob sie Connie da mit hineingezogen haben, kann ich dir nicht sagen. Wundern würde es mich nicht.«

»Was meinst du mit ›sie *hätten* niemals aufgehört‹? Das klingt ja ganz so, als ob Kimberly ... freiwillig mitgemacht hätte.«

Thelma atmete hörbar durch Mund und Nase aus. »Kimberly ist *nicht* auf ein auswärtiges College gegangen. Was schließt du daraus? Immerhin war sie eine hoch dekorierte Musterschülerin, Klassensprecherin und weiß der Teufel sonst noch alles, und hätte nach Princeton oder Yale oder auf irgendeine andere Nobel-Uni gehen können. Aber was macht sie stattdessen? Bleibt zu Hause wohnen und geht auf ein popeliges College in der Stadt.«

»Meinst du, sie hat weiter *Spielchen* mit ihm gemacht?«

»Und ob ich das meine. Irgendwann hat ihr diese Sado-Maso-Geschichte echt gefallen. Geile Schmerzen, hat sie es genannt. *Geile* Schmerzen. Das sagt doch alles.«

»Wenn es stimmt.« Ihre Enthüllungen stießen mich ziemlich vor den Kopf. »Wenn sie ständig solche Spielchen gemacht hat, wieso hat sie dann nirgendwo sichtbare Narben?«

»Ist doch klar, warum. Narben wären doch viel zu verräterisch gewesen. Sie und Dad haben immer darauf geachtet, dass danach

nichts mehr zu sehen war. Wer will schon, dass alle Welt sein schmutziges kleines Geheimnis erfährt? Wer will schon, dass die Leute ihn für einen kranken Perversling halten?»

»Was ist mit Kimberly und Keith? Wenn sie wirklich diese Geschichte mit Andrew am Laufen gehabt hätte, warum hat sie ihn dann geheiratet?«

»Weil er genau so war wie Dad.«

»Es hat ihm gefallen, ihr *wehzutun*?«

»Und wie. Einmal, kurz vor meiner Heirat, habe ich sie sogar dabei überrascht. Ich musste in Dads Haus, weil ich mir von Billie ein Buch für die Organisation der Hochzeitsfeier leihen wollte. Weil ich dachte, dass niemand zu Hause war, bin ich einfach rein gegangen, ohne zu klingeln. Aber dann habe ich aus dem ersten Stock ein seltsames Geräusch gehört und bin hinaufgeschlichen, um zu sehen, was da los ist. Es hätte ja ein Einbrecher sein können ... aber es waren die drei. In Kimberlys Schlafzimmer.«

»Die drei?«

»Kimberly, Keith und Dad.«

»Sie hatten *Sex* miteinander? Zu dritt?«

»Ja. Und sie haben sie *gefoltert*.«

»Kimberly?«

»Sie war ans Bett gefesselt. Mit gespreizten Beinen. Und dann haben die beiden sie ...«

»Hör auf. So genau wollte ich es gar nicht wissen.«

»Dad hat ihr sein Ding in den Mund gesteckt.«

»Hast du nicht gehört? Du sollst aufhören!«

»Und Keith hat ihr mit einer Zange an ihren Brustwarzen herumgefummelt, und sein Mund ...«

»Sei still! Ich glaube dir kein Wort. Das hast du dir doch ausgedacht. Kimberly hat Recht, du *bist* eine Lügnerin. Was du da erzählst, ist nichts weiter als ein Riesenhaufen Scheiße.«

»Wenn du meinst ... Wesley wusste jedenfalls alles über Dad und Keith. Verstehst du jetzt? Er wusste, was für widerwärtige Perverslinge die beiden waren. Und als dann das Boot in die Luft

flog, war ihm sofort klar, dass sie ihn dafür verantwortlich machen würden. Und weil er wusste, wie gern sie andere Menschen quälten, bekam er es mit der Angst zu tun. Nicht um seinen Willen. Er hatte Angst um mich und Billie - und um uns *alle*. Du meine Güte, wir waren mit zwei Sadisten auf einer einsamen Insel gefangen! Waren ihnen schutzlos ausgeliefert! Er *musste* sie töten.«

»Und warum wollte er auch *mich* töten? Ich habe in meinem ganzen Leben noch niemanden gefoltert.«

Ein seltsames Lächeln spielte um die eine Seite von Thelmas Mund, während sich die andere, die von Wesley's Schlägen geschwollen war, nicht bewegte. »Aber du würdest es wohl gerne, oder?«

Das hatte ich nicht erwartet.

»Was würde ich gerne?«

»Jemanden quälen.«

»Du spinnst doch.«

»Eine Frau wie Kimberly«, sagte sie.

»Nein!«

Thelma grinste mich an. »Mach dir doch nichts vor. Du musst nur daran denken und wirst schon ganz heiß. Würdest du sie nicht liebend gern in die Brustwarzen kneifen, bis sie schreit und sich windet und um Gnade fleht?«

»Du bist verrückt.«

»Jede Wette, dass du sie gerne beißen würdest. Überall hin.«

»Du solltest dich jetzt wieder hinlegen«, sagte ich. Ich legte die Axt beiseite, ergriff den Strick und rutschte auf den Knien hinüber zu ihr. »Gib mir deine Hände.«

»Du brauchst dich doch nur anzusehen«, sagte Thelma und deutete mit dem Kinn auf die Vorderseite meiner Shorts.

»Das geht dich überhaupt nichts an. Los, streck deine Hände aus.«

Anstatt meiner Aufforderung Folge zu leisten, fing sie an, ihre Bluse aufzuknöpfen.

»Lass das!«

»Stell dir einfach vor, ich sei Kimberly«, sagte sie und streifte ihre Bluse herunter. Ihre großen, zerschundenen Brüste schimmerten gelblich im Feuerschein. »Na los, fass sie an. Ich weiß, dass du das willst. Du bist *verrückt* nach ihnen.«

»Nein, bin ich nicht. Zieh dich wieder an!«

Sie griff mit den Händen unter ihre Brüste, hob sie an und hielt sie mir direkt vors Gesicht. »Da«, sagte sie. »Nimm sie. Knete sie ordentlich durch. Oder willst du sie schlagen? Nur zu! Klatsche sie von einer Seite auf die andere. Oder willst du meine Brustwarzen drehen, bis ich zu schreien anfangen?«

»Nein.«

Sie ließ die Brüste fallen, um die Hände frei zu haben, und fing an, mit ihren Brustwarzen zu spielen. Sie drehte sie, zog daran, zwickte hinein. Währenddessen biss sie sich auf die Unterlippe und schnaufte so heftig, dass die Luft zischend durch ihre Nasenlöcher fuhr.

Ich sah ihr zu.

»So, und jetzt bist du dran«, keuchte sie. »Ich weiß, dass du es willst. Du bist ganz *geil* darauf.«

Ich muss zugeben, dass ich kurz in Versuchung kam. Auf so eine Gelegenheit hatte ich immer gehofft. Aber nicht bei ihr. Thelma war die einzige Frau auf der Insel, die in meinen Fantasien nie eine Rolle gespielt hatte.

Allerdings konnte ich nicht verhindern, dass ich eine Erektion bekam. Thelma hatte geile Sachen gesagt und mich mit ihrem Gerede über Kimberly ziemlich heiß gemacht, und jetzt zeigte sie mir auch noch ihre großen, von Kratzern, Striemen und blauen Flecken übersäten Brüste, deren Anblick mich trotz ihres Zustands ziemlich anheizte.

Ehrlich gesagt, ich verabscheute mich für meine Reaktion. Und ich verabscheute Thelma.

Hätte ich ihr Angebot angenommen, hätte ich mich hinterher sehr schuldig und sehr schmutzig gefühlt. So schmutzig, dass ich mir die Hände hätte waschen wollen.

»Nun mach schon«, keuchte sie. »Nimm sie dir!«

»Nein, danke.«

»Mach die Augen zu und stell dir vor, ich wäre Kimberly. Stell dir vor, es sind ihre Titten. Und dann hol deinen Schwanz raus und ...«

»Vergiss es«, sagte ich. »Und jetzt knöpfst du die Bluse wieder zu und dann streckst du die Hände aus.«

»Okay, okay. Nur eine Sekunde.«

Sie machte Anstalten aufzustehen.

»Hey, was machst du da?«

»Ich will mich nur hinknien, weiter nichts. Sonst komme ich hinterher, wenn meine Hände gefesselt sind, so schwer hoch.«

Das klang plausibel. Ich wartete, bis sie vor mir kniete, und sagte dann: »Und jetzt streck die Hände aus.«

Anstatt mir zu gehorchen lächelte sie mich lasziv an. Sie rieb sich mit den Händen über ihren dicken Bauch und fing an, ihren Gürtel aufzuschnallen.

»Hör auf damit!«

Thelma reagierte nicht. »Ich zeige dir, was Wesley mir *sonst* noch angetan hat.«

»Das will ich gar nicht sehen.«

»Klar willst du.«

Natürlich hatte sie Recht.

Mir war klar, dass ich ihr Einhalt gebieten musste, aber irgendwas hielt mich zurück. Ich wusste nicht, was sie tun würde, wenn ich sie anfasste. Ich kannte sie ja kaum. Vielleicht würde sie schreien und die anderen aufwecken, und ich wollte auf gar keinen Fall, dass sie uns in dieser Situation vorfanden.

So blieb ich also vor Thelma knien und sah zu, wie sie den Gürtel und den Reißverschluss ihrer Shorts öffnete und sie nach unten streifte.

Ich erwartete, eine schlabberige Unterhose zu sehen, aber sie trug keine.

Thelma hatte so gut wie keine Schamhaare, nur ein paar Stop-peln, wie sie ein Mann hat, der sich einen Drei-Tage-Bart stehen lässt.

War es *das*, was sie mir hatte zeigen wollen? Dass Wesley sie dort unten rasiert hatte?

Vielleicht hatte sie ja auch ein paar Verletzungen, aber ich wollte nicht so genau hinsehen. Rasch wandte ich den Blick ab. Drüben bei den Schlafenden hatte sich nichts verändert. *Gott sei Dank*, dachte ich.

Irgendwie musste ich dafür sorgen, dass Thelma mit diesen Sachen aufhörte.

Und ich musste es alleine tun.

Das alles war schon viel zu weit gegangen. Ich hätte ihr niemals die Fesseln lösen dürfen. Danach hatte eines das andere ergeben, und jetzt wusste ich nicht mehr, wie ich sie stoppen sollte. Natürlich hätte ich die anderen zur Hilfe rufen können, aber was würden sie sagen, wenn sie uns so sahen?

Jetzt weiß ich, was ich hätte tun *sollen*. Ich hätte aufstehen, einen Schritt zurücktreten, mir die Axt schnappen und ihr damit drohen sollen. Entweder, du ziehst die Hose sofort wieder hoch, oder ...

Und dann passierte es.

Ich schaute immer noch hinüber zu den anderen und hatte auch keine große Lust, Thelma wieder anzusehen. Ich weiß nicht, was mich gewarnt hat. Vielleicht sah ich eine Bewegung im Augenwinkel, vielleicht hörte ich ein ungewöhnliches Geräusch. Spürte einen Luftzug. Vielleicht war es auch nur Intuition.

Jedenfalls drehte ich den Kopf.

Und sah Thelmas Arm auf meinen Unterleib zuschießen. Mit einem Rasiermesser in der Hand.

Kein Scherz. Mit einem *echten* Rasiermesser. Einem, bei dem man die Klinge in den Griff klappen kann und das niemand, der noch halbwegs bei Verstand und nicht gerade Friseur ist, überhaupt *besitzen* möchte. Diese Dinger sind extrem gefährlich. Ers-

tens kann man sich damit beim Rasieren höllisch wehtun, und zweitens wird man das ungute Gefühl nicht los, dass eine durchgedrehte, von Eifersucht geplagte Frau damit ganz fürchterliche Sachen anstellen könnte.

Keine Ahnung, wo Thelma es auf einmal herhatte.

Ich weiß nur, dass sie mir damit den Unterleib aufschlitzen wollte.

Ich schrie erschrocken auf und warf mich nach hinten. Die Klinge verfehlte mich nur knapp.

Dann sah ich, wie Thelma die Hand mit dem Rasiermesser nach oben riss und spürte, wie die Klinge nur Millimeter von meinem Gesicht entfernt nach oben schoss. Um ein Haar hätte sie mir die Nase gespalten.

Dann schlug ich rücklings auf den Sand, stemmte mich aber sofort mit beiden Ellenbogen wieder hoch. Ich war mir nicht sicher, ob ich nach ihr treten oder rückwärts von ihr wegkrabbeln sollte.

Im Moment schien sie mich nicht verfolgen zu wollen. Sie hatte den Kopf zur Seite gedreht und sah zu den Schlafplätzen.

Ob Kimberly wohl aufgewacht war?

Ich verschwendete keine Zeit damit, darüber nachzudenken, was Thelmas Aufmerksamkeit erregt hatte. Wichtig war nur, dass sie einen Augenblick lang abgelenkt war.

Es verschaffte mir Gelegenheit, mehr Abstand zwischen mich und die Rasierklinge zu bringen.

Auf Ellenbogen und Fersen schob ich mich so rasch ich konnte über den Sand nach hinten.

Thelma bemerkte es sofort.

Als sie mich ansah, fing ich so laut ich konnte zu schreien an. »Hilfe! Hilfe!«

Thelma rutschte auf mich zu wie jemand, dem man die Beine knapp unterhalb der Knie abgeschnitten hatte. Weil ihre Shorts immer noch herunterhingen, konnte sie sich nicht schnell genug bewegen. Zum Glück.

Es war echt ein irrer Anblick, wie sie, das im Feuerschein blitzende Rasiermesser hoch über den Kopf erhoben, mit einem wahnsinnigen Grinsen auf dem geschwellenen Gesicht hinter mir herwackelte und ihr nacktes, geschundenes und viel zu hell beleuchtetes Fleisch bei jeder Bewegung hin und her wogte.

»Bleib liegen!«, schnaufte sie. »Bleib liegen, du kleiner Schwanzlutscher!«

Ich rief weiter um Hilfe.

Und dann sah ich auf einmal nicht weit von meinem linken Ellenbogen entfernt die Axt im Sand liegen. Ich packte sie am Griff und zog sie heran.

»Thelma!«

Thelma schaute in die Richtung, aus der Kimberlys wutverzerrte Stimme gekommen war. Dann holte sie tief Luft. Und stürzte sich auf mich.

Ich schlug mit der Axt zu, so fest und so rasch ich konnte.

Die flache Seite des stählernen Blattes traf Thelma am Unterarm.

Am *rechten* Unterarm.

Sie schrie auf und ließ das Rasiermesser fallen.

Und dann fiel sie nach vorne. Ihr Kopf traf mich genau zwischen den Beinen. Es war, als hätte mir jemand einen Tritt in die Eier versetzt.

Einen Sekundenbruchteil später hatte sie sich schon wieder von mir heruntergewälzt und sprang, seltsam grunzende Geräusche von sich gebend, auf die Beine. Dann zog sie ihre Shorts hoch und rannte, die Hose mit beiden Händen festhaltend, so schnell sie konnte hinunter zum Wasser.

Kimberly war ihr dicht auf den Fersen.

Sie war schlank und schnell und bis auf ihren weißen Bikini in der Dunkelheit kaum zu erkennen.

Kurz bevor Thelma das Wasser erreichte, holte Kimberly sie ein und warf sich von hinten auf sie.

Leider wirbelte Thelma im letzten Moment herum und schlug Kimberly ihren Ellenbogen mitten ins Gesicht. Kimberly fiel wie ein gefällter Baum der Länge nach ins flache Wasser, und Thelma rannte weiter.

Ich hatte mich inzwischen auf meine Knie hochgerappelt, war aber vor lauter Schmerzen noch wie gelähmt.

Drüben am Schlafplatz hatte sich Connie aufgerichtet und starrte zu mir herüber. Natürlich war sie zu kaputt, um uns zur Hilfe zu kommen, und Billie wagte es nicht, sie allein zu lassen. Sie stand mit einem Speer in der Hand neben ihr und schien wild entschlossen, ihre Tochter gegen einen möglicherweise vom Dschungel her angreifenden Wesley zu verteidigen.

Ich stand mühsam auf und humpelte hinunter zur Bucht, wo Thelma durch hüfthohes, schwarzes Wasser watete. Ich konnte sie nicht besonders gut sehen, aber einen Augenblick lang hatte ich den Eindruck, als ob sie zurück an den Strand käme. Ich drehte mich um und holte die Axt. Vielleicht kam Thelma ja aus dem Wasser, um Kimberly den Rest zu geben.

Als ich schließlich neben Kimberly stand, bereit, sie mit der Axt zu verteidigen, bemerkte ich, dass ich mich geirrt hatte. Thelma kam gar nicht zurück. Im Gegenteil, sie war schon so weit draußen in der Bucht, dass ich sie nicht mehr einholen konnte.

Also ging ich zu Kimberly, um ihr zu helfen.

Sie stand auf allen vieren und ließ den Kopf hängen, so dass er sich nur wenige Zentimeter oberhalb der Wasseroberfläche befand. Als ich bei ihr ankam, blickte sie nicht auf.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich sie.

Sie gab keine Antwort.

»Kimberly?«

»Du musst ihr hinterher«, keuchte sie. »Lass sie nicht entkommen.«

Ich schaute nach Thelma, die schon fast an der Felsspitze war, und sagte: »Die erwische ich nicht mehr. Sie ist schon verdammt weit draußen.«

»Verdammte Scheiße, Rupert«, knurrte Kimberly.

Sie stöhnte.

»Kann ich dir helfen?«

»Rühr mich nicht an.«

Sie klang angewidert.

»Es tut mir Leid«, sagte ich.

»Es tut dir Leid, großer Gott! Davon wird auch nichts besser.«

»Sie hätte mich fast umgebracht.«

»Das wäre kein großer Verlust gewesen.«

Langsam begann ich mir zu wünschen, Thelma hätte mich *wirklich* umgebracht.

»Okay«, sagte ich. »Wenn du willst, schwimme ich ihr hinterher. Und was soll ich tun, wenn ich sie erwische? Soll ich sie zurückbringen? Oder soll ich versuchen, sie zu töten? Dazu bräuchtest du aber ein Messer oder irgendwas. Kannst du mir dein Messer geben?«

»Lass gut sein«, sagte Kimberly, die immer noch den Kopf hängen ließ. »Vergiss es einfach. Leg dich auf's Ohr oder mach sonst was. Scheiße!«

Ich hatte mich noch nie so mies gefühlt. Mann, ich spürte genau, wie angewidert sie von mir war. Sie hielt mich für einen erbärmlichen Versager.

Was ich ja auch bin.

Ich beschloss, ihrem Rat zu folgen und mich hinzulegen. Aber da gab es ein Problem: Billie und Connie, die eng nebeneinander am Lagerplatz standen. Als ich sie sah, brach ich in Tränen aus und schluchzte hemmungslos.

»Was ist denn passiert?«, fragte Billie, die nicht so klang, als ob ich sie anwidern würde. Eher schien sie sich Sorgen um mich zu machen.

»Tut mir Leid«, sagte ich. »Thelma ist geflohen. Es ist meine Schuld.«

»Das ist wieder typisch für dich«, sagte Connie.

»Sei du bloß still«, fuhr Billie sie an. Dann steckte sie ihren Speer in den Sand, trat auf mich zu und schloss mich in ihre Arme.

Es kam mir vor wie die freundlichste Zuwendung, die ich jemals von einem Menschen erhalten habe.

Billies Körper fühlte sich weich, warm und sanft an, und sie streichelte mir mit einer Hand übers Haar und mit der anderen über den Rücken, während ich mich Wange an Wange mit ihr ausheulte. Dabei murmelte sie die ganze Zeit: »Ist ja gut, Schatz. Ist schon okay. Du wirst sehen: alles wird wieder gut.«

Sie ist die beste Frau, die ich kenne.

Dank ihrer Fürsorge beruhigte ich mich ziemlich rasch. Dann kam Kimberly, und ich löste mich aus Billies Armen und drehte mich um. Ich war bereit, ihre Standpauke über mich ergehen zu lassen.

»Alles in Ordnung, Rupert?«, fragte sie.

»Nein, nichts ist in Ordnung. Ich habe fürchterlichen Mist gebaut.«

»Aber du bist nicht verletzt, oder?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Wie hat sie sich bloß befreien können?«, fragte Connie.

»Ich ... ich habe sie losgebunden.«

»Bist du denn komplett verrückt geworden?«

Billie legte mir von hinten eine Hand an den Nacken und streichelte ihn sanft.

»Wir reden morgen früh über alles«, sagte Kimberly. »Legt euch schlafen, ich werde Wache halten.«

»Es tut mir wirklich Leid«, sagte ich.

»Was geschehen ist, ist geschehen«, erwiderte sie und wandte sich ab, um zum Feuer zu gehen.

Das war so ziemlich alles über die vergangene Nacht.

Mehr als genug, für meinen Geschmack. Abgesehen davon, dass eine Menge Dinge passiert sind - gute und schlechte und ziemlich unheimliche -, hat es mich fast den ganzen Morgen gekostet, alles aufzuschreiben.

Und ich bin noch nicht einmal auf dem neusten Stand.

Das Verhör

Wenigstens hatte ich die ganze Nacht lang Zeit zum Überlegen, wie ich den anderen das Fiasko mit Thelma erklären sollte. Ich wollte es ihnen so erzählen, dass ich nicht völlig wie ein leichtgläubiger, perverser Einfaltspinsel dastand.

Natürlich gab es da einiges, was ich ihnen lieber nicht erzählen wollte.

Leider fiel mir das Nachdenken sehr schwer. Je länger ich auf meinem »Bett« lag und versuchte, mir eine überzeugende Lüge auszudenken, desto mehr kehrte ich zu dem zurück, was *wirklich* geschehen war. Wieder und wieder spielte es sich in meinem Kopf ab. Es war weniger die Erinnerung an vergangene Ereignisse als ein echtes *Nachleben* all meiner Gefühle - der Verwirrung, der Angst, der Aufregung, der Ablehnung, der Geilheit und des Schreckens -, wenn auch in milderer Form als zuvor in der Wirklichkeit. Und in anderer Reihenfolge.

Selbst als ich irgendwann einmal einschlief, entkam ich Thelma nicht, und meine Alpträume von ihr waren noch viel *schlimmer* als das, was sie wirklich getan hatte.

Ich erinnere mich nicht besonders gut daran, nur dass es um Sex und Rasiermesser ging und ich fürchterliche Angst hatte.

Ich war froh, als der Morgen anbrach und ich aufwachte.

Kurze Zeit später versammelten wir uns um das Feuer und aßen den restlichen Dosenschinken zum Frühstück.

Habe ich den Dosenschinken schon mal erwähnt? Er gehörte zu den Dingen, die Keith und Andrew nach der Explosion gerettet hatten. Die erste Dose haben wir vor ein paar Tagen aufgemacht, als wir keinen Fisch hatten, und jetzt ist die letzte leer. Auch sonst schmelzen unsere Vorräte dahin.

Als wir auf den Bootsausflug aufbrachen, hatten wir jede Menge Proviant dabei gehabt - viel mehr, als acht Personen in einer Woche jemals hätten essen können. Bei der Explosion der Jacht war noch das Essen für vier Tage an Bord gewesen, und ich schätze, dass Keith und Andrew davon etwa die Hälfte gerettet haben, darunter auch solche Leckerbissen wie den Dosenschinken.

Was Getränke anbelangte, waren sie nicht so erfolgreich gewesen, obwohl wir genügend hochprozentige Alkoholika an Bord gehabt hatten, um eine ganze Armee glücklich zu machen - von den Unmengen an Softdrinks gar nicht zu reden. Leider hatten nur ein paar Flaschen Whisky die Explosion überlebt - alles, was Kohlensäure beinhaltete (Cola, Bier, Champagner), war gnadenlos in die Luft geflogen.

Trotzdem hatten wir großes Glück, dass wir so viel von unseren Vorräten retten konnten.

Jetzt, wo wir unseren Proviant nur noch durch vier Personen teilen müssen, können wir, wenn wir sparsam haushalten, noch eine Weile damit auskommen. Wenn er dann endgültig aufgebraucht ist, müssen wir uns von Fischen, Wild und Früchten ernähren, was durchaus machbar wäre, wenn wir uns keine Sorgen wegen Wesley und Thelma machen müssten. Solange die beiden aber über die Insel streifen, steht die Suche nach Nahrungsmitteln nicht unbedingt an erster Stelle auf unserer Prioritätenliste.

Mann, das war jetzt aber ein langer Exkurs. Ich bin wohl noch ganz belämmert von gestern Nacht und dem vielen Schreiben heute Morgen.

Als wir den Schinken aufgegessen hatten, fing das Verhör an.

Es begann damit, dass Kimberly mich fragte: »Möchtest du uns nicht erzählen, was in der Nacht passiert ist?«

»Nicht, wenn es sich vermeiden lässt«, erwiderte ich.

Niemand fand das sonderlich witzig.

Ich seufzte. »Also gut. Wo soll ich anfangen?«

»Warum hast du ihr die Hände losgebunden?«

Ich war erleichtert. Einfache Frage. »Das musste ich. Erinnerst du dich, wie du sie losgebunden hast, damit sie gestern Abend auf die Latrine gehen konnte? Danach hast du sie wieder gefesselt, aber so fest, dass sich der Strick in ihre Handgelenke geschnitten hat.«

Kimberly sah mich stirnrunzelnd an. »Blödsinn.«

»Nein. Ich habe es mir angesehen. Die Fesseln saßen viel zu stramm.«

»Aber nicht von mir. Ich habe extra darauf geachtet, dass sie nicht zu fest waren.« Sie sah hinüber zu Connie und Billie. »Hat eine von euch sie gestern losgebunden und wieder gefesselt?«

Billie schüttelte den Kopf.

»Ich hätte dieses Seil nur angefasst, um sie damit zu erwürgen«, sagte Connie.

»Vielleicht hat Thelma ja irgendwie selber die Fesseln enger gemacht, damit Rupert sie losbinden musste«, gab Billie zu bedenken.

»Und wie soll das funktionieren?«, fragte Connie.

»Keine Ahnung. Mit den Zähnen vielleicht?«

»Schon möglich«, gab Kimberly zu. Sie runzelte nachdenklich die Stirn und sagte dann: »Das sieht verdammt nach einem ihrer fiesen Tricks aus. Die meiste Zeit tut sie so, als könne sie nicht bis drei zählen, und dann zieht sie so eine hinterlistige Nummer ab. Früher war sie oft so. Ich glaube nicht, dass sie sich geändert hat. Hinterlistig bleibt hinterlistig.«

»Was hat sie denn gemacht?«, fragte ich. Einerseits interessierte es mich wirklich, wie hinterlistig Thelma war, andererseits

hoffte ich, durch Gegenfragen den schlimmen Teil des Verhörs noch ein wenig hinausschieben zu können.

»Ach, ständig was anderes«, antwortete Kimberly. »Einmal war sie zum Beispiel so wütend auf mich, dass sie ihre eigene Barbiepuppe zerstört hat. Sie hat ihr Hände, Füße und Kopf abgeschnitten und unter *meiner* Matratze versteckt. Dann hat sie die Unschuldige gespielt und Dad gefragt, ob er nicht ihre Puppe gesehen hätte. Und als er sie dann schließlich entdeckt hat, habe ich höllischen Ärger gekriegt.«

»Was hat deine Mutter denn dazu gesagt?«, fragte Billie.

»Die war damals schon tot.«

»Was hat er gemacht?«, fragte ich. »Hat er dich geschlagen?« Ich spürte, wie mein Herz schneller schlug und ich Schwierigkeiten mit dem Atmen bekam.

»Wer? Dad?«

»Ja. Du sagtest, du hättest höllischen Ärger bekommen.«

»Das habe ich auch.« Kimberly sah ein wenig beleidigt aus. »Aber geschlagen hat Dad mich nie. Er hat mich mit Worten zur Schnecke gemacht, das konnte er verdammt gut. Ich fühlte mich total schuldig, und dabei hatte ich die verdammte Puppe nicht mal in der Hand gehabt. Du hättest sehen sollen, wie stolz Thelma darauf war, dass sie ihn hinters Licht geführt hatte.«

»Hast du ihr das jemals heimgezahlt?«, fragte ich.

Kimberly warf mir einen seltsam fragenden Blick zu. »Natürlich. Worauf willst du hinaus?«

Ich brachte die Worte kaum über die Lippen, aber ich zwang mich dazu. »Sie hat gesagt, dass du ihr ständig wehgetan hast.«

»Wie bitte?«

»Dass du sie gezwungen hättest ... mit ihr Ringkämpfe zu machen. Du hättest sie auf den Boden gezwungen und in den Schwitzkasten genommen ... bis sie um Gnade gefleht hat ... solche Sachen.«

Kimberly schüttelte grinsend den Kopf. »Das hätte ihr wohl so gefallen.«

»Habt ihr nie miteinander gekämpft?«

»Thelma ist fünf Jahre älter als ich und war mir körperlich immer überlegen. Außerdem hatte sie eine grausame Ader, sodass ich nicht die geringste Lust hatte, mit ihr Ringkämpfe zu veranstalten. Wir haben uns nur einmal wirklich gestritten, und da habe ich sie an den Haaren gezogen, und sie hat mir einen Bleistift in den Arm gestochen. So tief, dass ich zum Arzt musste.«

»Sie sagte, ihr hättet euch ständig am Boden gebalgt.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Vielleicht in einem anderen Leben.«

Fast hätte ich erzählt, dass Thelma behauptet hatte, ihr Vater hätte sie zu nackten Ringkämpfen gezwungen, aber inzwischen war mir ziemlich klar geworden, dass Thelma das alles frei erfunden hatte.

»Dann habt ihr beide euch also über Ringkämpfe zwischen Thelma und mir unterhalten?«

»Ja.«

»Und warum hat sie dir solchen Mist erzählt?«

»Keine Ahnung.«

»Wirklich nicht?«

Ich fühlte mich in die Enge getrieben und wünschte, ich hätte das Thema nicht angeschnitten. Allerdings war ich auch erleichtert darüber, dass Thelma ganz offensichtlich gelogen hatte. Und wenn schon das mit den Ringkämpfen nicht stimmte, dann waren ihre Folter- und Inzestgeschichten wohl erst recht nicht wahr.

Trotzdem konnte ich mich einem gewissen Gefühl des Betrogeneins und der Enttäuschung nicht ganz erwehren. Ein Teil von mir hatte es als ziemlich aufregend empfunden, Kimberly mit solchen Sachen in Verbindung zu bringen.

»Sie muss doch einen Grund gehabt haben«, bohrte Kimberly nach.

»Nicht, dass ich wusste ...«

»Aber ich!«, tönte Connie und warf mir einen ihrer rotzigen Blicke zu. »Ich wette, Thelma wollte ihn dazu bringen, dass er mit ihr in den Clinch geht.«

Fast hätte ich mich dagegen vehement verwahrt, aber ihre Idee hatte auch etwas Gutes: Sie lenkte von der Wahrheit ab. »Naja ... jetzt wo du es sagst - das wollte sie tatsächlich.«

»Aber weshalb denn?«, fragte Billie und verzog den Mund zu einem schiefen Grinsen. Es sah so aus, als wäre sie amüsiert, aber nicht allzu erstaunt.

»Sie hat mich zu einem Ringkampf herausgefordert. Wenn sie gewonnen hätte, hätte ich sie laufen lassen müssen, wenn ich gewonnen hätte, hätte ich sie wieder fesseln dürfen. Sie hat die Hände einfach weggezogen, als ich ihr den Strick gelockert habe.«

»Wieso hast du uns nicht zur Hilfe gerufen?«, fragte Kimberly.

»Weil ihr mich dann für einen Vollidioten gehalten hättet.«

Kimberly verzog das Gesicht und senkte verschämt den Blick. Wahrscheinlich tat es ihr Leid, dass sie mich in der Nacht so behandelt hatte.

»Junge, Junge«, sagte Connie. »Thelma hat dich total durchschaut.«

Ich sah sie an, machte aber nicht den Fehler, sie zu fragen, wie sie das meinte. Aber das half mir nichts.

»Wie meinst du das?«, fragte nämlich Billie.

»Sie wusste genau, womit sie ihn kriegen konnte. Rupert hat nichts anderes im Kopf als Sex. Für einen Ringkampf mit einer Frau würde er alles tun.«

Mir wurde so heiß, als würde mein Gesicht in Flammen stehen. »Unsinn«, sagte ich. »Wir reden schließlich von *Thelma*. Und die ist wirklich die *Letzte*, mit der ich in den Clinch gehen wollte.«

»Ach ja?«

»Sie ist Ekel erregend.«

»Als ob dich so was abschrecken würde.«

»Sprichst du aus Erfahrung?«

»Fick dich ins Knie.«

Kimberly hob eine Hand. »Hört auf zu streiten, Kinder.«

Connie streckte ihr den Stinkefinger entgegen, aber Kimberly ignorierte sie.

»Und hast du dich nun auf den Ringkampf eingelassen oder nicht?«, fragte sie mich.

Ich runzelte die Stirn und überlegte, was ich ihr antworten sollte. »Nun ja ... irgendwie hat sie mich dazu gebracht. Sie hat mich einen Waschlappen und einen Feigling genannt und gesagt, ich hätte Angst, mich einem fairen Kampf zu stellen.«

»Und dann hast du eingewilligt?«, fragte Kimberly.

»Ich musste.«

Billie seufzte. »Du hättest Thelma überhaupt nichts beweisen müssen. Sie hat dich sowieso bloß manipuliert.«

»Wahrscheinlich hast du Recht. Aber es kommt noch schlimmer. Sie wollte nämlich nicht bloß einen Ringkampf mit mir machen, sie wollte auch, dass wir dabei nackt sind.«

»Das hat dir doch bestimmt gefallen!«, sagte Connie.

»Nein, überhaupt nicht! Als sie angefangen hat, sich auszuziehen, habe ich ihr gesagt, dass ich das nicht will. Dass die Vereinbarung nichtig ist und dass es keinen Ringkampf geben wird. Ich wollte, dass sie mir die Hände hinstreckt, damit ich sie wieder fesseln kann, aber darauf hat sie nicht reagiert. Im Gegenteil, sie hat sich weiter ausgezogen, hat die Bluse aufgeknöpft und die Hose heruntergelassen. Ich wusste nicht, was ich machen sollte.«

»Klar, weil du einen Ständer so groß wie das Washington Monument hattest.« Das kam von Connie. Woher auch sonst?

»Stimmt nicht.«

»Wer's glaubt, wird selig.«

»Lass ihn in Ruhe«, sagte Billie.

»Das Problem dabei war, dass ich erst bemerkte, was sie vorhatte, als es schon zu spät war. Ich habe nach der Axt gegriffen, um sie zu *zwingen*, mit dem Unsinn aufzuhören, aber plötzlich hatte sie ein Rasiermesser in der Hand und ist auf mich losgegan-

gen. Es fehlte nicht viel, und sie hätte mich getötet.« Ich sah in Connies Augen, die meinen Blick kritisch erwiderten. »Wenn du mir nicht glaubst, dann lass uns das Rasiermesser suchen. Ich habe es ihr aus der Hand geschlagen, und es müsste eigentlich irgendwo hier im Sand herumliegen.«

Kimberly, die auch an diesem Morgen wieder Keiths Hawaii-hemd trug, griff in die linke Brusttasche, nahm das Rasiermesser heraus und klappte es auf.

»Oh Gott!«, hauchte Billie und verzog das Gesicht.

Auch mir wurde ganz anders, als ich das Ding bei Tageslicht sah und mich daran erinnerte, wie nahe es mir in der Nacht gekommen war. Nur ein paar Zentimeter hatten gefehlt, und Thelma hätte mir damit den Bauch aufgeschlitzt.

»Hat jemand von euch das schon mal gesehen?«, fragte Kimberly und hielt das Rasiermesser zwischen Daumen und Zeigefinger, sodass wir seinen Griff sehen konnten, der meiner Meinung nach aus Perlmutter bestand.

Connie schüttelte den Kopf.

»Sieht gefährlich aus«, sagte Billie.

»Kennst du es?«

»Ich? Nein. Ich habe schon seit Jahren kein solches Rasiermesser mehr gesehen. Mein Vater hat eines gehabt, aber dessen Griff war grün.«

»Und wie steht es mit dir, Rupert?«

»Ich habe es natürlich schon mal gesehen. Gestern Nacht, als Thelma mich damit angegriffen hat.«

»Vielleicht gehört es ja Wesley«, mutmaßte Connie.

Kimberly nickte. »Kann schon sein. Oder Thelma. Auch das wäre möglich.«

»Als ich sie durchsuchte, hatte sie es noch nicht«, sagte Billie. »Das wäre mir bestimmt aufgefallen.«

»Ich glaube trotzdem, dass sie es von Anfang an dabei gehabt hat«, sagte Kimberly.

»Warum hat sie es dann nicht benutzt?«, fragte Connie.

»Hat sie ja«, meldete ich mich zu Wort. »Sie wollte mir damit den Bauch aufschlitzen.«

»Nein, ich meine etwas anderes. Warum hat sie damit nicht ihre Fesseln durchgeschnitten?«

»Vielleicht konnte sie mit gefesselten Händen nicht rankommen«, erwiderte ich.

»Aber sie kann sich losgebunden haben, *bevor* sie zu dir kam«, gab Billie zu bedenken. »Wenn es stimmt, dass sie das Seil festgezogen hat, damit es so aussah, als habe es Kimberly zu stramm gezogen, hat sie es möglicherweise vorher *aufgebunden*.«

Connie zog eine Schnute. »Das wird mir jetzt zu kompliziert.«

»Mir auch«, stimmte ich ihr zu. »Wieso soll sie sich die Fessel aufbinden, damit sie sie wieder fester zuschnüren kann, um dann zu mir zu kommen und mich zu überreden, sie wieder aufzumachen. Das ergibt doch alles keinen Sinn.«

»Doch, ergibt es schon«, sagte Kimberly und nickte, während sie ein paar Sekunden lang auf ihrer Unterlippe herumkaute. Dann sagte sie: »Wir gehen nur von falschen Voraussetzungen aus. Thelma hat sich nicht losbinden lassen, um fliehen zu können. Sie hat die ganze Show nur abgezogen, weil sie Rupert umbringen wollte.«

»Na wunderbar«, sagte ich.

Kimberly hob eine Hand und sah mich an. »Oben an der Lagune hat sie schon einmal versucht, dich zu töten, indem sie einen Felsbrocken nach dir warf. Aber sie hat dich verfehlt und stattdessen Connie getroffen.«

»Das wissen wir aber nur aus *Thelmas* Erzählung«, wandte Billie ein. »Kann gut sein, dass es nicht wahr ist.«

»Ich weiß zwar nicht, was Wesley für einen Plan hat«, sagte Kimberly, »aber es gehört bestimmt dazu, dass erst einmal alle Männer getötet werden. So sehe ich das jedenfalls. Jetzt ist er zu sehr geschwächt, um Rupert selbst zu töten, und deshalb hat er Thelma damit beauftragt. Und weil sie beim ersten Versuch versagt und aus Versehen Connie verletzt hat, hat er sie grün und

blau geschlagen. Daraufhin hat sie - so sagt sie zumindest - ihn getötet und ist zu uns zurückgekommen. Ich glaube ihr kein Wort.«

»Glaubst du auch nicht, dass Wesley sie verprügelt hat?«, fragte Billie.

»Irgendwie *muss* sie ja ihre blauen Flecken gekriegt haben«, meinte Connie.

Kimberly nickte. »Kann sein, dass Wesley was damit zu tun hatte, aber die meisten Verletzungen hat sie sich bestimmt selbst beigebracht.«

»Warum sollte sie so etwas tun?«, fragte Billie.

»Keine Ahnung. Aber erstaunen würde es mich nicht.«

»Hältst du sie für eine Masochistin?«, fragte Billie.

»Das muss sie wohl sein«, schnaubte Connie. »Schließlich hat sie Wesley geheiratet.«

»Aber sie kann sich unmöglich an all den Stellen selbst *gebissen* haben«, gab ich zu bedenken.

»Nicht an allen«, gab Kimberly zu. »Ich schätze mal, die beiden ergänzen sich ganz gut. Schließlich mussten sie uns einen guten Grund präsentieren, weshalb Thelma Wesley umgebracht haben soll. Da mussten die Verletzungen, die er ihr angeblich beigebracht hat, schon ziemlich erheblich erscheinen. Aber sie *muss* sich einige davon selbst beigebracht haben, denn Wesley ist in seinem Zustand bestimmt nicht in der Lage, sie dermaßen zuzurichten. Kann sein, dass er sie gebissen hat, aber er konnte sie auf keinen Fall grün und blau schlagen. Nein, das hat Thelma schon selbst gemacht, zumindest einen Großteil davon.«

»Das ist ja krank«, sagte Connie.

»Nicht unbedingt. Die Verletzungen waren für sie die Eintrittskarte in unser Lager«, erklärte Kimberly. »Nur so konnte sie uns davon überzeugen, dass sie Wesley aus Rache umgebracht hat.«

»Aber wir haben es ihr nicht abgenommen«, sagte ich.

»Nein, nicht ganz. Ich habe immer daran gezweifelt, dass sie dazu fähig ist, Wesley umzubringen, und von Anfang an vermutet, dass er sie geschickt hat, um uns in eine Falle zu locken. Ihr werdet wohl das Gleiche gedacht haben. Und dann haben wir vermutet, dass sie uns in einen Hinterhalt locken wollte, indem sie vorgab, uns zu Wesleys Leiche zu führen.«

»Richtig«, sagte Connie.

»Aber wir haben uns getäuscht. Und zwar gründlich. Thelma kam nicht her, um uns abzulenken oder in eine Falle zu locken. Ihr Besuch hatte von Anfang an nur den einen Zweck: Ganz gezielt einen von uns umzubringen.«

»Und zwar mich«, sagte ich.

»Richtig.«

»Und was bedeutet das?«, fragte Billie.

»Zunächst einmal, dass Rupert Riesenglück gehabt hat.«

»Das kannst du laut sagen.«

»Und außerdem, dass Thelma hundertprozentig zu Wesley steht. Sie ist sogar bereit, einen Mord für ihn zu begehen. Und das macht sie sehr viel gefährlicher, als wir geglaubt haben.«

»Und verdammt hinterhältig ist sie dazu«, sagte ich.

»Das war sie schon immer«, erwiderte Kimberly. »Aber dass sie nicht einmal vor einem Mord zurückschreckt, ist mir neu.«

Billie schüttelte stirnrunzelnd den Kopf. »Meinst du etwa, sie war von Anfang an in seinen Plan eingeweiht?«

»In welchen Plan?«

»Na, das Boot in die Luft zu jagen und uns hier auf dieser Insel stranden zu lassen. Wäre es möglich, dass Thelma und Wesley sich das gemeinsam ausgedacht haben? Langsam frage ich mich das schon. Schließlich war dieser Trip *ihre* Idee.«

»Irgendwie glaube ich das eher weniger«, sagte Kimberly. »Thelma ist zwar eine verdammt gute Schauspielerin, aber meiner Meinung nach hat sie felsenfest daran geglaubt, dass Wesley bei der Explosion umgekommen ist. Sie wusste nicht, was los war, und ist erst in diesen Schlamassel geraten, als sie mitbe-

kommen hat, dass wir ihrem Mann einen Hinterhalt legen wollten. So sehe ich es jedenfalls.«

»Wenn Thelma *nicht* eingeweiht war und es einzig und allein Wesleys Idee war, wie passt Thelma dann in seinen Plan?«, fragte Billie.

Ich ahnte, worauf sie hinauswollte. »Wenn Wesley das alles wirklich des Geldes wegen tut, wie wir vermuten, dann muss er Thelma am Ende auch umbringen«, sagte ich.

»Er *kann* sie ja gar nicht am Leben lassen«, fügte Billie hinzu.

»Schlimm für sie«, sagte Kimberly. »Aber Wesley wird sie erst töten, wenn er sie nicht mehr braucht, und vielleicht hat er es ja auch überhaupt nicht vor. *Wir* vermuten zwar, dass er das alles tut, um als einziger Überlebender das Familienvermögen zu erben, aber einen Beweis haben wir nicht dafür. Und wir wissen auch nicht, was wir noch alles von ihm zu erwarten haben. »

»Ich erwarte, dass er versucht, mich wieder umzubringen«, warf ich ein.

»Damit liegst du vermutlich nicht falsch«, erwiderte Kimberly und lächelte mich an. »Aber wir werden alles tun, um das zu verhindern.«

»Danke.«

»Und *was* tun wir konkret?«, fragte Connie.

»Zunächst einmal gar nichts«, erwiderte Kimberly. »Für heute zumindest. Du bist nicht in der Verfassung, um wieder auf die Jagd zu gehen, und ich bin sicher, dass Rupert den Tag gut gebrauchen kann, um sein Tagebuch nachzutragen.«

»Ist das denn so wichtig?«, maulte Connie.

»Ja, ist es. Ich möchte, dass er immer auf dem Laufenden damit ist. Irgendwie ist es das Einzige, was unsere Geschichte festhält, falls keiner von uns am Leben bleibt.«

»Dass ich nicht lache. Meinst du denn im Ernst, dass Wesley uns alle umbringt und sich dann von Ruperts *Tagebuch* überführen lässt? Das Erste, was der tut, ist dieses blöde Ding verbrennen.«

»Danke, Connie«, sagte ich.

»Ist doch wahr!«

»Außerdem habe ich nicht vor, mich umbringen zu lassen. Ich werde diese Insel lebend verlassen, so wie ihr auch, und dann suche ich mir einen Verleger dafür und bringe es als wahre Abenteuergeschichte heraus. Wir werden alle berühmt, und ich verdiene mit dem Buch eine Stange Geld. Aber eines ist auch klar: Alle, die das Buch lesen, werden erfahren, was für eine Zicke du bist.«

»Dann sollte *ich* es lieber verbrennen.«

»Probier's ...«

»Hört sofort mit dem Unsinn auf, alle beide«, befahl Kimberly.

»Und du lässt die Finger von Ruperts Tagebuch, Connie«, fügte Billie hinzu.

»Nur zu, stell dich nur auf seine Seite«, erwiderte ihre Tochter.

»Das machst du ja sowieso die ganze Zeit schon.«

Das war so in etwa das Ende des Verhörs. Ganz so schlimm, wie ich befürchtet hatte, war es nun auch nicht gewesen.

Weil Thelma mich hatte umbringen wollen, bin ich doch besser aus der Sache herausgekommen, als ich gedacht hatte. Ich war nun nicht mehr der Trottel, der Thelma hat entkommen lassen, sondern der Überlebende eines teuflischen Mordanschlags.

Ehrlich gesagt, ein wenig Angst um mein Leben habe ich jetzt schon.

Dass eine Gefangene jemanden mit einem Rasiermesser angreift, weil sie sich befreien will, ist eine Sache, was gestern Nacht geschehen ist, eine ganz andere. Thelma hat sich windelweich prügeln lassen und uns einen Haufen Lügen aufgetischt, nur um in meine Nähe zu kommen und mir den Bauch aufschlitzen zu können.

Ich kann wirklich von Glück sagen, dass ich noch lebe.

Wievielter Tag? Keine Ahnung

Überlegungen anlässlich der Rückkehr zu meinem Tagebuch

Es war noch dort, wo ich es hinterlassen habe. Also habe ich es aufgeschlagen. Und jetzt schreibe ich wieder etwas hinein.

Keine Ahnung, weshalb ich mir überhaupt die Mühe mache.

Eigentlich nur deswegen, weil irgendwer die Geschehnisse hier auf der Insel aufzeichnen muss. So, wie Kimberly es gesagt hat.

Vielleicht findet eines Tages ja die Polizei dieses Tagebuch. Wann immer das sein mag.

Die Polizei!

Gibt es so etwas überhaupt, hier, am Arsch der Welt? Gibt es hier überhaupt *irgendwas*?

Eines weiß ich sicher: Ich will auf keinen Fall mehr, dass dieses Tagebuch veröffentlicht wird. Dazu ist zu viel vorgefallen.

»Was *ist* denn vorgefallen«, fragt sich ein Leser jetzt vielleicht.

Ich habe *keine Ahnung*.

Seit meinem letzten Eintrag in das Tagebuch sind wohl einige Tage vergangen. Wie viele, kann ich nicht sagen.

Ich habe gerade ein paar Seiten zurückgeblättert, um zu sehen, was ich geschrieben habe und mein Gedächtnis aufzufrischen. Fast kommt es mir so vor, als hätte es ein anderer geschrieben. Und zwar vor Jahren. So viel hat sich inzwischen verändert.

Jetzt ist es mir fast peinlich, zu lesen, was ich geschrieben habe.

Ein Beispiel: *Ich erwarte, dass er versucht, mich wieder umzubringen*. Das klingt so, als hätte er mich schon einmal umgebracht. Aber das ist eigentlich nicht das Problem (In Dialogen darf man sowieso schreiben, was man will, und außerdem ist es völlig

egal, weil das eh niemand lesen wird). Was mir wirklich zu schaffen macht, ist meine naive und schnoddrige Art, in der ich über alles berichtet habe. Ach Gottchen, der gute Wesley. Was? Er will mir ans Leder? Dann muss ich echt dran denken, mich das nächste Mal rechtzeitig zu ducken.

Soll ich sagen, was wirklich passiert ist?

Er hat mich nicht erwischt.

Aber die anderen. Kimberly, Billie und Connie.

Sie sind verschwunden, und ich bin wieder hier am Strand und schreibe mein Tagebuch, quicklebendig und allein.

Hier ein weiteres Juwel aus meinem letzten Tagebucheintrag: *Außerdem habe ich nicht vor, mich umbringen zu lassen.*

Soviel zum Thema Arroganz.

Soviel zum Thema »Wer ist das größte Arschloch weit und breit?«

Soviel zum Thema Prophezeiungen.

Um ehrlich zu sein: Ganz genau weiß ich nicht, ob die Frauen wirklich tot sind. Ich nehme es an, aber ich bin mir nicht sicher. Als ich ausgeschaltet wurde, waren sie noch am Leben, aber was ist danach passiert?

Ich weiß es nicht.

Ich weiß nur, dass sie nicht hier sind.

Und das, glaube ich, halte ich nicht aus. Ich gehe jetzt erst einmal schwimmen. Vielleicht habe ich ja Glück, und ein Hai verspeist mich zum Mittagessen.

Kriegszug

Schon wieder ein Tag vorbei.

Gestern war ich zu kaputt, um noch etwas zu schreiben. Wie schon gesagt: Ich bin geschwommen, draußen vor dem Riff, aber

die Haie haben mich nicht erwischt. Nicht mal eine Flosse habe ich gesehen.

Trotzdem habe ich an Selbstmord gedacht.

An einen von diesen coolen, melodramatischen Selbstmorden, wie man sie in unzähligen schlechten Filmen sieht und bei denen irgend so ein Idiot ins Meer geht und in den Sonnenuntergang hinausschwimmt. Bei so was geht es wohl darum, dass man so lange schwimmt, bis einem die Kräfte ausgehen und man dann irgendwann mal so erschöpft ist, dass man ertrinkt. Ab einem gewissen Punkt ist man verloren, selbst wenn man es sich doch noch anders überlegen sollte.

Ich habe es aus mehreren Gründen nicht getan.

A. Ertrinken ist Scheiße

B. Tot sein ist Scheiße

C. Der einzige Überlebende zu sein ist schlimm, aber nicht schlimmer als der Tod.

D. Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, ob die Frauen wirklich tot sind.

E. Wenn ich mich umbringe, dann kann ich Wesley und Thelma nicht mehr das antun, was ich ihnen gerne antun will.

F. Ob's mir nun gefällt oder nicht: Mir ist nun mal die Rolle des letzten Überlebenden zugefallen, ich bin der Ismael oder Horatio, der die Nachwelt über die gerechte Sache einer edlen, verlorenen Schar zu informieren hat.

Außer dass ich meinen Selbstmord abgeblasen habe, ist gestern nicht mehr allzu viel geschehen. Ich bin geschwommen, habe gegessen, habe geweint, habe geschlafen.

Und heute schreibe ich auf, was uns an unserem achten Tag auf dieser Insel widerfahren ist.

Natürlich nur, soweit ich es weiß.

Am sechsten Tag war Thelma grün und blau geschlagen zum Lager zurückgekehrt und hatte behauptet, Wesley umgebracht zu haben. In der Nacht darauf hatte sie mich mit dem Rasiermesser

angegriffen. Und dann war sie in die Bucht hinausgewatet und weggeschwommen.

Am siebten Tag haben wir lange über das geredet, was in der Nacht zuvor passiert war, und ich habe das alles in mein Tagebuch geschrieben. Ansonsten ist nichts Wichtiges geschehen. Connies Verletzung war der Hauptgrund dafür, dass wir nichts unternommen haben. Aber Connie war auf dem Weg der Besserung.

Die Nacht verlief ohne besondere Vorkommnisse.

An unserem achten Inseltag fühlte sich Connie wieder so fit, dass sie etwas unternehmen wollte. Wir alle wollten das. Und wir wussten, dass es höchste Zeit war, uns Wesley und Thelma zu schnappen.

Wir hofften, dass Wesley inzwischen vielleicht gestorben war.

Dass Thelma uns über seine Ermordung angelogen hatte, war uns allen ziemlich klar. Schließlich hatte sie auch sonst fast nur Lügen erzählt. Trotzdem hielten wir es durchaus für möglich, dass Wesley seinen Verletzungen erlegen war, die wir ihm in der Nacht unseres Hinterhalts zugefügt hatten. Kimberly hatte ihm ihren Speer durch die linke Brust gerammt und ins Hinterteil gestochen. Diese Wunden mussten ihm einen ziemlichen Blutverlust zugefügt haben, vielleicht hatten sie sich auch infiziert und setzten ihn für eine Weile außer Gefecht.

Es konnte aber auch sein, dass er sich inzwischen schon wieder so weit erholt hatte, dass er eine echte Gefahr für uns darstellte.

Wir sprachen über alle diese Möglichkeiten und kamen zu dem Schluss, dass uns Thelma vermutlich mehr Probleme bereiten würde als Wesley.

Am Vormittag des achten Tages brachen wir auf.

Kimberly trug wieder Keiths Hawaiihemd und hatte sich den Tomahawk an einem Strick um den Hals gehängt. Das Schweizer Messer steckte im Bund ihres Bikinihöschens, und den Speer trug sie in der linken Hand.

Billie hatte ihren üblichen schwarzen Bikini und natürlich kein Hemd an. Auf ihrer Brust kreuzten sich der Strick, an dem ihr Tomahawk hing, und der zu drei Schlingen aufgerollte Rest des Seils, mit dem wir Thelmas Hände gefesselt hatten. Wir nahmen es mit für den Fall, dass wir wieder Gefangene machten.

Obwohl Kimberly diejenige war, die Siouxblut in den Adern hatte, sah eher Connie wie eine Indianerin aus, weil sie sich als Verband für ihre Kopfwunde eine Art Stirnband umgebunden hatte. Es bestand aus einem Fetzen ihres alten, zerrissenen T-Shirts, das Billie im Bach gewaschen und in Stücke geschnitten hatte.

Über ihrem Bikinioberteil trug Connie eine Art Weste, die sie sich am siebten Tag mit dem Rasiermesser aus einem Badetuch geschnitten hatte. Die gelb-weiß gestreifte Weste war ärmellos und so kurz, dass sie ein Stück über der Taille endete, aber wenigstens schützte sie Connies Schultern und einen Teil ihres Rückens vor der Sonne und half, den improvisierten Verband an Connies linker Schulter zu fixieren. Trotzdem hatte ich irgendwie den Eindruck, dass der wahre Grund für die Weste der war, dass ich ihre Brüste nicht zu sehen bekommen sollte. Eigentlich hätte sie dann aber auch einen Rock schneiden müssen, denn unterhalb der Weste war sie bis auf das Höschen ihres Stringtangas praktisch nackt. Aber vielleicht wollte sie mich damit ja auch absichtlich aufheizen.

Bevor wir aufbrachen, bot ich ihr an, etwas von Billies restlicher Sonnencreme auf ihr Hinterteil zu schmieren, aber sie sagte mir, ich solle mich verpissen (was ich als Anzeichen dafür wertete, dass es ihr wieder besser ging).

Trotz Weste war Connie ein faszinierender Anblick. So wie die anderen beiden Frauen auch.

Wenn ich daran denke, dass ich möglicherweise keine von ihnen wiedersehe ... Ein schlimmer Gedanke. Ich weiß, es liest sich fürchterlich, aber ich fühle mich irgendwie betrogen.

Sie sind vielleicht tot, und *ich* fühle mich betrogen.

Früher oder später hätte sich bestimmt eine von ihnen in mich verliebt oder hätte sich in ihrer Verzweiflung ...

Oder vielleicht auch nicht. Das kann jetzt niemand mehr sagen.

Sicher ist freilich, dass sie jetzt nicht hier sind, dass ich sie nicht anschauen kann und mir deshalb auch nicht mehr ausmalen will, was ich gerne mit ihnen anstellen würde. Und ich kann nicht mehr mit ihnen reden und sie auch nicht mehr berühren.

Was mir in Erinnerung ruft, dass alle drei mich schon einmal umarmt haben.

Und dass ich Billies und Connies Brüste gesehen habe, aber nie die von Kimberly. Die werde ich jetzt wohl auch nie zu Gesicht bekommen, und ich werde sie auch nie ...

Ich musste eine Weile mit dem Schreiben aufhören.

Es hat mich wahnsinnig deprimiert, und das ist noch milde ausgedrückt. Die drei fehlen mir so sehr. Der Gedanke, dass sie tot sein könnten, ist mir unerträglich.

Aber ich weiß nicht, ob sie *wirklich* tot sind.

Hier auf dieser Insel ist es ein großer Fehler anzunehmen, dass *irgendjemand* tot ist.

Eigentlich müsste ich jetzt nach ihnen suchen. Ich muss herausfinden, ob sie vielleicht doch noch am Leben sind. Wenn sie noch leben, dann werden sie mit ziemlicher Sicherheit gefangen gehalten, und dann muss ich sie befreien. Wenn sie aber tot sind, dann ... weiß ich nicht, was ich tun soll. Nur eines ist sicher: Ganz gleich, ob meine Frauen noch leben oder nicht, auf jeden Fall muss ich Wesley und Thelma töten.

Anstatt hier am Strand herumzuhocken, sollte ich nach ihnen suchen. Zuvor aber muss ich das Tagebuch auf den neuesten Stand bringen für den Fall, dass ich nicht zurückkomme.

Also, weiter mit der Geschichte:

Ich war bei Connie und ihrer selbst geschneiderten Weste. Weil ihre linke Schulter verletzt war, hatte sie das Seil mit dem Tomahawk über die rechte geschlungen. Es verlief quer über ihre

Brust, und die Waffe hing neben ihrer linken Hüfte, und in der linken Hand trug sie ihren Speerspeer, den sie sich zum Fischen geschnitzt hatte.

Was mich anbetraf, so fand ich es zu heiß, um Billies rosa Bluse anzuziehen, weshalb ich mit nacktem Oberkörper loszog. Ich trug Andrews khakifarbene Shorts und keine Badehose darunter. Die Shorts habe ich seit dem Tag, an dem ich sie das erste Mal angezogen habe, nicht mehr abgelegt. Ich finde es praktisch, Taschen zu haben, und außerdem sind die Shorts so weit, dass sie mir große Bewegungsfreiheit gewähren. Übrigens hatte ich auch Schuhe und Socken an.

Mir fällt auf, dass ich noch nicht über Schuhe geschrieben habe. Das kommt daher, dass sie bisher nicht wichtig waren. Wir alle hatten Schuhe, und manchmal zogen wir sie an, und manchmal liefen wir barfuß. Viel mehr gibt es darüber nicht zu sagen.

Als Waffen hatte ich die Axt dabei, und außerdem steckte ein Tomahawk in meinem Gürtel, den Connie mir zurückgegeben hatte. Ansonsten hatte ich noch Thelmas Rasiermesser, das die anderen mir überlassen haben - erstens, weil sie mich damit fast umgebracht hätte, zweitens, weil ich derjenige war, der es Thelma aus der Hand geschlagen hat.

Außerdem hatte Kimberly bereits das Schweizer Messer, Connie wollte das Rasiermesser nicht einmal *anfassen*, und Billie meinte, ich solle es haben, weil ich schließlich der am meisten gefährdete von uns allen sei.

Falsch.

Wie wir uns in dieser Hinsicht doch geirrt haben!

Wie dem auch sei, jedenfalls trug ich das zusammengeklappte Rasiermesser zusammen mit Andrews Feuerzeug und der Tube mit Billies Sonnencreme in einer der vorderen Taschen meiner Shorts mit mir herum. (In der anderen hatte ich Fisch, den wir in der Nacht geräuchert und in ein Stück übrig gebliebene Zellophanfolie eingewickelt hatten.)

So waren wir also gekleidet und ausgerüstet, als wir am Vormittag des achten Tages zur Jagd nach Wesley und Thelma aufbrachen.

Eigentlich waren wir übereingekommen, es erst einmal an der Lagune zu versuchen, wo sich die beiden höchstwahrscheinlich aufhielten, aber Kimberly sagte: »Folgt mir« und ging los in Richtung Meer.

Wir folgten ihr.

»Wo willst du hin?«, fragte ich.

»Es soll nicht so aussehen, als gingen wir zur Lagune«, sagte sie.

»Und wieso das?«, fragte Connie. »Wer soll uns denn beobachten?«

»Wahrscheinlich niemand. Vielleicht aber Wesley und Thelma.«

»Jetzt hör aber auf!«

»Wir gehen einfach ein Stück weit am Strand entlang, damit sie glauben, wir wollen die Insel erkunden.«

»Und dann?«, fragte Connie. »Schleichen wir uns dann von hinten an die Lagune heran?«

»Genau.«

»Blödsinn.«

»Wieso? Ist doch eine gute Idee«, sagte ich.

Connie lachte höhnisch auf.

»Denk doch dran, was letztes Mal passiert ist«, sagte Billie. »Wir wollen nicht noch einmal denselben Fehler machen. Wenn wir jetzt von hinten kommen, können wir sie vielleicht überraschen.«

»Ich finde das nicht so gut«, sagte Connie. »Der Weg ist viel weiter, und wahrscheinlich verlaufen wir uns auch noch.«

Aber wir überstimmten sie.

Kimberly führte uns zu den Felsen, und nachdem wir hinüber geklettert waren, gingen wir weiter am Wasser entlang.

Hin und wieder drehte Connie sich um und schaute nach hinten. »Wie weit willst du denn noch gehen?«, fragte sie Kimberly.

»Bis zu der Landspitze da vorn.«

Es war noch ziemlich weit bis dorthin.

Connie rümpfte die Nase.

»Wenn sie uns wirklich beobachten, werden sie denken, wir wollten am Strand entlang um die Insel gehen«, erklärte Kimberly.

»Vielleicht sollten wir das wirklich tun«, sagte ich.

»Ein andermal. Erst müssen wir Wesley und Thelma unschädlich machen. Sie stellen eine viel zu große Gefahr für uns dar. Wenn sie tot sind, können wir die Insel nach Herzenslust erkunden. Sobald wir die Landspitze umrundet haben, gehen wir in den Dschungel und arbeiten uns wieder zurück, bis wir wissen, wo wir sind.«

»Muss ich da wirklich mit?«, fragte Connie.

»Du bist heute echt keine große Hilfe«, sagte Kimberly. »Ich weiß ja, dass du verletzt bist, aber ...«

»Aber das hindert dich nicht daran, mich für nichts und wieder nichts um die halbe Insel zu hetzen.«

»Lass uns doch tatsächlich um die Insel laufen«, sagte Billie. »Das finde ich eine gute Idee.«

»Stimmt. Aber nicht heute.«

»Wieso eigentlich nicht?«, fragte Billie. »Bis auf ein paar Ausflüge in den Dschungel waren wir immer nur unten am Strand. Wer weiß, was uns woanders alles erwartet.«

»Vielleicht finden wir ja das Dingi«, sagte ich.

Connies Gesicht hellte sich mit einem Schlag auf. »Genau! Und wenn wir es haben, können wir von hier verschwinden.«

»Vielleicht sind wir ja auf gar keiner Insel«, sagte Billie. »Wir könnten ja auch auf einer Halbinsel gestrandet sein.«

»Das *ist* eine Insel«, erwiderte Kimberly. »Dad hat mir die Seekarte gezeigt, bevor wir an Land gingen. Wir sind nicht ein-

mal in der Nähe des Festlands. Hier gibt es weit und breit nichts anderes als Wasser und ein paar kleine Inseln.«

»Trotzdem wissen wir nicht, auf *welcher* Insel wir hier sind und wie groß sie ist«, entgegnete Billie. »Vielleicht ist ein Teil von ihr ja auch bewohnt, vielleicht gibt es ja sogar eine Ortschaft hier.«

»Und Polizei«, sagte Connie, die zusehends munterer wurde. Verletzung hin oder her, für das Dingi oder eine Polizeistation war sie anscheinend bereit, einen noch so langen Marsch auf sich zu nehmen.

Billie nickte. »Es könnte jedenfalls nicht schaden, weiter an der Küste entlang zu gehen und uns umzusehen ...«

»Wie ihr wollt«, sagte Kimberly. »Ich halte das für eine Schnapsidee, aber macht nur. Mir ist es völlig egal, ob hinter der Ecke da vorn eine Großstadt ist oder nicht, ich gehe in den Dschungel und suche Wesley, und ich komme erst wieder heraus, wenn ich seinen Kopf habe.«

Ich konnte nicht anders, ich musste sie mit großen Augen anstarren und fragen: »Seinen Kopf? Meinst du das wörtlich oder im übertragenen Sinn?«

Sie sah mich nur an.

Und ich hatte meine Antwort.

»Meine Güte«, murmelte ich.

Billie machte ein halb ungläubiges, halb amüsiertes Gesicht. »Du hast doch hoffentlich nicht *im Ernst* vor, Wesley den Kopf abzuschneiden, oder?«

»Er hat meinen Ehemann und meinen Vater umgebracht. Weißt du noch, wo wir Dads Leiche übers Riff gezogen haben? Genau dort möchte ich Wesleys Kopf hinbringen und langsam untergehen lassen, damit Dad sieht, dass ich ihn gerächt habe.«

Mir gefiel das überhaupt nicht.

Auch ich wollte zwar, dass Wesley getötet wurde, aber dass Kimberly sich einen so bizarren und grausigen Plan zurechtgelegt

hatte, beunruhigte mich doch ziemlich. Es sah so aus, als hätte sie ausgiebig darüber nachgedacht.

Von dieser düsteren, unheimlichen Seite hatte ich sie bisher noch nicht kennen gelernt.

Connie blickte ihre Halbschwester an, als wäre sie soeben mit einer fliegenden Untertasse gelandet. Dann fing sie leise an zu summen: »Du-di-do-do, Du-di-do-do.« Es war die Erkennungsmelodie von *Twilight Zone*, die ich schon öfter von ihr gehört hatte. Was ich nicht wusste, war, dass sie die Stimme von Rod Serling erstaunlich gut nachmachen konnte: »Und da ist sie, Kimberly Dickens, Cheerleader und Ballschönheit, liebende Tochter und ergebene Ehefrau. Für ein harmloses Picknick kam sie auf eine tropische Insel, wo sie aber rasch erkennen musste, dass sie in eine düstere Schattenwelt voll primitiver Triebe und Lüste geraten war, die ...«

»Lass den Scheiß«, sagte Kimberly.

»Und was ist mit dir? Du verkündest hier, dass du jemanden *den Kopf abschneiden* willst!«

»Hast du damit ein Problem?«

»Mit *dir* habe ich ein Problem, Kimberly. Du machst mir echt Angst, wenn du davon redest, dass du jemanden köpfen willst - auch wenn es Wesley ist. Da frage ich mich ernsthaft, ob du noch alle Tassen im Schrank hast.«

Kimberly sah sie stirnrunzelnd an. »Wahrscheinlich hast du Recht. Ich sollte so etwas nicht sagen.« Sie schaute uns allen nacheinander ins Gesicht. »Tut mir Leid, ich habe mich gehen lassen. Aber keine Angst, ich bin nicht verrückt geworden.«

»Ich hatte selber auch schon ziemlich schlimme Fantasien«, sagte Billie. »Habe mir vorgestellt, was ich Wesley am liebsten alles antun würde. Da waren schlimmere Sachen bei, als ihm den Kopf abzuschneiden.«

»Gut, ich hatte auch schon solche Fantasien«, gab Connie zu und meinte, an Kimberly gewandt: »Der Unterschied ist nur, dass *du* es ernst meinst.«

»Wir werden sehen«, erwiderte Kimberly und setzte sich wieder in Bewegung die Küste entlang.

Billie, Connie und ich gingen ihr schweigend hinterher.

Kimberly hatte uns alle drei ziemlich erschreckt.

Unser Schweigen musste sie beunruhigt haben, denn nach einer Weile blieb sie stehen. »Was ist denn mit euch los?«, fragte sie stirnrunzelnd.

»Nichts«, sagte ich.

»Alles in bester Ordnung«, meinte Connie.

Billie schüttelte bloß den Kopf.

Kimberly machte einen Schritt auf uns zu. »Mein Gott, Leute, ich habe doch bloß *Spaß* gemacht. Okay? Ihr tut ja so, als hätte ich Schaum vor dem Mund gehabt. Ich schneide niemanden den Kopf ab, verstanden? Gut, ich hätte es nicht sagen sollen, denn jetzt glaubt ihr alle, ich wäre total übergeshnappt. Und überhaupt, was wäre schon groß dabei, wenn ich dem Mistkerl *wirklich* den Kopf abschneiden würde? Er hat schließlich meinen Mann getötet und Dad mit der Axt den Schädel gespalten! Findet ihr das etwa in Ordnung? Und wenn euch das Köpfen so grausam vorkommt, dann wartet erst mal ab, was ich tun werde, *bevor* ich ihm den Kopf abschneide. Falls wir es schaffen, ihn lebend zu fangen, werde ich ihm die Haut abziehen, und zwar bei lebendigem Leib. Er soll ganz langsam sterben, der Drecksack, und er soll schreien, bis er heiser ist und uns anfleht, ihn zu töten. Er wird für den Tod von Dad und Keith teuer bezahlen, das kann ich euch sagen. Und wenn ihr jetzt glaubt, ich wäre verrückt, dann werdet ihr euch noch wundern. Ihr habt ja keine *Ahnung*, zu was ich alles fähig bin.«

Wir starrten sie alle drei entgeistert an.

Kimberly wedelte auf einmal mit dem Arm, als wolle sie drei lästige Fliegen verscheuchen. »Verschwindet!«, rief sie. »Geht mir aus den Augen und lasst mich in Ruhe. Mit Wesley und Thelma werde ich schon alleine fertig, da brauche ich keine Zuschauer, die sich vor lauter Angst in die Hose machen. Von euch

hat doch keiner den Mumm, die beiden wirklich fertig zu machen. Also verschwindet! Los! Haut ab!« Sie wedelte wieder mit dem Arm, dann drehte sie sich um und rannte fort.

»Warte!«, rief Billie. »Hey! Bleib stehen!«

»Ach, lass sie doch«, sagte Connie.

»Kimberly!«, schrie ich.

Sie rannte weiter.

Billie lief ihr hinterher.

»Mom!« rief Conny.

Weil Billie keine Chance hatte Kimberly einzuholen, rannte auch ich los. Obwohl ich die schwere Axt mit mir herumschleppte, war ich nach ein paar Metern auf Billies Höhe. Kimberly freilich war schneller als ich, obwohl es so aussah, als ob sie noch gut an Geschwindigkeit hätte zulegen können.

»Verdammt noch mal!«, schrie Connie uns hinterher. »Seid ihr jetzt alle verrückt geworden? Kommt sofort zurück.«

Billie schaute über die Schulter nach hinten.

Ich auch.

Connie war einfach stehen geblieben. Der Abstand zu ihr wurde immer größer.

Billie blieb stehen.

Ich rannte an ihr vorbei.

»Lass die Axt fallen, sonst holst du sie nie ein«, keuchte sie.
»Du musst sie aufhalten.«

Ich warf die Axt in den Sand und rannte so schnell ich konnte.
»Bleib stehen!«, rief ich Kimberly hinterher. »Wir kommen mit dir! Du bist nicht verrückt! Bitte! Renn nicht weg!«

Es nützte nichts.

Das Schreien brachte mich nur unnötig außer Puste, also hörte ich auf damit.

Langsam holte ich immer weiter auf.

Kimberly *ließ* mich aufholen.

Aber nicht so weit, dass ich sie zu fassen bekam.

Sie rannte so, dass sie immer drei Schritte vor mir war.

Ich sah, wie ihre schwarzen Haare im Wind wehten. Ich sah, wie sich ihre Gesäßmuskeln unter den bunten Hemdzipfeln spannten und entspannten. Und wie mühelos sie ihre schlanken Beine bewegte.

Im Laufen hielt sie den Speer in ihrer linken Hand auf Hüfthöhe parallel zum Boden, während die rechte den Tomahawk festhielt, damit er an seiner Seilschlinge nicht gegen ihre Hüfte schlug.

Auch ohne die Arme zu bewegen lief sie so schnell, dass ich sie nicht einholen konnte.

»Gib auf, Rupert«, rief sie mir über die Schulter zu. »Geh zurück zu den anderen.«

»Ich komme mit dir.«

»Vergiss es.«

»Bleib doch stehen, bitte«, keuchte ich. »Du bist doch ... die ... die immer sagt ... wir ... dürfen uns ... nicht trennen.«

»Ich kann dich nicht gebrauchen.«

»Bitte, warte.«

»Ich rechne auf *meine* Art mit Wesley ab. Und da will ich mir nicht ständig euer Gewinsel anhören.«

»Wir ... winseln nicht.«

»Vergiss es. Ihr habt eure Chance gehabt. *Adios, Amigo.*«

Sie beschleunigte, und ich warf mich mit einem verzweiferten Satz nach vorn. Anstatt wenigstens einen der hinter ihr herwehenden Zipfel von Keiths Hawaiihemd zu fassen zu kriegen, schlug ich langgestreckt in den Sand und rutschte auf dem Bauch noch einen guten halben Meter weiter, bis ich liegen blieb.

Der Aufprall hatte mir den Atem geraubt.

Ich hob den Kopf und sah Kimberly hinterher, wie sie weiter den Strand entlang lief. Sie hatte den Speer hoch über ihren Kopf gehoben und bewegte ihn wie ein angreifender Zulukrieger triumphierend auf und ab.

Vermisste

Ich blickte Kimberly nach, bis sie hinter der Felsspitze verschwunden war. Dann stand ich auf, wischte mir den Sand vom Körper und ging langsam zurück zu Billie und Connie. Billie war gut hundert Meter hinter mir, und zwischen ihr und Connie mochten noch einmal weitere hundert Meter liegen.

Wir waren so weit auseinander gezogen, dass es ein Leichtes gewesen wäre, einen von uns auszuschalten, ohne dass die anderen ihm rechtzeitig hätten zur Hilfe kommen können. Also beschleunigte ich meine Schritte und ließ den Rand des Dschungels nicht aus den Augen.

Connie machte keinerlei Anstalten, zu ihrer Mutter aufzuschließen. Sie blieb wie angewurzelt stehen und schaute uns zu.

»Fast hättest du sie erwischt«, sagte Billie, als ich mich ihr auf Hörweite genähert hatte.

»Es hat nur so ausgesehen«, erwiderte ich kopfschüttelnd. »Sie hat mich absichtlich an sich herankommen lassen.«

»Unglaublich, dass sie uns einfach im Stich lässt.«

»Sie möchte die beiden alleine jagen.«

Billie gab mir die Axt. »Das dürfen wir nicht zulassen.«

»Wir haben keine andere Wahl.«

»Doch. Wir können uns ihr anschließen.«

»Das schon. Aber dazu müssen wir sie erst finden.«

»Sie ist auf dem Weg zur Lagune«, sagte Billie. »Lass uns ebenfalls dorthin gehen.«

»Auf welchem Weg?«, fragte ich.

»Was meinst du?«

»Ich würde den direkten Weg zur Lagune nehmen.«

»Geradeaus den Bach entlang?«

»Ja. So kommen wir am schnellsten hin. Vielleicht kommen wir sogar vor ihr dort an.«

Billie schenkte mir ein klägliches Lächeln. »Wollen wir das denn?«

»Warum nicht? Wenn wir vorsichtig sind ...«

»Ich möchte lieber nicht angegriffen werden, wenn Kimberly uns nicht helfen kann.«

»Ich denke, wir könnten uns schon verteidigen. Schließlich sind wir zu dritt und sie nur zu zweit. Und wenn die uns nicht überraschen, dann ...«

Inzwischen waren wir bei Connie angelangt.

»Was ist denn los?«, fragte sie.

»Kimberly will die beiden alleine jagen«, erklärte ich.

»Oben an der Lagune?«

»Ich denke schon.«

»Okay. Dann gehen wir jetzt zurück zum Lager, oder?«

»Ja und nein«, erwiderte ich.

»Was soll das heißen?«

»Das soll heißen, dass wir von dort aus am Bach entlang weiter zur Lagune gehen«, erklärte Billie.

»Wieso denn das?«

»Weil Rupert und ich es so beschlossen haben.«

»Aber Kimberly will uns doch sowieso nicht dabeihaben. Warum tun wir ihr dann nicht den Gefallen und halten uns aus der Sache raus?«

»Weil sie dann alleine gegen zwei kämpfen müsste«, sagte ich.

»Nur wenn Wesley inzwischen nicht ins Gras gebissen hat.«

»Selbst *wenn* er tot ist, bleibt immer noch Thelma. Und die kann auch ganz schön gefährlich sein.«

Connie grinste mich unverschämt an. »Thelma hat keine Chance gegen Kimberly. Bei dir war das anders, da hat sie gewusst, wo deine Schwachpunkte sind.«

»Hört auf zu streiten«, mischte Billie sich ein. »Wir gehen zur Lagune und damit basta.«

»Ach ja?«

»Ja.«

»Sei dir da mal nicht so sicher.«

Billie warf ihr einen verärgerten Blick zu, sagte aber nichts. Eine Zeit lang schwiegen wir alle drei.

Erst als wir fast am Lager angekommen waren, wandte sich Connie an ihre Mutter. »Ist wirklich ein tolles Gefühl zu wissen, dass dir Kimberly wichtiger ist als ich.«

»Was soll jetzt das schon wieder?«

»Ich habe fürchterliches Kopfwahl, und die Schulter tut mir auch weh. Ich bin völlig am Ende, aber du hetzt mich hinauf zur Lagune, bloß um der blöden Kimberly zu helfen, die das nicht einmal *will*.«

»Ob sie es will oder nicht, sie *braucht* unsere Hilfe.«

»Quatsch. Sie ist vor uns *davongelaufen*. Und jetzt sollen wir uns auch noch in Gefahr begeben wegen ihr? Wieso denn?«

»Du weißt, warum.«

»Ach ja? Das ist mir neu.«

»Kimberly ist deine Schwester.«

»Meine *Halbschwester*.«

»Wenn dich dein Vater hören könnte!«

»Kann er aber nicht mehr. Und ich mag es nicht, dass du mir das ständig um die Ohren haust.«

»Andrew war Kimberlys Vater ebenso wie deiner.«

»Na und?«

»Wenn du nicht mitkommst, muss ich auch hier bleiben. Ich lasse dich nicht allein zurück.«

»Wunderbar.«

»Du *musst* das für sie tun.«

»Ach ja? Muss ich das? Was hat Kimberly denn jemals für mich getan?«

Die beiden funkelten sich böse an.

»Zum Beispiel hat sie dich fast großgezogen.«

»Ach, hör doch damit auf ...«

»Wegen dir ist sie zu Hause geblieben, anstatt woanders aufs College zu gehen.«

»Das habe ich nie von ihr verlangt.«

»Nein, aber sie hat es freiwillig getan.«

»Ja, weil es ihr Spaß gemacht hat, mich unter der Fuchtel zu halten.«

Ich konnte nicht anders, ich musste die Frage stellen. »Warum ist Kimberly denn nicht aufs College gegangen?«

»Weil sie bei ihrer Familie bleiben wollte«, erklärte Billie. »Sie hat es zwar nie so klar gesagt, aber das war meiner Meinung nach der Grund. Am Geld ist es jedenfalls nicht gescheitert, wir hätten es uns leisten können, sie auf jedes College zu schicken, und die Noten dazu hatte sie auch. Ich glaube wirklich, dass sie fast ausschließlich wegen Connie geblieben ist.«

»Alles meine Schuld«, sagte Connie und hob die Hand.

»Nein, natürlich nicht. Du warst damals erst elf oder zwölf Jahre alt. Als Kimberly in deinem Alter - oder ein, zwei Jahre älter - war, ging Thelma von zu Hause fort aufs College. Kimberly hat Thelma wahnsinnig gern gehabt und sehr darunter gelitten.« Billie wischte sich eine Träne aus dem Auge. »Sie konnte dir das einfach nicht ... *antun*. Ihr beide habt euch so nahe gestanden. Sie wusste, wie sehr du sie vermissen würdest.«

Jetzt wurden auch Connies Augen feucht. »Dann ist es also *doch* meine Schuld.«

»Sei nicht albern. Sie hat dich geliebt, das ist alles. Und sie wollte dich nicht allein lassen, ohne größere Schwester. Wenn sie fort aufs College gegangen wäre, hätte sie dich vermisst. Sehr sogar.« Billie sah mich an und fuhr sich noch einmal mit dem Handrücken über die Augen. »Das ist der Grund«, sagte sie.

Alles, was ich herausbrachte, war ein mattes »Ach so.«

Billie hörte auf zu weinen, aber Connie heulte noch ein paar Minuten lang weiter. Als auch sie damit fertig war, rieb sie sich die Augen und sagte: »Ich glaube *immer* noch nicht, dass Kimberly unsere Hilfe braucht, aber wenn ihr wollt, dann gehe ich mit. Was bleibt mir auch anderes übrig? Ich hoffe nur, dass wir ihr nicht schon wieder die Tour vermässeln.«

Seltsam war, dass Connie nach all ihrem Gemecker sogar die Führung übernahm.

Offenbar hatte sie sich das, was Billie ihr gesagt hatte, doch zu Herzen genommen und sah Kimberly jetzt nicht mehr ausschließlich als die ältere Halbschwester an, die nur deshalb auf der Welt war, um sie zu ärgern, herumzukommandieren und ihren Freunden den Kopf zu verdrehen. Auf einmal schien selbst sie es sehr eilig zu haben.

Während sie uns am Bach entlang in den Dschungel führte, kam es mir so vor, als ob sie wie durch Zauberei plötzlich all ihre Egozentrik abgestreift hätte. Alles, was jetzt für sie zu zählen schien, war das Band zwischen ihr und Kimberly.

Für kurze Augenblicke konnte sie manchmal wunderbar menschlich sein.

Ich kannte sie und wusste, dass das nie lange anhielt, aber trotzdem ertappte ich mich dabei, dass ich sie auf einmal wieder *mochte*.

Ihren Körper hatte ich ja schon die ganze Zeit über gemocht - vom Kinn abwärts war sie vollkommen in Ordnung. Auch ihr Gesicht war nicht hässlich, aber ihr Hirn braute ständig irgendwelche nervtötenden Gedanken zusammen, und ihr Mund sprach sie aus. Ihre Worte und ihre Gedanken waren das, was ich an ihr nicht mochte. Und natürlich die Taten, die auf diesen Gedanken basierten.

Als Connie uns an jenem Tag durch den Dschungel führte, war das anders. Da mochte ich *alles* an ihr.

Und sie blieb sogar so.

Weil sie keine Chance mehr hatte, wieder in ihr altes Selbst zurückzufallen.

Die selbstgefällige, egozentrische, nervtötende und aufdringliche Ziege war für immer von der Bühne abgetreten.

Irgendwie wünschte ich fast, sie hätte sich in ihren letzten paar Stunden *nicht* in einen fürsorglichen, anständigen Menschen verwandelt, denn dann würde sie mir jetzt vielleicht nicht so fehlen.

Andererseits ist es eine gute - nein, eine wunderbare - Sache, dass sie nicht bis an ihr Ende eine Nervensäge blieb.

Mein Gott, wie sehr sie mir fehlt!

Sie fehlt mir fast mehr als Billie und Kimberly.

Nein, das stimmt nicht. Was mache ich mir eigentlich vor?

Connie fehlt mir sehr, aber Billie und Kimberly vermisse ich noch mehr. Der Gedanke, dass ich sie vielleicht nie wieder sehen werde, ist mir unerträglich.

Aber was mache ich?

Ich sitze hier und schreibe in mein Tagebuch, anstatt nach ihnen zu suchen.

Warum nur?

Ganz einfach. Wenn ich nach ihnen suche, bringt man mich womöglich um. Ich bin schon beim letzten Mal nur mit knapper Not dem Tod entronnen.

Hier im Lager bin ich ziemlich sicher.

Wesley und Thelma glauben, dass ich tot bin, und das wird wohl noch eine Zeit lang so bleiben.

Und dann ist da noch etwas.

Ich möchte eigentlich nicht herausfinden, dass die Frauen tot sind.

Das halte ich nicht aus.

Es ist besser, wenn ich es nicht weiß. Dann kann ich mich wenigstens an die vage Hoffnung klammern, dass sie vielleicht doch überlebt haben.

Oder zumindest die eine oder andere von ihnen.

Wenn wenigstens *eine* von ihnen noch leben würde ...

Wenn ich es mir aussuchen könnte, für welche würde ich mich wohl entscheiden? Vermutlich nicht für Connie, schätze ich mal, die hat mich zu lange schlecht behandelt. Und außerdem ist sie nicht mal annähernd so attraktiv wie ihre Mutter oder ihre Halbschwester. Connie ist nicht hässlich, aber die anderen beiden sind echte Schönheiten.

Es stehen also Billie und Kimberly zur Wahl.

Aber es wäre ja krank, wenn ich mich vor die Entscheidung stellte, welche von ihnen sterben muss. Formulieren wir die Frage also lieber so: mit welcher würde ich lieber hier auf dieser Insel leben, bis wir gerettet werden?

(*Falls* wir jemals gerettet werden, was mir von Tag zu Tag unwahrscheinlicher vorkommt. Mein Gott, was ist eigentlich, wenn ich bis ans Ende meiner Tage hier auf dieser Insel bleiben muss? Und dann vielleicht auch noch ohne eine von den Frauen? Ich allein? Keine Ahnung. Ich mache jetzt weiter damit, welche von ihnen ich mir aussuchen würde.)

Kimberly oder Billie?

Keine leichte Entscheidung.

Kimberly kann manchmal ziemlich hitzköpfig sein. Und außerdem knallhart und Furcht einflößend, und außerdem kommandiert sie einen gerne herum. Die würde mir sagen, wo es lang geht. Was vielleicht nicht das Schlechteste wäre.

Billie hingegen ist viel umgänglicher. Sie ist lieb, freundlich und mitfühlend. Wir würden bestimmt gute Freunde sein. Schließlich sind - waren - wir das ja schon. Sehr gute sogar, meiner Meinung nach.

Natürlich wäre es wohl das Gescheiteste, wenn ich mich für Billie entscheiden würde. Wir würden wunderbar miteinander auskommen. Und der Sex mit ihr ist bestimmt fantastisch. Sie hat einen fabelhaften Körper, was sie auch weiß, und wahrscheinlich ist sie ganz scharf darauf, ihn jemandem hinzugeben.

Und trotzdem würde ich alles für ein einziges Mal mit Kimberly geben.

Hey, Moment mal. Was mache ich da? Ich tue ja so, als könnte ich mir eine von ihnen aussuchen, dabei muss ich froh sein, wenn überhaupt irgendeine Frau was von mir will.

Als Versager darf man nicht wählerisch sein.

Apropos Versager: ich sollte jetzt endlich mit diesen Spielchen aufhören und mich auf die Suche nach Kimberly, Billie und Connie machen.

Aber das kann ich erst, wenn ich mein Tagebuch nachgetragen habe. Aber das sage ich mir schon die ganze Zeit, und langsam kommt es mir fast wie eine Ausrede vor, um länger im Lager bleiben zu können.

Wenn ich über die drei Frauen schreibe, erinnere ich mich an sie. Ich beschreibe, was sie getan haben, was sie gesagt haben, was sie anhatten und wie sie aussahen. Es ist fast so, als wären sie wieder bei mir.

Wenn ich über sie schreibe, habe ich sie in meiner Nähe.

Hey, da kommt mir ein Gedanke. Vielleicht sollte ich *niemals* aufhören, über sie zu schreiben, und wenn mir der Stoff ausgeht, erfinde ich einfach etwas, nur um weiter schreiben zu können.

Mein Tagebuch könnte so zum literarischen Winchester House werden. Ich mache einfach immer weiter und baue meinen Gespenstern ein Zimmer nach dem anderen.

Keine schlechte Idee, aber dazu brauche ich eine Menge Papier.

Wenn es mir ausgeht, kann ich im Sand weiterschreiben.

Hier liegt einer, dessen Name in den Sand geschrieben steht.

War das nicht die Grabinschrift von irgendjemandem? Von Keats, vielleicht?

Aber das führt nun wirklich zu weit. Jetzt bin ich zu müde und viel zu deprimiert, um noch weiter zu schreiben. Außerdem ist es fast dunkel.

Ich werde jetzt aufhören.

Morgen schreibe ich dann auf, wie wir besiegt wurden. Dann ist das Tagebuch auf dem neuesten Stand, und ich muss mir überlegen, was ich mache.

Noch ein Zimmer an mein Winchester House bauen?

Du meine Güte!

Ich frage mich, ob sie wirklich tot sind.

Und wenn nicht, was geschieht mit ihnen - was wird ihnen *angetan* -, während ich hier an diesem einsamen Strand sitze und in mein Tagebuch kritzle?

Nachtreise

Ein neuer Tag.

Vergangene Nacht wurde ich mutig. Aus purer Verzweiflung.

Und so ist dieses Kapitel noch nicht unserer Niederlage gewidmet.

Mir soll das Recht sein. Ich freue mich sowieso nicht gerade darauf. Ich komme schon noch dazu, aber nicht gleich.

Stattdessen wird dieses Kapitel von dem handeln, was vergangene Nacht geschehen ist.

Nach Einbruch der Dunkelheit bin ich den Bach hinaufgegangen, um mir noch einmal den Ort unserer Niederlage anzusehen.

Zuerst war es wohl der Versuch, mich nicht mehr wie ein wertloser Versager zu fühlen. Ich wollte etwas tun. Durch die Nacht schleichen und die Orte aufsuchen, an die ich so schreckliche Erinnerungen hatte. Ich wollte mich dem stellen, was uns zugestoßen ist und vielleicht ein paar Antworten darauf finden, wie es geschehen konnte.

Vielleicht würde ich ja sogar meine Frauen finden.

Vielleicht auch ihre Leichen.

Vielleicht würde ich auf Wesley und Thelma stoßen und Gelegenheit haben, ihnen die Kehlen durchzuschneiden.

Ich hatte immer noch mein Rasiermesser.

Ich war Rambo.

Ich war so lange Rambo, bis ich das mondbeschienene Lager hinter mir gelassen hatte. Sobald ich im nächtlichen Dschungel den Bach aufwärts watete, verwandelte ich mich wieder in einen kleinen Feigling. Bis auf ein paar schwach beleuchtete Stellen, an

denen es das Mondlicht schaffte, das dichte Blätterdach zu durchdringen, war es hier vollkommen dunkel.

Nach ein paar Metern überlegte ich mir, ob ich nicht lieber umkehren sollte. In der Dunkelheit war es leicht möglich, zu straucheln und sich an einem der Steine im Bach den Kopf aufzuschlagen.

Trotzdem ging ich weiter. Ich ging geduckt, machte nur kleine Schritte und hielt beide Arme ausgestreckt nach vorne, um mich bei einem Sturz gleich abfangen zu können.

Auf diese Weise kam ich nur sehr langsam voran.

Ich fiel auch wirklich ein paarmal hin und schlug mir Hände und Knie auf, aber schlimmere Verletzungen blieben mir erspart.

Oft blieb ich stehen, um zu rasten, mich gerade hinzustellen und meine Glieder zu strecken. Nach einer Weile beugte ich mich dann wieder nach vorn und ging weiter. Trotz meiner Pausen ermüdete mich das gebückte Gehen sehr. Als ich auch noch Rückenschmerzen bekam, beschloss ich, aller Gefahr zum Trotz aufrecht zu gehen.

Es tat mir gut.

Obwohl es mir nun mehr wehtat, wenn ich hinfiel, war ich stolz auf meinen Mut, und ich beschleunigte sogar meine Schritte.

Manchmal hatte ich das Gefühl, als würden Billie, Kimberly und Connie mit mir durch diese Nacht gehen. Obwohl ich sie nicht sehen konnte, waren sie oft um mich herum. Vor mir, hinter mir und neben mir.

Manchmal aber fühlte ich mich allein.

Schlimmer als allein.

Manchmal kann einem das Alleinsein ein Gefühl von Geborgenheit und Frieden vermitteln, aber wenn man das Gefühl hat, dass einem irgendwo in der Dunkelheit jemand auflauert oder sich leise anschleicht, wird das Alleinsein zur Qual. Man hat niemanden, der einem helfen könnte, keinen sicheren Ort, an den

man fliehen könnte. Man kann nur in Bewegung bleiben und auf das Beste hoffen.

Diese Art Alleinsein jagt einem eiskalte Schauer über den Rücken. Sie verursacht Gänsehaut, stellt einem die Haare auf und gibt einem manchmal das Gefühl, als greife einem eine eiskalte Hand von unten zwischen die Beine. So fühlte ich mich bisweilen, als ich letzte Nacht durch die pechschwarze Dunkelheit den Bach hinaufwatete.

Manchmal mehr, manchmal weniger.

Voll eiskalter Angst, wenn ich mich einsam fühlte, erfüllt von einem warmen Gefühl der Sicherheit, wenn ich mir einbildete, dass die Frauen bei mir waren.

Ich wusste, dass mir nur mein Gehirn etwas vorspielte, aber ich konnte nichts dagegen tun.

Manchmal schrie ich vor Angst und rannte wie ein Irrer, bis ich strauchelte und hinfiel, manchmal, inmitten meiner Phantomfrauen, genoss ich die Dunkelheit dieser warmen Tropennacht.

In dieser Stimmung war ich gerade, als ich an der Lagune ankam und den vom Mond beschienenen Felsen sah, auf dem sich vor Tagen Kimberly flach hingelegt und die Lagune nach unseren Feinden abgesucht hatte. Ich kletterte ihn hinauf und legte mich genauso hin wie Kimberly damals. Durch Andrews Shorts und Billies rosa Bluse konnte ich die Wärme spüren, die der Felsen tagsüber gespeichert hatte, ein Gefühl, als wäre es Kimberlys Wärme, die mich sanft durchdrang. Auf einmal war mir Kimberly ganz nah.

Ich wusste natürlich, dass ich mir das alles nur einbildete. Aber diese Einbildung war angenehm und gab mir Kraft. Warum sollte ich darauf verzichten?

Langsam ließ ich meinen Blick über die Lagune wandern.

Das Wasser war tiefschwarz außer an den Stellen, auf denen das Mondlicht glitzerte, aber es war keine abschreckende Schwärze.

Im Gegenteil. Ich konnte es kaum abwarten, in dieses Wasser zu steigen, aber ich rief mir in Erinnerung, dass ich nicht zum Schwimmen hergekommen war, sondern um die Frauen zu suchen.

Und zwar auf der anderen Seite der Lagune, ein ganzes Stück den Bach entlang oberhalb des Wasserfalls, wo ich sie zuletzt gesehen hatte.

Um dorthin zu gelangen, musste ich die Lagune durchqueren.

Ich richtete mich auf und sah mich um. Nirgends war ein Feuerschein oder irgendetwas anderes zu entdecken, das auf die Anwesenheit von Menschen hätte schließen lassen. Außer dem üblichen Gekreische und Gequieke aus dem Dschungel (von wem auch immer es kommen mochte) sowie dem leisen Plätschern des Wasserfalls auf der anderen Seite der Lagune waren nur die Geräusche von Vögeln und Insekten zu hören.

Ich freute mich auf den Wasserfall, sehnte mich danach, nackt unter ihm zu stehen und mir in dieser warmen Nacht das Wasser auf den Kopf prasseln zu lassen.

Also zog ich die Shorts aus und legte sie auf einen flachen Felsen in Ufernähe. Dann fiel mir das Rasiermesser ein, das in einer der Taschen steckte und das ich nicht zurücklassen wollte.

Was, wenn es mir jemand stahl? Was, wenn mir Wesley oder Thelma über den Weg liefen? Wie sollte ich mich ohne eine Waffe gegen sie verteidigen?

Nachdem ich eine Weile nachgedacht hatte, zog ich mir den rechten Socken wieder an und steckte das Rasiermesser hinein. Genauso hatte ich Andrews Schweizer Messer mit auf den Baum genommen, um Keiths Leiche abzuschneiden. Mir fiel plötzlich ein, dass das jetzt mehr als eine Woche her war, aber es kam mir so vor, als wäre es erst gestern geschehen. Ich glaubte, noch die raue Rinde des Baumes an meinem Körper zu spüren und Keith vor mir zu sehen, wie er da mit schiefem Kopf an seinem Seil baumelte ...

»Denk nicht dran«, sagte ich, und obwohl es nur geflüstert war, machte der Klang meiner Stimme mich nervös.

Wer außer mir hatte sie vielleicht noch gehört?

Ich richtete mich auf und lauschte angestrengt in die Dunkelheit. Auf einmal fühlte ich mich hier am Ufer der Lagune ungeschützt und verwundbar. Ich stellte mir vor, dass irgendwo in der Dunkelheit jemand lauerte, der mich beobachtete und sich langsam näher schlich.

So schnell ich konnte, kletterte ich von dem Felsen hinunter ins Wasser und watete hinaus in die Lagune. Rasch waren meine Beine verschwunden, und kurze Zeit später sah ich aus, als hätte mich ein Zauberer oberhalb der Taille abgesägt.

Sofort fühlte ich mich sicherer.

Auf diese Weise konnte ich jederzeit auch ganz verschwinden.

Meine verkrampften Muskeln entspannten sich, und eine angenehme Wärme breitete sich in meinem ganzen Körper aus.

Je tiefer das Wasser wurde, desto besser fühlte ich mich. Als es mir bis zum Hals reichte, wusste ich, dass man mich vom Ufer aus nur noch schwer würde erkennen können.

Ich war praktisch unsichtbar geworden.

Falls mir überhaupt jemand zusah, konnte er nur noch meinen Kopf sehen.

Ich tauchte unter, und jetzt fühlte ich mich unbesiegbar. Mochten im Dschungel da draußen auch noch so gefährliche Feinde auf mich lauern, hier im warmen, dunklen Wasser war ich vollkommen sicher vor ihnen. Hier konnten sie mir nichts anhaben.

Ich holte noch einmal tief Luft, tauchte wieder unter und schwamm mit ruhigen, kräftigen Zügen unter Wasser auf den Wasserfall zu. Obwohl mir nach einer Weile die Lunge wehtat, tauchte ich erst auf, als ich unter ihm hindurch war und durch seinen Schleier vor Blicken vom Ufer aus geschützt war.

Hinter dem Vorhang aus Wasser war der Boden der Lagune felsig und bot mir guten Halt. Ich trat einen Schritt nach vorn und

hielt den Kopf unter das herunterströmende Wasser, das mir warm über Gesicht und Körper lief.

Jetzt war ich nicht mehr unsichtbar.

Trotzdem hatte ich keine Angst - vielleicht deshalb, weil es ein Leichtes war, wieder hinter dem Wasserfall zu verschwinden.

Ich merkte, dass ich am ganzen Körper zitterte, aber nicht vor Angst oder Kälte, sondern vor Aufregung. Während ich so nackt unter dem Wasserfall stand und seinem Plätschern und Brodeln lauschte, fühlte ich mich mutig und stark und es machte mir überhaupt nichts mehr aus, dass ich jetzt vom Ufer der Lagune aus klar und deutlich zu sehen war.

Wie anders hatte ich mich doch das letzte Mal an diesem Ort gefühlt! Da hatte ich zerschlagen, von Schmerzen gepeinigt und völlig verzweifelt ebenfalls unter dem Wasserfall gestanden. Darauf werde ich später noch detaillierter eingehen. Aber nicht jetzt. Jetzt möchte ich über das schreiben, was vergangene Nacht passiert ist.

Ich möchte schreiben, wie ich nackt unter dem Wasserfall stand, wie ich die Augen schloss und spürte, wie mir das Wasser auf den Kopf platschte und wie warmes Öl weich über den ganzen Körper lief.

Ich dachte daran, wie vor einigen Tagen Connie hier gestanden hatte. Sie war ebenfalls nackt gewesen und hatte sich den von Mückenstichen juckenden Körper mit ihrem zusammengeknüllten T-Shirt abgerieben. Sie hatte mir damals den Rücken zugedreht, aber jetzt, als ich so dastand, stellte ich mir vor, dass sie sich umdrehte.

Und dann wurde ich sie.

Ich wurde Connie, die ihren nackten, verführerischen Körper einem imaginären Rupert zeigte.

Jetzt, wo ich es einen Tag später in mein Tagebuch schreibe, kommt mir das alles ein wenig seltsam vor.

Sagen wir einfach, dass vergangene Nacht dort droben unter dem Wasserfall so viele verschiedene Gefühle in mir brodelten, dass ich gut und gerne komplett verrückt hätte werden können.

Ich kann von Glück sagen, dass mir nach einer Weile wieder einfiel, weshalb ich hinauf zur Lagune gekommen war.

Hauptsächlich, um nach Connie, Billie und Kimberly zu suchen.

Nicht nach ihren Geistern, nicht nach den Erinnerungen an sie, sondern nach ihren realen Körpern. Ob lebendig oder tot.

Und ich wollte herausfinden, wo Wesley und Thelma sich aufhielten.

Und sie töteten. Falls das möglich war.

Und so trat ich unter dem Wasserfall hervor und watete hinüber zu dem flachen Felsen, auf den wir damals die verletzte Connie gelegt hatten. Dort stieg ich aus dem Wasser und fing an, neben dem Wasserfall nach oben zu klettern.

Dabei fühlte ich mich noch immer ziemlich sonderbar. Ich war klatschnass und zitterte am ganzen Körper. Sogar mein *Unterkiefer* bebte. Obwohl es bestimmt nicht kälter geworden war, seit ich das Wasser verlassen hatte, kam es mir so vor, als wäre die Temperatur um zwanzig Grad gefallen. Außerdem hatte eine seltsame Mischung aus Angst und Aufgeregtheit das Gefühl von Stärke und Unverwundbarkeit ersetzt, das ich noch unter dem Wasserfall verspürt hatte.

Oben angekommen, drehte ich mich um und warf einen Blick hinab auf die Lagune.

Meine Lagune.

Sie war wunderschön, und sie gehörte mir allein. Sie war mein privater kleiner See, ein Ort, an dem ich völlig frei und völlig sicher war, wo ich mich ungestört den Erinnerungen an Kimberly, Connie und Billie hingeben und sie in meiner Fantasie wieder auferstehen lassen konnte.

Imaginäre Freundinnen und Geliebte waren immer noch besser als überhaupt keine.

In mancherlei Hinsicht haben sie sogar Vorteile gegenüber ihren lebenden Pendants. Wenn sie nur im eigenen Kopf existieren, kann sie keiner umbringen.

Außerdem machen sie alles mit ...

(Jetzt verliere ich mich wieder in meinen Hirngespinnsten. Gut möglich, dass ich ganz knapp an einem Nervenzusammenbruch vorbeigeschrammt bin. Oder vielleicht hatte ich ja einen? Habe ihn immer noch? Haha. Wie lustig. Und dabei bin ich noch nicht mal beim SCHLIMMEN Teil dieser Nacht angelangt. Auch wenn der nicht ganz so schlimm ist wie unsere Niederlage vor ein paar Tagen, als wir angegriffen wurden und meine drei Frauen ...

Egal. Das kommt später. Jetzt muss ich erst mal die letzte Nacht zu Ende bringen.)

Ich lasse jetzt den ganzen verrückten Mist weg, der mir durch den Sinn ging, als ich nackt und mit dem Rasiermesser in der Socke durch den Dschungel oberhalb des Wasserfalls schlich. Ich habe noch so viel aufzuschreiben, da muss ich mich nicht mit so etwas aufhalten (mal ganz zu schweigen davon, dass ich mein Notizbuch bereits zu drei Vierteln voll geschrieben habe. Es bleiben mir noch etwa hundert leere Seiten, und das auch nur, wenn ich Vorder- und Rückseite jedes Blattes zähle.)

Also erzähle ich jetzt einfach, was vergangene Nacht passiert ist. Vom oberen Rand des Wasserfalls aus folgte ich weiter dem Lauf des Baches und stieg abwechselnd im Schatten und im Mondlicht hinauf zu der Stelle zwischen den Felsen, an der wir am Tag unserer Niederlage, die ich für mich als »unser Waterloo« bezeichne, auf Kimberly gestoßen sind. Hier war der beste Ausgangspunkt für meine Suche.

Die Ruhe vor dem Sturm

Bevor ich weiter erzähle, was gestern Nacht passiert ist, sollte ich vielleicht doch erst unser Waterloo beschreiben. Dann kann man mein Erlebnis von letzter Nacht auch besser einordnen.

Wo war ich also stehen geblieben in meiner Erzählung vom Tag unserer Niederlage? Ach ja, wir waren hinter Connie den Bach hinauf in Richtung Lagune gestapft. Zuvor war Kimberly am Strand vor uns davongelaufen, weil sie befürchtet hatte, wir würden ihr bei ihrem Rachefeldzug im Weg stehen. Sie war allein losgezogen, um Wesley zur Strecke zu bringen, und wir hatten Angst, dass sie dabei in einen Hinterhalt geriet.

Obwohl unsere Schritte im Bach laute, platschende Geräusche machten, vermieden wir es, miteinander zu sprechen.

Connie und ich schlugen hin und wieder nach Mücken, die zwar nicht so schlimm waren wie das letzte Mal, uns aber dennoch ständig umschwirrten und stachen. Während wir unser Bestes taten, um möglichst viele von den Quälgeistern platt zu machen, ließen sie Billie wieder mal in Ruhe. (Ich habe ja die Theorie, dass sie Respekt vor ihrem wundervollen Körper haben und ihn nicht mit hässlichen roten Beulen entstellen wollen.)

Wie dem auch sei, wir stapften jedenfalls mit ziemlicher Geschwindigkeit den Bachlauf hinauf und sagten für eine ganze Weile kein einziges Wort. Schließlich wollten wir Wesley und Thelma nicht unnötig auf uns aufmerksam machen, und ich glaube, dass keiner von uns sonderlich scharf auf eine Begegnung mit den beiden war. Vor allem, weil Kimberly nicht bei uns war.

Als wir etwa die Hälfte des Weges hinter uns gebracht hatten, fing Billie plötzlich zu singen an.

»*Once a jol-ly swagman*«

Connie wirbelte herum. »Mom, bitte!«

»Was ist denn?«

»Sei still.«

»Warum singt ihr nicht einfach mit?«, fragte Billie.

Es musste wohl etwas mit Connies Wandlung zu tun haben, dass sie nicht stehen blieb und »Scheiße!« brüllte, sondern ganz zahm fragte: »Wieso denn?«

»Weil es Spaß macht«, erwiderte Billie und schaute mich lächelnd über die Schulter an. »Oder etwa nicht, Rupert?«

»Aber dann hören sie uns bestimmt«, gab ich zu bedenken, während ich eine Mücke totschrug, die mich gerade am Nacken gestochen hatte.

»Genau das sollen sie auch«, sagte Billie. »Es ist gut, wenn sie auf uns aufmerksam werden - falls sie das nicht schon längst sind.«

Connie hob die Augenbrauen. »Dann achten sie weniger auf Kimberly, oder?«

»Genau«, erwiderte Billie. »Vielleicht glauben sie sogar, dass Kimberly bei uns ist.«

»Aber nur, solange sie uns nicht *sehen*«, sagte ich.

Billie grinste mich an. »Richtig. Und wenn sie uns sehen, schauen sie nicht nach Kimberly.«

»Stimmt. Aber dann sollten wir uns auf einen Angriff vorbereiten«, meinte ich.

»Na und?«, sagte Connie.

»Dann lasst uns singen.«

Und so schmetterten wir, während wir weiter den Bach hinaufmarschierten, aus vollen Kehlen »Waltzing Mathilda«. Billie und Connie schienen den Text des Liedes auswendig zu können - wahrscheinlich hatte Andrew, der alte Seebär, es irgendwo in Australien gelernt und zu Hause seiner Familie beigebracht. Ich selbst kannte auch fast den ganzen Text, weil ich mir seit meiner Kindheit sämtliche Liedtexte, Gedichte und Zitate, die mich irgendwie beeindruckt haben, sehr gut merken konnte. Obwohl das Lied ja eigentlich von Tod und Gespenstern handelt, gab es mir mit seiner fröhlichen Melodie beim Singen ein richtig gutes Gefühl.

Wir legten uns richtig ins Zeug und machten uns damit über Wesley und Thelma lustig - falls diese nahe genug waren, um unseren fröhlichen und gleichzeitig trotzigem Gesang zu hören.

Nach »Waltzing Mathilda« sangen wir »Hit the Road, Jack«, bei dem ich anfangs Schwierigkeiten mit dem Text hatte. Aber ich kam hinein, nachdem ich Billie und Connie eine Strophe lang zugehört hatte. Danach sangen wir noch »Hey Jude«, das wir alle auswendig konnten.

Als nächstes Lied schlug ich vor: »We're off to see the Wizard«

Billie lachte. »Wie passend«, meinte sie. Passend hauptsächlich deshalb, weil ich eine Axt trug. »Du würdest einen hübschen Blechmann abgeben«, sagte sie. »Und ich wäre der Feige Löwe.«

Hübsch. Sie hatte mich hübsch genannt.

»Jetzt hört aber auf«, sagte Connie. »Was bleibt denn bei eurer Rollenverteilung für mich übrig? Etwa die Vogelscheuche? Nicht mit mir. Wonach hat die immer gesucht? Nach einem Gehirn? Nein, danke!«

»Du könntest doch Dorothy sein«, sagte ich lächelnd.

»Und wenn ich nicht Dorothy sein möchte? Dorothy ist stinklangweilig.«

»Dann bleibt nur noch Toto«, sagte Billie.

»Ein Hund. Wie nett von dir, Mutter. Wenn wir wirklich das blöde Lied singen müssen, dann bringen wir es schnell hinter uns, okay? Ihr könnt so tun, als wärt ihr weiß Gott wer, aber lasst mich bitte aus dem Spiel.«

»Spielverderberin«, sagte Billie.

»Du kannst mich mal am ... Abend besuchen.«

»Feige Löwen verkriechen sich am Abend«, erklärte ich.

Connie sah mich kritisch an, lächelte dann aber. »Und das Loch im Doughnut kann nicht fliegen«, entgegnete sie. »Aber vielleicht könntest du ja in eines reinkriechen.«

»Lasst uns singen«, sagte Billie.

Ohne weitere Diskussion fingen wir an mit »The Wizard of Oz«.

Es stellte sich bald heraus, dass keiner von uns den Text richtig kannte, weshalb wir das Lied ziemlich verunstalteten. Wir hörten auf, als wir den flachen Felsen unterhalb der Lagune erreicht hatten.

Diesmal kroch niemand erst einmal hinauf und spähte auf die Lagune. Wir marschierten hinter Connie her über den Felsen und blieben oben voll aufgerichtet stehen, so dass jeder, der vielleicht irgendwo lauerte, uns deutlich sehen konnte.

Wir selbst sahen niemanden.

»Was machen wir jetzt?«, flüsterte Connie.

»Kimberly hat vor, sich der Lagune von hinten zu nähern«, erklärte Billie. »Wahrscheinlich ist sie schon auf der anderen Seite.«

»Irgendwo weiter oben«, fügte ich hinzu.

»Dann sollten wir vielleicht hinüberschwimmen«, schlug Billie vor.

»Kann ich nicht«, sagte ich. »Keine Chance mit der schweren Axt.«

»Dann lassen wir sie eben hier.«

»Und wenn sie jemand klaut? Außerdem brauche ich sie vielleicht.«

»Stimmt«, sagte Billie. »Dann gehen wir eben um die Lagune herum.«

Fast erwartete ich, dass Connie sagte »Ohne mich«, und einfach ins Wasser sprang. Ich hätte es ihr nicht einmal übel genommen. Das Wasser sah herrlich aus, und gegen unsere Mückenstiche würde es Wunder wirken.

Aber Connie erstaunte mich. »Ich gehe voran«, sagte sie und fing an, einen Weg um die Lagune zu suchen. Billie und ich folgten ihr.

Es war kein einfacher Weg. Wir mussten oft klettern und uns unter tief herabhängenden Ästen hindurchzwängen. Von einem

Weg konnte man eigentlich gar nicht sprechen - wir schoben uns über schmale Felssimse, kletterten steile Hänge empor und sprangen über tiefe Spalten im Boden.

Weil ich fand, dass das alles meine Schuld war, sagte ich nach einer Weile zu den anderen: »Wollt ihr nicht doch lieber ins Wasser springen und schwimmen? Ich treffe euch dann drüben.«

»Hier sollten wir uns nun wirklich nicht trennen«, sagte Billie.

»Willst du dich umbringen, Rupert?«, fragte Connie.

»Ich mache mir Vorwürfe, weil ihr wegen mir den schwierigen Weg auf euch nehmen müsst«, erklärte ich.

»Das brauchst du nicht«, sagte Billie. »Schließlich tust du uns einen Gefallen, indem du unsere wichtigste Waffe schleppst.«

Damit hatte sie Recht.

Aber es war nett von ihr, es auszusprechen.

Auf unserem Weg um die Lagune herum blieben wir so nah am Wasser, wie wir konnten. Auf diese Weise hatten wir die Lagune und das Ufer mit dem Wasserfall meistens gut im Blick. Wir alle hielten Ausschau nach Kimberly. Und natürlich auch nach Wesley und Thelma.

Weil ich als Letzter ging, achtete ich zusätzlich noch darauf, dass uns niemand von hinten angriff.

Und manchmal konnte ich nicht anders, ich musste mir die Rücken von Connie und Billie ansehen.

Billies kurz geschnittene Haare klebten ihr in schweißnassen Locken am Kopf. Ihr Rücken war dunkelbraun gebrannt (auch die beste Sonnencreme kann das auf Dauer nicht verhindern) und glänzte, als hätte man sie in geschmolzene Butter getaucht. In seiner Mitte kreuzten sich der Strick, an dem sie ihren Tomahawk trug, und das zu drei Windungen aufgerollte restliche Seil. Im Gehen schlug ihr der Tomahawk gegen die rechte Hüfte, und ihr knackiges Hinterteil füllte prall ihr schwarzes Bikinihöschen. Ich weiß noch, dass ich mir, als ich sie von hinten betrachtete, immer wieder wünschte, sie würde doch auch wie Connie einen Stringtanga tragen.

Connie hatte einen ähnlichen kurzen Haarschnitt wie ihre Mutter, nur dass ihre Haare blond und nicht schwarz waren. Aber das war's dann auch schon mit den Gemeinsamkeiten. Rücken und Schultern waren bei ihr viel schmaler, ebenso wie Hüften und Hinterteil. Kam mir ihre Mutter wie Fleisch und Blut vor, so musste ich bei Connie eher an Haut und Knochen denken.

Connie trug ihre selbst geschneiderte Handtuchweste, die fast ihren ganzen Rücken bedeckte, aber darunter war sie nackt bis auf die horizontale Schnur ihres Stringtanga und das schmale Band aus orangefarbenem Stoff, das in dem Spalt zwischen ihren Pobacken fast verschwand. Ihr Hinterteil war glänzend und braun, aber von den roten Höckern der Mückenstiche übersät.

Es war ein Genuss, den beiden Frauen zuzusehen.

Etwa eine Stunde lang kletterte ich hinter ihnen her, kämpfte mit dem Gewicht der Axt und schaute mich nach etwaigen Gefahren ebenso um wie nach Kimberly, bevor ich mich wieder für ein paar Sekunden dem Anblick der beiden hingab.

Jetzt bin ich froh, dass ich nicht den Gentleman gespielt und es vermieden habe, sie anzusehen. So eine Gelegenheit wird nicht so bald wiederkommen.

Aber das war mir damals noch nicht klar.

Ich wusste damals nur, dass wir eine Mission hatten und dass ich sie beide liebte. Dieser gemeinsame Marsch um den See wird für mich immer eines von jenen seltenen, ganz speziellen Ereignissen bleiben, auf die ich mein Leben lang mit Zuneigung und Trauer zurückblicken werde.

Wirklich tolle Erlebnisse sind oft so.

Wenn man mittendrin ist, wird einem irgendwann einmal schlagartig klar, was man gerade für eine wunderbare, reiche und seltene Erfahrung macht. Und dass sie viel zu rasch zu Ende sein wird und einem nichts bleiben wird als eine bittersüße Erinnerung, die einem jedes Mal, wenn man an sie denkt, einen Stich ins Herz gibt.

Das war genau so eine Erfahrung.

Jetzt ist mir klar, dass sie begann, als wir miteinander »Waltzing Mathilda« sangen. Und sie endete oben in den Felsen hinter der Lagune, am Rand der Schlucht.

Als wir die andere Seite der Lagune erreichten, waren wir alle schweißüberströmt und völlig außer Atem. Aber anstatt uns auszuruhen, kletterten wir sofort die Felsen neben dem Wasserfall hinauf.

Wir waren noch nicht richtig oben, da hörten wir auch schon Kimberlys Stimme: »Hier bin ich!«

Sie stand etwa 100 Meter von uns entfernt auf einem Felsblock neben dem Bach und winkte uns zu. Ihr Speer lehnte an den Felsen, nahe genug, dass sie sich im Notfall nur bücken und ihn nehmen brauchte.

Als wir näher kamen, sprang sie von ihrem Felsen und kam auf uns zu.

»Habt ihr vorhin gesungen?«, fragte sie.

»Wer sonst?«, gab Connie zurück.

Kimberly grinste. »Ich habe meinen Ohren nicht getraut. Wolltet ihr mir mit Marschgesängen zu Hilfe kommen?«

»Sieht nicht so aus, als ob du Hilfe bräuchtest«, sagte Billie.

»Der gute Wille zählt auch.«

»Wir hätten dir ja gerne den »Gary Owen« gesungen«, erklärte ich, »aber wir kannten den Text nicht.«

»Gary was?«, fragte Connie.

»Gary Owen, der Regimentsmarsch der 7. Kavallerie«, erklärte Kimberly.

»Genau.« Ich sumnte die Melodie.

Billie musste grinsen. »John Wayne«, sagte sie.

»George Armstrong Custer«, erwiderte ich.

»Muss ich mich jetzt für einen von den beiden entscheiden?«, fragte Kimberly.

»Dir als halbe Sioux dürfte das wohl nicht schwer fallen.«

»Wie dem auch sei, ich bin froh, dass ihr da seid.«

»Wir dachten, dass du etwas Unterstützung gebrauchen könntest«, sagte Billie. »Auch wenn du nicht willst, dass wir dir im Weg stehen.«

»Hey, das von vorhin tut mir Leid. Ich war wohl zu heftig da unten am Strand. Übrigens braucht ihr euch keine Sorgen mehr zu machen, dass ich durchdrehen und Wesley foltern könnte. Der Mistkerl ist nämlich schon tot.«

»Wow!«, rief Connie, als hätte sie soeben vom Sieg ihrer Baseball-Mannschaft erfahren.

»Hast du ihn gesehen?«, fragte ich.

Sie nickte. »Kommt mit. Ich zeige ihn euch.« Sie ging voraus und führte uns in das felsige Gelände rechts vom Bach.

»Und was ist mit Thelma?«, fragte Billie.

»Keine Spur von ihr. Aber wenigstens brauchen wir uns keine Sorgen mehr wegen Wesley zu machen.«

Wir folgten Kimberly auf einem Zickzackkurs durch ein Gewirr von Felsen, Büschen, Bäumen und Geröllhaufen, die wie kleine Berge aufragten. Obwohl es auch schattige Stellen gab, gingen wir hier viel mehr durch die Sonne als im Dschungel. Zum Glück wehte ein leichter Wind, der mir die schwitzende Haut kühlte und die Mücken vertrieb.

»Wie hast du ihn bloß gefunden?«, fragte Connie.

»Es hat eine Weile gedauert. Aber die Stelle liegt oberhalb des Wasserfalls, so wie Thelma gesagt hat.«

»Von hier aus ist es nicht weit bis zum Wasserfall und der Lagune«, bemerkte ich.

»Richtig. Und das Gelände ist so unübersichtlich, dass man eine ganze Armee verstecken könnte. Genau das, was Wesley braucht. Also habe ich mich hier erst mal eine Weile umgesehen, und dann bin ich da hinaufgestiegen.« Sie deutete auf einen hohen Felshaufen, der nicht allzu weit vor uns lag.

»Dann bist du wohl schon ziemlich lange hier«, sagte Billie.

»Ja, ich habe mich beeilt. Ich wusste ja, dass ihr mich früher oder später suchen würdet, und bis dahin wollte ich Wesley un-

bedingt gefunden haben. Schließlich ging ich davon aus, dass er noch am Leben wäre.«

»Genau das haben wir befürchtet«, sagte Connie. »Deshalb sind wir so schnell wie möglich hergekommen.«

»Warum habt ihr dann so lange gebraucht?«

»Weil wir um die Lagune herumgehen mussten«, erklärte ich. »Mit der Axt konnte ich nicht schwimmen.«

»Besser spät als gar nicht.« Kimberly lächelte. »Ich bin jedenfalls froh, dass ihr hier seid.« Sie wirkte ziemlich fröhlich. »Von da oben habe ich etwas entdeckt, das wie ein rotes Höschen aussah. Ich dachte, es könnte vielleicht von Thelma sein und bin hingegangen, um es mir genauer anzusehen. Es lag direkt am Rand einer kleinen Schlucht, und in der habe ich dann Wesley entdeckt. Ich konnte es erst gar nicht fassen.«

»Und du bist sicher, dass er tot ist?«, fragte ich.

»Das nehme ich doch an. Aber ihr werdet ihn gleich selber sehen.«

»Dann müssen wir jetzt also nur noch mit Thelma fertig werden«, sagte Connie und sah sich nervös um. Offenbar befürchtete sie, dass ihre Halbschwester sich irgendwo versteckt hielt.

»Mach dir keine Sorgen wegen ihr«, sagte Billie. »Sie ist alleine und wird uns bestimmt nicht alle vier auf einmal angreifen.«

»Der traue ich alles zu«, meinte Kimberly. »Anscheinend hat sie uns doch die Wahrheit gesagt. Wesleys Schädel sieht jedenfalls so aus, als hätte ihn jemand eingeschlagen. Allerdings kapiere ich dann nicht, weshalb sie Rupert mit dem Rasiermesser angegriffen hat. Bisher sind wir davon ausgegangen, dass Wesley ihr den Auftrag dazu gegeben hat. Aber das kann ja wohl nicht stimmen.«

»Dann muss sie einen anderen Grund dafür gehabt haben«, meinte Billie.

»Vielleicht hat Rupert an ihr herumgefummelt«, mutmaßte Connie.

»Niemals!«, stieß ich hervor und wurde rot dabei.

Connie grinste mich dreckig an. »Sie ist nicht dein Typ, stimmt's?«

»Nicht mal annähernd.«

»Aber irgendeinen Grund muss sie gehabt haben«, sagte Billie und runzelte nachdenklich die Stirn.

Kimberly lächelte. »Dann fragen wir sie doch einfach, wenn sie wieder bei uns auftaucht.«

»Darauf könnte ich verzichten«, sagte ich. »Wenn ich sie überhaupt jemals wieder sehen muss, dann bitte nicht allzu bald.«

»Die wird kommen, verlass dich drauf.«

»Warum bist du dir so sicher?«

»Weil du ihr Rasiermesser hast.« Als Kimberly das sagte, lächelte sie mich strahlend an, und in mir breitete sich plötzlich das beglückende Gefühl aus, dass alles wieder gut werden würde.

Mein Gott, was würde ich dafür geben, noch einmal dieses Lächeln auf ihrem Gesicht sehen zu können.

Vorbei. Für immer.

Ich weiß, ich sollte das nicht sagen. Sollte die Hoffnung nicht aufgeben. Nicht, bis ich ihre Leiche mit eigenen Augen gesehen habe. Und selbst *dann* wäre ich mir nicht ganz sicher.

Praktisch nichts auf dieser Insel ist so, wie es den Anschein hat.

Aber ich bin schon wieder abgeschweift. Vielleicht, weil ich hinausschieben will, was kommt. Aber ich *muss* es endlich einmal hinschreiben, und wenn es mir auch noch so schwer fällt.

Unser Waterloo

Schließlich erreichten wir die Schlucht.

Vielleicht ist »Schlucht« nicht das richtige Wort - der Grand Canyon jedenfalls war sie nicht, eher ein langer, schmaler Spalt zwischen zwei Felsformationen. Ich schätze mal, sie war etwa zehn Meter lang und an der Stelle, an der wir uns ihr näherten,

zwei bis zweieinhalb Meter breit. An einem Ende lief sie spitz zusammen, am anderen war sie offen und fiel steil nach unten ab.

Kimberly legte Speer und Tomahawk auf den Boden und trat an den Rand der Schlucht. Sie beugte den Oberkörper nach vorne und sah hinunter.

Wir anderen blieben zurück.

»Ist er da unten?«, fragte Connie.

»Ja. Komm und schau ihn dir an.«

»Ich glaube dir auch so.«

Kimberly richtete sich auf und sah uns über die Schulter an.

»Will ihn denn keiner von euch sehen?«

Ich hob die Hand.

»Dann komm her.«

»Ich halte inzwischen die Axt«, bot Billie an. Ich gab sie ihr.

Dann zwang ich mich, an die Felsspalte heranzutreten. Eigentlich wollte ich nicht noch einen Toten anschauen. Die beiden, die ich in den letzten Tagen hatte sehen müssen, genügten mir voll und ganz. Aber ich konnte nicht anders, ich musste einfach wissen, ob es wirklich Wesley war, der dort unten lag, und dass er ganz bestimmt nicht mehr am Leben war.

Allerdings traute ich mich nicht, so wie Kimberly aufrecht an den Abgrund zu treten. Etwa einen Meter davor ging ich hinunter auf Hände und Knie und krabbelte auf allen vieren weiter bis zum Rand.

Die Schlucht war nicht einmal annähernd so tief, wie ich befürchtet hatte, aber immer noch tief genug, um sich das Genick zu brechen.

Sechs bis sieben Meter ging es hinab, und die Wände waren extrem steil. Der Boden der Schlucht bestand aus einer flachen, leicht schräg liegenden Felsplatte, auf der in mehreren kleinen Spalten hier und da ein paar Büsche wuchsen.

Während ich mir die Schlucht so ansah, versuchte ich absichtlich *nicht* auf den Leichnam zu blicken, der auf dem linken Teil

der Felsplatte lag. Erst nachdem ich alles andere betrachtet hatte, sah ich ihn mir genauer an.

Er war nackt und lag mit dem Gesicht nach unten da wie jemand, der beim Sonnenbaden eingeschlafen war. Was zu diesem Bild allerdings überhaupt nicht passte, waren die unschöne Farbe seiner Haut und die hässliche Wunde in der Mitte seiner rechten Gesäßbacke, die aussah, als hätte ihm jemand ein zweites Arschloch verpasst. Und natürlich sein Hinterkopf, an dem ich durch ein großes Loch eine breiartige, bräunliche Masse sehen konnte. An seinem linken Bein war unterhalb des Knies kein Fleisch mehr - irgendein Tier musste seinen Unterschenkel bis auf die Knochen weggefressen haben. Ein Tier, das sehr viel größer war als die, die ich über seine Haut krabbeln und rings um seinen eingeschlagenen Kopf durch die Luft schwirren sah.

»Na, ist er dir tot genug?«, fragte Kimberly, die sich neben mir immer noch nach vorne beugte. Ihre langen, schwarzen Haare hingen herab, sodass ich ihr Gesicht nicht sehen konnte. Vielleicht war das auch gut so, vielleicht hätte ich den Ausdruck der Freude und des Triumphs nicht ertragen. Man konnte die Befriedigung am Klang ihrer Stimme hören.

»Könnte man sagen«, murmelte ich ohne allzu viel Enthusiasmus.

Dann trat sie vom Rand des Abgrunds zurück, und ich krabbelte auf allen vieren nach hinten.

»Sonst noch jemand?«, fragte sie, während ich aufstand. Sie zog Keiths Hawaiihemd aus und ging zu der Stelle, an der sie Speer und Tomahawk abgelegt hatte.

»Ich muss ihn nicht unbedingt sehen«, sagte Billie.

Kimberly trat auf sie zu. »Gib mir doch bitte das Seil«, sagte sie.

»Wozu?«

»Weil ich zu ihm hinunter will.«

»Wieso denn das?«, murmelte ich. »Das ist doch völlig unnötig.«

»Doch, es ist nötig«, erwiderte Kimberly, die ich noch nie so aufgekratzt erlebt hatte. Es machte mir richtig Angst. »Ich muss sicher sein, dass es auch wirklich Wesley ist.«

»Natürlich ist er es. Wer sollte es denn sonst sein?«

»Wer weiß? Es gibt tausend Möglichkeiten.«

»Es ist Wesley«, sagte ich.

Connie sah sie finster an. »Du hast doch *gesagt*, dass es Wesley ist.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass er es ist. Aber eben nicht hundertprozentig. Deshalb muss ich hinunterklettern und ihn umdrehen.«

Ihn umdrehen?

»Oh Mann«, stöhnte ich. »Tu das nicht. Du wirst ihn doch nicht anfassen wollen, oder?«

Sie lächelte mich seltsam an und sagte: »Und ob ich das will.«

»Hier«, sagte Billie, während sie sich das aufgerollte Seil von der Schulter nahm und es Kimberly gab.

»Es gibt keinen Grund, da hinuntersteigen«, protestierte ich. »Du weißt genauso gut wie ich, dass es Wesley ist.«

»Du weißt es vielleicht. Ich nicht.«

»Doch, du weißt es.«

»Weiß ich nicht.«

»Das ist nicht lustig.«

»Glaubst du, dass ich Witze mache?«

»Du bist *seltsam*.«

»Er hat Recht«, sagte Connie.

»Hört doch auf zu streiten und lasst uns alle zurück zum Lager gehen«, schlug Billie vor.

Das eigenartige Grinsen verschwand aus Kimberlys Gesicht. »Ich tue, was ich tun muss. Und glaubt mir, ich muss da hinunter und unserem toten Freund einen Besuch abstatten, denn wenn er *nicht* Wesley ist, haben wir ein Problem. Und *wenn* er Wesley ist, dann ...« Sie zuckte mit den Schultern.

»Dann was?«, fragte Billie.

»Nichts. Ich möchte nur sicher sein, dass er es ist. Wisst ihr was? Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr glaube ich, dass der Mann da unten nicht*groß* genug ist, um Wesley zu sein.«

»Das ist doch Unsinn«, sagte ich.

Ohne ein weiteres Wort zu sagen, trat Billie vorsichtig an den Abgrund und schaute hinab. Dann machte sie »Uhhh« und drehte sich mit einem Ruck wieder um. Sie sah aus, als ob ihr schlecht wäre. »Es *muss* Wesley sein«, murmelte sie. »Wer denn *sonst*? Und außerdem habe ich mal irgendwo gelesen, dass man als Toter immer kleiner aussieht.«

»Glaubst du etwa *auch*, dass er kleiner ist als Wesley?«, stieß Connie hervor.

»Ja ... irgendwie schon. Wesley war ziemlich groß ...«

»Der Tote *ist* groß«, sagte ich.

»Aber vielleicht nicht so groß wie Wesley.«

»Mein Gott«, murmelte Connie.

»Er hat ein Loch im Hintern«, erklärte ich, »Das Loch, das Kimberly ihm mit ihrem Speer verpasst hat. Und sein Schädel ist eingeschlagen, genau wie Thelma es gesagt hat ...«

»Ein Loch kann man jedem in den Hintern stechen und den Schädel einschlagen auch«, sagte Kimberly. »Vor allem, wenn man will, dass der Tote von uns als Wesley identifiziert wird.«

»Aber wer *sollte* er denn sein?«, rief ich verzweifelt aus. »Wer ist denn *außer uns* noch hier?«

Kimberlys Lächeln war wieder da. Nicht das spektakuläre, strahlende, sondern ein schiefes und ein wenig schadenfrohes. »Das werden wir gleich sehen, Watson.«

Mit diesen Worten wirbelte sie herum, ging mit großen Schritten auf den Abgrund zu und warf ein Ende des Seils hinunter. »Nicht lang genug«, sagte sie kopfschüttelnd. »Wir müssen die Tomahawk-Seile auch noch mit dranbinden.«

Inzwischen waren wir alle bereit, ihr zu helfen. Billies Zweifel hatten auch bei mir einen Stimmungsumschwung bewirkt. Wenn

auch sie nicht hundertprozentig sicher war, dass der Tote Wesley war, musste jemand hinunter zu ihm und ihn identifizieren.

Während ich mit der Axt Wache hielt, knüpften die Frauen die Seile von ihren Tomahawks an das Hauptseil, das dadurch um gute vier Meter länger wurde.

»Reicht«, sagte Kimberly, nachdem sie es noch einmal in die Schlucht hinabgelassen hatte.

Ich sah mich nach etwas um, an dem man das obere Ende des Seils befestigen konnte. Einen Baumstamm oder eine solide Felspitze zum Beispiel, aber ich fand nichts.

»Sieht so aus, als müssten wir dich hinunterlassen«, sagte ich.

»Nein. Ich klettere hinunter.«

Offenbar hatte sie sich bereits einen Plan zurechtgelegt, denn sie ließ sich von mir die Axt geben und ging damit an den Rand des Abgrunds. Dort bückte sie sich, steckte die Schneide der Axt in einen schmalen Riss im Felsen und trat sie mit den Füßen noch tiefer hinein.

Als Nächstes knüpfte sie eine Schlinge ans Ende des Seils und schob sie über den Stiel der Axt, der schräg vom Rand des Abgrunds weg zeigte.

»So müsste es gehen«, sagte sie. »Rupe, vielleicht könntest du auf die Axt aufpassen, wenn ich da hinunter klettere? Drück den Stiel nach unten und sieh zu, dass die Schneide nicht aus der Spalte rutscht.«

»Okay.« Ich ging in die Hocke und ergriff den Axtstiel knapp unterhalb der Seilschlinge. »Hab sie«, sagte ich.

»Super.« Sie drückte mir sanft die Schulter, während sie direkt vor mir ebenfalls in die Hocke ging. Einen Augenblick lang war sie mir so nahe, dass wir uns fast an der Stirn berührten. Dann kroch sie auf allen vieren rückwärts auf den Abgrund zu.

»Sei vorsichtig«, sagte Billie.

»Und sieh zu, dass du nicht abstürzt«, sagte Connie.

Billie stellte sich links neben mich, während Connie rechts von mir auf ein Knie ging. Sie waren bereit, mir zu helfen, falls etwas schief gehen sollte.

Bisher hatte Kimberly das Seil, das zwischen ihren Beinen in den Abgrund hing, noch nicht benutzt. Sie stützte sich mit den Händen am Rand der Schlucht ab und ließ vorsichtig ihre Beine hinab. Dann hing sie eine Weile so mit durchgedrückten Armen vor mir, die Hüften an den Rand des Abgrunds gepresst. An ihren sonst so schlanken und glatten Armen und Schultern traten kräftige Muskeln hervor. Auch Kimberlys Brüste wölbten sich und spannten den Stoff ihres weißen Bikinioberteils. Ihre gebräunte Haut glänzte vom Schweiß.

»Rupe«, sagte sie.

Ich sah ihr in die Augen.

»Ich verliere mein Messer.«

Ich blickte zum Bund ihres Bikinihöschens, wo sie ihr Schweizer Messer stecken hatte. Es ragte ein paar Zentimeter weiter heraus als üblich.

Ich sah sofort, was ihr Problem war: Wenn sie sich weiter hinabließ, würde die Felskante ihr das Messer aus dem Bund des Höschens schieben.

»Nimm es«, sagte sie.

»Ich ... äh ...«

Sie verdrehte die Augen. »Nun mach schon. Bitte!«

»Ich hole es«, sagte Connie verärgert. Aber sie war zu weit entfernt von Kimberly.

»Lass nur«, sagte ich. Ich beugte mich über die Axt und stützte mich mit der linken Hand am Boden ab, während ich mit der rechten nach dem Messer griff.

Ich konnte nicht anders, ich musste einfach durch den Spalt neben dem Messer in Kimberlys Höschen blicken, das von dem roten Plastikgriff etwa zwei Zentimeter von ihrem Körper weggehalten wurde. Ich sah ein Stück glatte, makellose Haut und ein paar Kringel schwarzer Haare.

Der Anblick verschlug mir den Atem, ließ mein Herz schneller schlagen und pumpte mir einen Schwall von Blut zwischen die Beine. Während sich meine Hand dem Messer näherte, bekam ich einen Riesenständer.

Um es sicher greifen zu können, musste ich mit Daumen und Zeigefinger tiefer in Kimberlys Höschen fassen und stöhnte unwillkürlich auf, als ich dabei ihre warme Haut berührte. »Entschuldigung«, murmelte ich mit heiserer Stimme.

Langsam zog ich das Messer aus dem elastischen Stoff des Höschens heraus und riskierte, kurz bevor es ganz im Freien war, noch einen letzten Blick.

Dann war das Messer aus dem Bund, und der Stoff schnappte zurück wie ein Mund, der sich schloss.

»Hab es!«, murmelte ich.

»Danke«, sagte Kimberly.

Ich danke, dachte ich, sagte es aber nicht.

Ich hob den Kopf und zwang mich zu einem Lächeln. Nach ihrem Blick zu schließen, wusste Kimberly ganz genau, was mit mir los war. Ob sie die Situation wohl *absichtlich* herbeigeführt hatte?

»Wenn du da unten Hilfe brauchst ...«, sagte ich. Die Worte waren noch nicht richtig ausgesprochen, da erkannte ich ihre Doppeldeutigkeit.

Zum Glück hatte Connie sie nicht bemerkt, sonst hätte sie bestimmt einen fiesen Witz gerissen. Oder vielleicht hielt sie sich bewusst zurück.

»Kann sein, dass du mir nachher das Messer herunterwerfen musst«, sagte Kimberly. »Wir werden sehen.«

»Gerne. Sag nur, wenn du etwas brauchst.«

Sie ließ sich langsam weiter in den Abgrund gleiten, wobei der Rand des Felsens ihr über Schritt und Bauch glitt. Erst jetzt ergriff sie mit einer Hand das Seil und drückte mit der anderen ihren Körper von der Felswand weg.

Ich kroch zurück zur Axt und drückte sie, während ich das Taschenmesser in der rechten Hand hielt, mit der linken nach unten. Als ich wieder zu Kimberly blickte, schaute nur noch ihr Kopf aus der Schlucht hervor. Einen Augenblick später war auch er verschwunden.

Jetzt, wo ich Kimberly nicht mehr sehen konnte, konzentrierte ich mich auf die Axt und das Seil. Alles schien in Ordnung zu sein. Die Schneide der Axt steckte fest in der Felsspalte, und das straff gespannte Seil vibrierte schwach.

Connie kniete immer noch neben mir, und Billie war an den Rand des Abgrunds getreten, um Kimberly beim Abseilen zuzusehen.

Auf einmal ertönte ein gellender Schrei. »YAAAAAAHH-HHHHHHHHHH«

Mein Herz hörte für einen Moment auf zu schlagen. Zuerst dachte ich, Kimberly wäre in die Schlucht gestürzt, aber das war nicht ihre Stimme.

Es war die Stimme eines Mannes.

Ich hob den Kopf.

Er rannte von der anderen Seite der Schlucht brüllend auf uns zu und sah nicht aus wie Wesley. Aber er *war* Wesley. Und er war definitiv größer als der Mann, der unten in der Schlucht lag.

Obwohl ich ihn nur für ein paar Sekunden sah, erinnere ich mich so genau an jedes Detail, als hätte ich ein Foto von ihm gemacht. Oder, genauer gesagt, als hätte ich ein Video von ihm gedreht, denn was ich vor mir sehe, sind bewegte Bilder. Manchmal sogar in Zeitlupe.

Irgendwie war Wesley in den Besitz einer blauen Baseballmütze gekommen, die ich vorher noch nie an ihm gesehen hatte. Er trug sie verkehrt herum und sah mit dem einstellbaren Plastikriemen über der Stirn aus wie ein dicker, weißer Gangsta-Rapper.

Außerdem trug er Thelmas großen, roten Büstenhalter, mit dem er offenbar einen Verband an der linken Seite seiner Brust fixierte. Das rechte Körbchen hatte er abgeschnitten, sodass man

seine wabbelige, behaarte Brust sehen konnte, die wie die einer Frau beim Rennen auf und ab hüpfte.

Seit der Nacht unseres Hinterhalts - in der ich ihn zum letzten Mal gesehen hatte - musste er irgendwo einen Ledergürtel gefunden haben. Eine Hose gab es nicht dazu, dafür baumelten an dem Gürtel, den er sich um seine fette Taille geschnallt hatte, zwei große Jagdmesser in Lederscheiden. Wesley schwitzte am ganzen Körper und war bis auf den Büstenhalter, den Gürtel und die Turnschuhe an seinen Füßen splitternackt.

Irgendwie sah es fast lustig aus, wie er mit seinem wild wackelnden Riesenständer auf uns zugesprungen kam.

An seinem wutverzerrten Gebrüll aber und den beiden riesigen Macheten, mit denen er im Laufen wild herumfuchtelte, war überhaupt nichts Lustiges.

Obwohl ich Wesley in meiner Vorstellung wie in Zeitlupe sehe, geschah alles furchtbar schnell. Kaum hatte ich ihn richtig bemerkt, sprang er auch schon an einer schmalen Stelle über die Schlucht.

Connie gab ein leises, quiekendes Geräusch von sich, Billie ein lautes Stöhnen. Erschrocken blickte sie mich an.

Noch bevor sich irgendetwas von uns bewegen konnte, hatte Wesley uns schon fast erreicht. Connie versuchte aufzustehen, und Billie machte einen Schritt rückwärts vom Rand des Abgrunds weg. Ich kniete noch immer neben der Axt und dachte an das Taschenmesser in meiner linken Hand.

Unmöglich, noch rechtzeitig eine der Klingen auszuklappen.

Ich stand auf und sah, wie Billie an mir vorbeiblickte und plötzlich beide Arme ausbreitete wie ein Fußballspieler, der einen durchbrechenden Gegner aufzuhalten versucht.

In diesem Augenblick wurde mir klar, dass Thelma uns von hinten angriff.

Ich sah, wie Wesley auf Connie zustürmte und drehte mich in ihre Richtung. Connie warf die Arme nach vorne, als greife sie nach einem Rettungsring.

Und dann wurde mir auf einmal schwarz vor Augen.
Das war für mich das Ende unseres Waterloos.
Wahrscheinlich hat Thelma mich von hinten niedergeschlagen.

Träume

So habe ich es mir zusammengereimt: Während ich von einem Schlag auf den Kopf bewusstlos war, muss man mich »entsorgt« haben.

Vielleicht hielten sie mich für tot und warfen oder schoben mich in die Schlucht.

Den Sturz habe ich wohl nur deshalb überlebt, weil ich direkt auf dem Toten gelandet bin.

Auf meinem Freund Matt.

Kommt von Matratze.

Was für ein Glück!

Ich muss auf ihm ziemlich lange geschlafen haben. Wie ein Toter, könnte man sagen.

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen einem Koma und einer leichten Bewusstlosigkeit? Dass Ersteres länger anhält? Keine Ahnung, aber es ist auch ziemlich egal.

Wichtig ist nur, dass ich irgendwann einmal wieder zu mir gekommen bin.

Als ich die Augen öffnete, blickte ich hinauf in den Sternenhimmel und wusste nicht, wo ich war. Ich sagte mir, ich sei wohl auf einem Campingausflug und schlief gleich wieder ein.

Als ich wieder erwachte, brannte mir die Sonne auf den Leib. Ich wünschte mir, irgendjemand würde sie ausknipsen, denn sie war viel zu heiß und ich bekam brutale Kopfschmerzen.

Bald verschwand die Sonne, aber dafür krabbelten jede Menge Insekten auf mir herum. Das fand ich nicht weiter schlimm, und manchmal genoss ich es sogar, dass sie mich kitzelten.

Ich muss wohl Hunderte von Träumen geträumt haben. Sie alle aufzuschreiben würde nicht nur eines, sondern mehrere Notizbücher füllen. Vieles von dem, was mir da unten in der Schlucht durch den schmerzenden Kopf gegangen ist, würde ich gerne vergessen, aber ich kann es nicht.

Nie in meinem Leben hatte ich so lebhaft und realistische Träume gehabt, von denen viele extrem erotisch waren und sich meistens um Kimberly, aber manchmal auch um Billie oder Connie drehten. Von den Träumen, in denen alle drei gemeinsam vorkamen, ganz zu schweigen.

Sogar mit Thelma hatte ich Sex in meinen Träumen, aber es war ein alpträumhafter Sex, bei dem ihr Rasiermesser eine wichtige Rolle spielte. Die Thelma-Träume waren echt krank, pervers und abstoßend.

Dasselbe gilt auch für meine anderen Albträume.

Sie waren einfach grauvoll.

In einem kletterte ich zum Beispiel auf den Baum, um den toten Keith abzuschneiden, was bereits in der Realität alles andere als angenehm gewesen war. In meinem Traum aber wurde es zum echten Horror, denn als ich mich der Leiche näherte, schwang sie plötzlich auf mich zu, umschlang mich mit ihren eiskalten Armen und Beinen und biss mir die Nase ab.

Zum Glück war das ein ziemlich kurzer Albtraum.

Ich hatte andere, die sich endlos lange hinzogen.

In einem von ihnen, an den ich mich besonders lebhaft erinnere, stand ich an einem schönen, sonnigen Tag mit einer Gruppe von Frauen am Strand. Zuerst wusste ich nicht, wer sie waren, denn sie waren alle nackt, sodass ich sie nicht an ihrer Kleidung erkennen konnte. Ebenso wenig wie an ihren Gesichtern, denn ihre Hälse waren fleischige, ausgeblutete Stummel, auf denen keine Köpfe saßen.

Obwohl das ein ziemlich grausiger Anblick war, machten mich ihre nackten Körper doch ziemlich geil.

Obwohl die Frauen keine Münder hatten, mit denen sie hätten sprechen können, sagten sie mir, dass ich sie retten könnte, und als ich sie fragte, wie ich das bewerkstelligen sollte, meinte eine von ihnen: »Du musst uns die richtigen Köpfe verpassen.«

Auf einmal erkannte ich, dass sie alle etwas hinter ihrem Rücken verborgen gehalten hatten. Jetzt hielten sie es nach vorne, und ich sah, dass jede von ihnen einen Kopf in Händen hielt.

Ich erkannte die Köpfe von Connie, Billie, und Kimberly, aber auch die von Thelma und Wesley waren dabei. Außerdem der von Miss Curtis, meiner Lehrerin in der fünften Klasse, in die ich fürchterlich verschossen war, und der von Ardeth Swan, einer Freundin aus der Highschool, bei der ich über die allerersten Annäherungsversuche nie hinausgekommen bin. Der letzte Kopf war der einer völlig Fremden (das glaubte ich zumindest), die eigentlich hübsch gewesen wäre, wären ihr Gesicht und ihre Ohren nicht von lauter Ringen, Bolzen und Nadeln verunstaltet gewesen.

Der letzte Kopf gehörte meiner Mutter. Gott allein weiß, wie er da hingekommen war, aber er brachte eine ganz eigene, gruselige Komponente in meinen Albtraum.

Auf Anhieb war mir klar, dass keine der Frauen ihren eigenen Kopf in Händen hielt.

Wesleys Kopf erklärte mir die Spielregeln: »Wenn du uns retten willst, musst du bis Sonnenuntergang unsere Köpfe auf die richtigen Körper setzen. Meinst du, du schaffst das, du Würstchen?«

»Dich will ich sowieso nicht retten«, sagte ich.

Außerdem war unter den neun enthaupteten Gestalten, die da vor mir am Strand standen, überhaupt kein Männerkörper.

Ich nahm also Wesleys Schädel aus den Händen einer fetten, untersetzten Frau und warf ihn achtlos beiseite. Dann ging ich zu Thelmas Kopf, den ein schlankes Mädchen, das vermutlich Connie war, in Händen hielt und setzte ihn auf den Halsstummel des Körpers, der vorher Wesleys Kopf gehalten hatte.

Thelma, die ich offenbar richtig zusammengesetzt hatte, schenkte mir ein strahlendes Lächeln und fing an, mit ihren Wurstfingern nach meinem Gesicht zu grabtschen.

Ich werde hier jetzt nicht den ganzen, schrecklichen Albtraum erzählen. An manches davon möchte ich nicht einmal *denken*, geschweige denn darüber schreiben. Also lasse ich die wirklich üblen Sachen aus und berichte nur von denen, die etwas weniger schlimm sind.

Während des ganzen Traumes, ganz gleich, ob ich nun geil oder verwirrt oder angeekelt war, hatte ich ein permanentes Gefühl von Bedrohung. Obwohl mir niemand gesagt hatte, was passieren würde, wenn ich bis Sonnenuntergang die Köpfe *nicht* den richtigen Körpern zugeordnet hatte - außer natürlich, dass ich dann die Frauen nicht »retten« würde -, plagte mich die Vorahnung, dass mir im Falle meines Versagens ein übles Schicksal bevorstand.

Der Sonnenuntergang kam rasend schnell.

Und so rannte ich hin und her, riss den Frauen die Köpfe aus den Händen und pflanzte sie in fieberhafter Eile auf den einen oder anderen Halsstummel.

Das war nicht so einfach, wie es sich vielleicht anhört.

Wesley und Thelma hatte ich sofort erledigt, aber sieben weitere Köpfe warteten noch darauf, richtig zugeordnet zu werden. Kimberly und Connie waren dabei kein Problem, denn die hatte ich lange genug angeglotzt, um ihre Körper zu erkennen (nur dass mir Connies Kopf aus der Hand fiel und ein Stück weit über den Sand rollte, war nicht so gut). Blieben noch fünf Köpfe.

Als nächsten probierte ich den von Billie, denn schließlich war auch sie die ganze Zeit im Bikini vor mir herumgesprungen, und in der Nacht, in der sie sich auf Thelma hatte stürzen wollen und dabei nur im Sand gelandet war, hatte ich ihre Brüste für einen kurzen Augenblick ganz nackt gesehen. (Selbst im Traum erinnerte ich mich noch lebhaft daran, wie sie ausgesehen hatten, als

sie aus dem heruntergerutschten Bikinioberteil herausgehüpft waren.)

Ich nahm also Billies Kopf aus den Händen eines Körpers, den ich nicht erkannte, und rannte hinüber zu der Frau mit der üppigen Figur, die ich für Billie hielt.

Als ich den Kopf auf den Hals setzte, sagte Billies Mund: »Aber, aber, Rupert. Erkennst du denn deine eigene Mutter nicht wieder?«

Igitt!

Dann entdeckte ich in der Reihe einen ähnlichen Körper. Wow, schönen Gruß vom alten Freud und seinem bekloppten Freund Ödipus.

Zum Teufel mit Freud. Ich hatte keine Zeit, mich um das zu kümmern, was da in meinem Unterbewusstsein herumkroch.

Und außerdem: So sehr mich die Verwechslung auch erschreckte, durch sie hatte ich gleich zwei Körpern den richtigen Kopf verpasst. Billie *und* meiner Mutter.

Als Nächstes versuchte ich, einen Körper für den Kopf der Fremden zu finden, dessen Ohren, Nasenflügel, Lippen und sogar Augenbrauen nur so von allen möglichen Piercings strotzten. Nachdem ich ihn Kimberly aus der Hand genommen hatte, ging ich damit die Reihe der Frauen entlang zu einem blassen, mageren Mädchenkörper, der an Brustwarzen und Klitoris ebenfalls goldene Ringe hängen hatte. Das war einfach.

Jetzt blieben nur noch zwei Köpfe übrig.

Der von meiner hübschen, blonden Grundschullehrerin Miss Curtis und der von meiner Highschool-Freundin Ardeth Swan.

Aber leider gab es dafür noch *drei* Körper zur Auswahl.

Das kam daher, dass ich gleich am Anfang Wesleys Kopf weggeworfen hatte. Aber der hätte ohnehin nicht auf einen der Frauenkörper gepasst.

Draußen über dem Meer sank die Sonnenscheibe immer näher auf den Horizont zu.

Miss Curtis und Ardeth bereiteten mir kein Problem.

Die Lehrerin hatte einen kleinen, schlanken, leicht gebräunten Körper mit tassengroßen Brüsten und dicken, dunklen Brustwarzen sowie einen glänzenden, blonden Haarbusch zwischen den Beinen, während Ardeth Swan ein sommersprossiges, pickliges Dickchen war, das zwar seinen Kopf, aber nicht seine Prüderheit verloren hatte. Mit einem Arm bedeckte sie ihre großen Brüste, die andere Hand hielt sie vor ihren Schritt.

Als ich Miss Curtis ihren Kopf auf den Leib setzte, schenkte sie mir ein warmes Lächeln und sagte: »Du warst immer so ein netter Junge, Thomas.«

Auch wenn ich nicht wusste, wer um alles in der Welt dieser Thomas war, bedankte ich mich artig.

Als ich Ardeth ihren Kopf wiedergegeben hatte, sagte sie nur: »Fick dich ins Knie, Fettsack.«

Was kann man in einem Albtraum schon anderes erwarten?

Nur ein kleines Stück der orangefarbenen Sonnenscheibe war jetzt noch oberhalb des Horizonts zu sehen.

Ich blickte ratlos auf den letzten Körper.

Für ihn hatte ich keinen Kopf mehr.

Als ich mich umsah, ob vielleicht doch noch irgendwo ein Kopf herumlag, bemerkte ich, dass die anderen Frauen auf einmal verschwunden waren.

Nur ich und die einsame, kopflose Frau standen noch an diesem einsamen Strand. Sie hatte einen fabelhaften, unglaublich schönen Körper.

Ihre Haut schimmerte goldbraun.

Vom Halsstumpf bis zu den Zehen war sie bestimmt einen Meter achtzig groß, hatte lange, schlanke Beine und feste, halbkugelförmige Brüste, aus denen steife Nippel ragten. Unten im Schritt glänzte nackte Haut ohne ein einziges Schamhaar.

»Ich weiß nicht, was ich tun soll«, sagte ich zu der Frau. »Leider habe ich keinen Kopf mehr.«

Sie zuckte mit den Schultern, wobei sich ihre Brüste hoben und senkten.

»Weißt du vielleicht, wo dein Kopf ist?«, fragte ich.

Wieder dieses köstliche Schulterzucken.

Ich blickte zum Horizont und sah, wie gerade das letzte Stückchen Sonne verschwand.

So schnell ich konnte, riss ich mir den eigenen Kopf herunter und steckte ihn ihr auf den Hals.

»Nimm den!«, rief ich triumphierend.

Aber der Ruf kam nicht aus *meinem* Mund, denn der steckte schon zusammen mit dem dazugehörigen Gesicht auf diesem großartigen Körper.

Wie unpassend!

In meiner Eile hatte ich ganz vergessen, dass die Köpfe ja zu den Körpern passen mussten.

Man konnte diesem herrlichen Körper doch nicht irgendeinen dahergelaufenen Kopf aufsetzen.

Aber *meiner* schien zu passen!

Das musste man erst mal kapieren.

Auf jeden Fall sah ich, wie mein Gesicht mich sehr nett und freundlich anlächelte.

Und dann sagte meine Traumfrau: »Danke, Rupert.« (Zum Glück nicht mit meiner Stimme. Sie klang ein bisschen wie die von Lauren Bacall in *Haben und Nicht Haben* und ein bisschen auch wie die von Billie.) »Du hast gewonnen«, sagte sie. »Du hast uns alle gerettet, weißt du das? Du kannst wirklich stolz auf dich sein.«

Ich fühlte mich richtig gut.

»Allerdings hast *du* jetzt keinen Kopf mehr«, sagte sie.

»Ach, das macht nichts.« Wenn ich will, kann ich ziemlich galant sein. »Den brauche ich sowieso nicht oft. Ich bin ja so froh, dass ich für alle Körper die passenden Köpfe gefunden habe. »

»Weißt du, was du als Belohnung bekommst?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Du kriegst mich«, sagte sie.

»Mann!«, sagte ich.

Sie kam auf mich zu, nahm mich in die Arme und presste ihren Körper an mich. Leider hatte sie mein Gesicht, und als sie versuchte, mich zu küssen, wandte ich mich ab.

»Was ist denn los mit dir?«, fragte sie.

»Ich weiß nicht so recht. Irgendwie möchte ich nicht meinen eigenen Mund küssen.«

»Okay. Da lässt sich schon was machen.«

»Kannst du denn dein Gesicht ändern?«

Ich sah, wie mein Gesicht mich wissend anlächelte. »Klar doch. Du musst nur sagen, wer ich sein soll.«

»Sei du«, sagte ich.

»Ich *bin* ich. Ich bin deine Traumfrau. Wer immer das für dich sein soll.«

»Ich selber ganz bestimmt nicht.«

»Wer denn dann?«

»Darf es denn jede sein?«

»Jede.«

»Wie wäre es dann mit Kimberly?«

»Gut gewählt«, sagte meine Traumfrau, und sofort verwandelte sich ihr Gesicht in das von Kimberly.

Und dann wurde mein Albtraum auf einmal hoch erotisch. Einen heißeren Traum habe ich in meinem ganzen bisherigen Leben nicht gehabt.

Und er blieb heiß. Schlimm war nur, dass ich irgendwann einmal aufwachte und der Traum zu Ende war.

So sehr ich mich auch bemühte, ich konnte nicht wieder einschlafen und ihn weiterträumen.

Wenn ich wüsste, dass Kimberly wiederkommt, würde ich mich jederzeit wieder bewusstlos schlagen lassen.

In meinem letzten Traum, den ich unten in dieser Schlucht hatte, saß ich in einem Rollstuhl und versuchte über den Strand vor jemandem zu fliehen. Ich konnte mich nicht umdrehen, um zu sehen, wer es war, aber ich hatte fürchterliche Angst. So sehr ich

mich auch anstrengte, die Räder des Rollstuhls bewegten sich immer langsamer, bis sie schließlich im tiefen Sand ganz stecken blieben.

Mit einem lauten Entsetzensschrei stieß ich mich aus dem Rollstuhl hoch und fing an zu rennen. Meine Beine gehorchten mir problemlos, und ich fragte mich, wieso um alles in der Welt ich überhaupt in einem Rollstuhl gesessen hatte. In Hochstimung rannte ich weiter, aber dann spürte ich, dass auch meine Füße im Sand stecken blieben.

Mit jedem Schritt, den ich machte, versank ich tiefer, und bald steckte ich bis zu den Hüften im Sand. So sehr ich mich auch abmühte, ich kam keinen Zentimeter mehr voran. Ich war gefangen. Der Sand umschloss mich wie eine tonnenschwere, eng anliegende Hose.

Ich hatte panische Angst.

Jetzt würde *er* mich erwischen. Er würde sich von hinten auf mich stürzen und zwar mit einer Machete ... oder einer ... Kettensäge.

Ja, es musste eine Kettensäge sein.

Aber ich konnte keine hören. Noch nicht.

Hatte er die Verfolgung aufgegeben?

Ich lauschte. Wellen, Vogelgezwitscher, Insektengebrumm. Alles, nur nicht das scharfe Geknatter einer Kettensäge.

Ich lächelte erleichtert.

Und dann fingen auf einmal tief unten im Sand zwei Hände an, meine Beine zu streicheln.

Ich erwachte mit einem Schreckensschrei und grässlichen Kopfschmerzen. Und das war das Ende meiner bizarren Odyssee aus Träumen und Albträumen.

Im Nachhinein betrachtet kamen mir die schlimmsten von ihnen allerdings fast angenehm vor im Vergleich mit dem, was mich nach dem Erwachen erwartete.

Ich lag auf dem Rücken und hatte ein Gefühl, als hätte man mir jeden einzelnen Knochen mit einem Hammer zerschlagen. An

manchen Stellen hatte ich ein taubes Gefühl, andere juckten, und an wieder anderen verspürte ich scharfe, stechende Schmerzen.

Über mir schwirrten dichte Fliegenschwärme. Manche der Tiere krabbelten mir über Körper und Gesicht, während andere vor meinen Augen in der Luft herumsummten.

Als plötzlich ein Geier in mein Blickfeld flog, zuckte ich vor Schreck zusammen.

Dann sah ich, dass rechts und links neben mir steile Felswände aufragten.

Der blassgraue Spalt Himmel über mir sah aus, als würde in ein paar Minuten die Sonne aufgehen.

Unter mir spürte ich Matt.

Schweres Erwachen

Matt fühlte sich an wie warmer, klumpiger Teig.

Aber ich will mich nicht über ihn beschweren. Ohne ihn würde *ich* mich jetzt vielleicht anfühlen wie warmer, klumpiger Teig.

Trotzdem ekelte es mich vor ihm. Bestimmt hatte ich schon ein paar Tage, wenn nicht länger, auf einem nackten, halb verwesten Leichnam gelegen.

Zum Glück war wenigstens ich nicht ganz nackt. Zum Glück hatte ich meine Shorts an. Am Rücken aber klebte meine Haut an der von Matt und juckte wie verrückt. Außerdem spürte ich, dass zwischen ihm und mir alle möglichen winzigen Viecher geschäftig herumkrabbelten.

Aber vertiefen wir das jetzt nicht weiter.

Den Gestank, der mich umgab, möchte ich nicht einmal *erwähnen*.

Sobald ich erkannte, wo ich war - und auf *was* ich lag -, stieß ich einen entsetzten Schrei aus und wälzte mich von dem Toten herunter. Als unsere verklebten Rücken sich voneinander lösten,

gab es ein Geräusch, als würde man eine seit Stunden erkaltete Pizza vom Küchenboden ablösen, auf den sie im heißen Zustand und mit der Käseseite nach unten gefallen ist.

Als ich mich von Matt herunterwälzte, spürte ich, dass einiges von ihm an mir hängen blieb.

Ich krabbelte ein paar Meter von ihm weg. Und dann kotzte ich mir erst einmal die Seele aus dem Leib. Als nichts mehr kam, kroch ich weiter. Es war ein Wunder, dass ich mich überhaupt bewegen konnte. Nicht nur, dass ich im ganzen Körper Schmerzen verspürte, mir war auch noch so schwindelig, als wäre ich in einem von diesen irrsinnig dahinwirbelnden Fahrgeschäften auf einem Jahrmarkt gefangen. Trotzdem schaffte ich es irgendwie, mich auf allen vieren krabbelnd vorwärts zu bewegen. Ich hatte nur ein Ziel: möglichst rasch weg von Matt zu kommen.

Etwa drei Meter weit schaffte ich es, dann brach ich zusammen.

Und dann lag ich von Schmerzen gepeinigt da und muss wohl irgendwann einmal wieder eingeschlafen sein, denn als ich den Kopf wieder hob, war der Himmel über der Schlucht tiefschwarz. Ich setzte mich auf und lehnte mich an einen großen, runden Felsen.

Ein voller Mond ging auf und tauchte den Boden der Schlucht in blasses, bläuliches Licht. Er beleuchtete auch Matt.

Meinen stillen Partner.

Irgendwie kam er mir fast schon wie ein alter Freund vor.

Ein Kumpel, den ich schon ewig kannte und der sich in letzter Zeit sehr zu seinem Nachteil verändert hatte - vor allem, was die persönliche Hygiene anbelangte.

Ich hatte nicht die geringste Ahnung, wer er wohl sein mochte.

Vielleicht ein Goldsucher, überlegte ich mir. Er war Walter Huston, ich war Humphrey Bogart. Und wir hatten gerade eine Pechsträhne - wobei es ihn schlimmer getroffen hatte als mich.

»Sieht so aus, als würden wir uns keine Kaninchenfarm mehr kaufen, Lenny«, sagte ich zu ihm.

Falscher Film. Falsche Rolle. Trotzdem sagte ich es.

»Ist alles nicht so leicht«, sagte ich.

Ich überlegte mir, ob ich nicht zu ihm krabbeln und mir sein Gesicht ansehen sollte. Vielleicht kannte ich ihn ja.

War er am Ende etwa Keith?

Vielleicht hatten Wesley und Thelma ihn ausgegraben und seine Leiche hierher geschafft, um uns hinters Licht zu führen.

Nein.

Matt war zu groß für Keith.

Und Andrew konnte es auch nicht sein. Auch die falsche Größe. Außerdem hätten sie seine Leiche aus dem Meer fischen müssen.

Aber wer war er dann?

Oder sie? Matt könnte ja auch eine Frau sein, denn schließlich hatte ich nur den Rücken einer verwesenen Leiche gesehen. Wenn, dann war sie keine Frau aus unserer Gruppe. Die waren alle noch am Leben gewesen, als sie schon in der Schlucht gelegen hatte.

Allerdings hatte ich Thelma nicht mit eigenen Augen gesehen. Aber wer sollte mir von hinten auf den Kopf geschlagen haben, wenn nicht Thelma.

Außerdem hatte Matt nicht ihre Figur.

Genauer betrachtet hatte er überhaupt keine weibliche Figur.

Das hieß zwar nicht, dass er unbedingt ein Mann sein musste, aber immerhin hatten auch Kimberly und Billie ihn für einen gehalten - nämlich für Wesley. Auch wenn wir uns schließlich wegen seiner Identität nicht ganz sicher gewesen waren, hatte doch niemand an seinem Geschlecht gezweifelt.

Jetzt fragte ich mich, ob das richtig war.

Auch wenn Matt höchstwahrscheinlich keine Mathilda war, machte er mich doch neugierig.

Kannte ich ihn? Oder sie?

Es gab nur einen Weg, das herauszufinden.

Aber ich wollte mich nicht bewegen.

Und ich wollte schon gar nicht die Leiche aus der Nähe sehen:

- A. Sie stank.
- B. Ihr Gesicht war bestimmt grässlich entstellt.
- C. Sie war voller Maden und anderem Viechzeug.
- D. Wenn ich mich ihr näherte, würde ich wieder das Grausen kriegen.

E. Oder ich würde wieder kotzen müssen.

F. Alle diese Punkte waren einfach zu viel für mich.

Also blieb ich, wo ich war.

Ich schaute hinauf zum Rand der Schlucht und versuchte mir zusammenzureimen, was überhaupt passiert war.

Offenbar hatte man mich bewusstlos geschlagen und in die Schlucht geworfen. Aber was war mit den Frauen?

Eines stand fest: Sie hatten die Schlacht nicht gewonnen.

Sonst wäre ich nicht Tage später am Boden der Schlucht aufgewacht. Auf einer Leiche und ganz allein.

Die Frauen hätten sich um mich gekümmert.

Nicht unbedingt, überlegte ich mir. Was wäre denn, wenn sie den Kampf gewonnen hätten, *nachdem* ich in die Schlucht gefallen war? Eine von ihnen - vermutlich Kimberly - wäre dann wohl heruntergeklettert und hätte nach mir gesehen. Kann sein, dass sie mich für tot gehalten und liegen gelassen hat.

Möglich war das, aber ziemlich unwahrscheinlich.

Kimberly war nicht dumm. Sie hätte bestimmt erkannt, dass ich noch am Leben war.

Als ich an Kimberly dachte, fiel mir ein, wie ich sie zum letzten Mal gesehen hatte. Sie hatte das Seil in der Hand gehabt und war dabei gewesen, hinunter in die Schlucht zu klettern.

Jetzt war sie nicht mehr hier unten, das hatte ich inzwischen festgestellt. Außer mir und der Leiche befand sich niemand in der Schlucht. Obwohl ich das wusste, sah ich mich noch einmal ganz genau um. Keine Spur von Kimberly oder sonst jemandem.

Wahrscheinlich war sie an dem Seil wieder hochgeklettert und hatte den anderen geholfen.

Ohne Erfolg, wie ich annehmen musste.

Bevor ich bewusstlos geworden war, hatte ich noch gesehen, wie Wesley sich auf Connie gestürzt hatte. Vermutlich hatte er sie kurz darauf mit seinen Macheten in Stücke gehauen. Und dann hatten er und Thelma kurzen Prozess mit Billie gemacht.

Somit hätte es Kimberly, als sie wieder aus der Schlucht herauskam, allein mit zwei Gegnern aufnehmen müssen.

Sie wäre durchaus in der Lage gewesen, einen solchen Kampf zu gewinnen. Stark genug war sie.

Aber wenn sie gewonnen hatte, wo war sie dann jetzt? Und warum hatte sie mich hier unten gelassen?

Nein, sie sind tot, dachte ich. Alle drei. Billie, Kimberly und Connie. Tot.

Danach wäre ich fast verrückt geworden, wenn ich mich nicht an einen winzigen Strohalm der Hoffnung hätte klammern können: dass sie den Kampf vielleicht doch gewonnen, mich aber für tot gehalten und zurückgelassen hatten. Wenn ich es schaffte, aus dieser Schlucht heraus und hinunter zum Lager zu kommen, würde ich sie dort antreffen. Lebendig und bei bester Gesundheit.

Meine Güte, würden die sich freuen, mich zu sehen!

Und ich erst!

Was für ein Fest wir feiern würden!

Aber ich wusste, dass sie tot waren.

Manchmal ist es nicht das Schlechteste, sich etwas vorzumachen. Anstatt mich in hoffnungslose Gedanken zu verstricken, musste ich zusehen, dass ich aus dieser Schlucht herauskam.

Mit Mühe gelang es mir, mich aufzurappeln. Und dann ging ich erst einmal die ganze Schlucht ab und schaute in alle dunklen Winkel und hinter jeden Busch, ob Kimberly nicht vielleicht doch dort war.

Ich fand niemanden.

Ich fand auch keine Köpfe oder anderen Körperteile.

Ich fand überhaupt nichts.

Nicht einmal das Seil. Nach dem Kampf musste es jemand hinaufgezogen haben. (Wieso sollte man auch ein völlig intaktes Seil zurücklassen?)

Es hätte mir sowieso nicht viel genützt, auch wenn es noch herabgehangen hätte. Ich konnte mich kaum richtig auf den Beinen halten, geschweige denn an einem Seil eine kerzengerade Felswand hinaufklettern.

Trotzdem versuchte ich es ohne Seil.

Zum Glück schaffte ich es nie allzu hoch hinauf, denn ich fiel ständig wieder herunter.

Insgesamt dreimal.

Dann ging ich ans offene Ende der Schlucht.

Der Abgrund lag in tiefer Dunkelheit, aber ich konnte die Wipfel von Bäumen im Himmel *über* mir sehen. Wenn ich mich unterhalb der Baumwipfel befand, konnte der Abgrund nicht allzu tief sein.

Vermutlich würde ich einen Sprung nach unten relativ unbeschadet überleben.

Mehr wollte ich nicht wissen.

Ich ging an den Rand der Felsplatte und versuchte, mich daran hinab zu lassen. Dabei stützte ich mich mit beiden Händen ab wie Kimberly, als sie mich gebeten hatte, ihr das Schweizer Messer aus dem Höschen zu ziehen.

Wo war das Messer eigentlich?

Bevor mir schwarz vor Augen geworden war, hatte ich es noch in der Hand gehabt.

Hatte ich es vielleicht im letzten Augenblick noch in eine meiner Hosentaschen gesteckt?

In einer der hinteren konnte es nicht sein, soviel war klar. Ich hatte so lange auf dem Rücken gelegen, dass ich es bestimmt irgendwann einmal gespürt hätte. Und in den vorderen Taschen war es wohl auch nicht, denn dort hatte ich das Rasiermesser, Andrews Feuerzeug, Billies kleine Tube mit Sonnencreme und ein Päckchen mit geräuchertem Fisch. Jetzt, wo ich mit durchged-

rückten Armen an der Felskante hing, spürte ich, wie all diese Dinge an meine Oberschenkel gepresst wurden.

Ein Taschenmesser spürte ich nicht.

Das hatte ich auch nicht erwartet.

Wahrscheinlich lag es irgendwo am Boden der Schlucht. Konnte ja sein, dass ich es immer noch in der Hand gehabt hatte, als man mich hinunterwarf.

Ich stemmte mich wieder hoch und schleppte mich zurück zu der Stelle, an der ich gelegen hatte.

Der Stelle, an der auch Matt lag. Oder Mathilda.

Das zeigt, wie wichtig mir das Messer war.

Für ein gutes Messer wie dieses ist man bereit, eine Menge auf sich zu nehmen.

Außerdem hatte es für mich einen hohen Erinnerungswert.

Ich wollte es unbedingt wiederhaben.

Nachdem ich etwa einen Meter von der Leiche entfernt in die Knie gegangen war, kramte ich Andrews Feuerzeug aus der Hosentasche und knipste es an. Dann kroch ich auf Händen und Knien auf dem felsigen Boden herum und suchte im schwachen Licht der kleinen, gelben Flamme nach dem Taschenmesser. Dabei vermied ich, so gut es ging, die Leiche anzusehen, aber manchmal ließ es sich nicht vermeiden.

Und irgendwann gewöhnt man sich an alles.

So versessen war ich auf das Taschenmesser, dass ich mich sogar fragte, ob es womöglich unter dem Leichnam liegen könnte. Natürlich nicht *direkt* darunter, aber es hätte ja irgendwo zwischen seine Gliedmaßen gefallen sein können.

Mein Feuerzeug half mir da wenig weiter, ich musste schon mit den Händen den Boden unter seinem Kinn und zu beiden Seiten des Halses abtasten. Auch den Raum unter den Achseln untersuchte ich, ebenso wie den ganzen Rand der Leiche. Ich schob sogar ihre Beine auseinander und sah nach, ob das Messer nicht dorthin gefallen war.

Dabei erkannte ich zwar ohne jeden Zweifel, dass Matt keine Frau war, aber das Messer fand ich nicht.

Schließlich drehte ich den Toten um. (Wenn schon, denn schon). Als er zur Seite rollte, hoffte ich sehr, dass das Messer zum Vorschein kommen würde, aber natürlich war es nicht da.

Aber ich sah mir den Toten jetzt doch von vorne an.

Im Licht des Feuerzeugs und des Mondes sah ich, dass sein Gesicht nur noch eine zerschlagene, blutverkrustete Masse war, und dass an der linken Seite seiner Brust eine tiefe, hässliche Wunde klaffte.

Bestimmt hatten Wesley und Thelma ihm diese Verletzung zugefügt, damit wir ihn für Wesley hielten, und weil sie nicht sicher hatten sein können, dass er bei seinem Fall in die Schlucht auf dem Gesicht landen würde, hatten sie es bis zur Unkenntlichkeit entstellt, bevor sie ihn hinuntergeworfen hatten.

Aber wer war er? Bestimmt weder Keith noch Andrew, so viel stand fest. Aber wo, um alles in der Welt, hatten sie denn einen Mann als Köder für ihre Falle gefunden?

Ich gab die Suche nach Kimberlys Messer auf, steckte das Feuerzeug wieder ein und begab mich ein weiteres Mal ans offene Ende der Schlucht. Dort ließ ich mich über den Rand hinab und begann, die senkrechte Felswand hinunterzuklettern.

Ich schaffte es in Rekordzeit, indem ich gleich auf den ersten Zentimetern den Halt verlor und abstürzte.

Zum Glück brach ich mir dabei keine Knochen. Und ohnmächtig wurde ich auch nicht. Als ich dann nach ein paar Stunden aufstehen und mich auf den Weg machen konnte, ging die Sonne auf.

Ohne große Mühe fand ich zurück zur Lagune, die ich an ihrem südlichen Ende erreichte. Nachdem ich meine Hosentaschen auf einem flachen Felsen ausgeleert hatte, zog ich die Turnschuhe und Socken aus. Es war ein wunderbares Gefühl, barfuß zu sein.

Dann kletterte ich hinunter ans Wasser und wusch mir, so gut es ging, die Hände, bevor ich mir mit ihnen Wasser zum Trinken in den Mund schöpfte.

Köstlich!

Kühles, klares Wasser! (Gut, soo kühl war es nun auch wieder nicht, aber es schmeckte trotzdem wunderbar.)

Nachdem ich eine Menge davon getrunken hatte, watete ich so weit in die Lagune hinaus, bis ich sie fast vollständig überblicken konnte.

Außer mir schien niemand hier zu sein.

Ich tauchte unter. Das Wasser kam mir auf meiner geschundenen und von Insekten zerbissenen Haut wie eine kühlende Salbe vor. Lange blieb ich unter Wasser und wusch mir wieder und wieder Brust, Bauch, Arme und Beine. Dann zog ich die Shorts aus und rubbelte den Stoff so lange im klaren Wasser, bis wenigstens der schlimmste Schmutz verschwunden war. Ganz sauber wurden sie natürlich nicht. Als ich damit fertig war, watete ich zurück ans Ufer und warf die Hose auf den nächsten Felsen, bevor ich ebenso gründlich wie vorher die Körperstellen wusch, die ich bisher nicht hatte erreichen können.

Danach schwamm ich hinüber zum Wasserfall, stellte mich darunter und ließ mir bestimmt eine halbe Stunde lang das Wasser über Kopf und Schultern laufen in der Hoffnung, dass es mir auch die letzten Reste von Matt vom Rücken spülte.

Zurück am Südende der Lagune suchte ich mir eine große, ziemlich flache Felsplatte, auf die ich hinaufkletterte und mich auf dem Rücken in die Sonne legte.

Bald schlief ich ein. Falls ich Träume hatte, erinnerte ich mich nicht mehr an sie.

Am späten Nachmittag erreichte ich den Strand.

Inzwischen hatte ich aufgehört, mir etwas vorzumachen. Ich wusste, dass die Frauen nicht dort sein würden.

Unser Lager sah so aus, wie wir es vor ein paar Tagen verlassen hatten.

Nur das Feuer war ausgegangen.

Ich fand meinen Rucksack, öffnete ihn und holte einen meiner Kugelschreiber und mein Tagebuch heraus.

Es war jetzt mein einziger Begleiter.

Ich setzte mich im Schneidersitz in den Sand, legte das Tagebuch auf meinen Schoß und blätterte es durch, bis ich die erste leere Seite fand.

Dann schrieb ich: Wievielter Tag? Keine Ahnung.

Und darunter schrieb ich: »Überlegungen anlässlich der Rückkehr zu meinem Tagebuch.«

Leichenschau

Es hat verdammt lang gedauert, das alles aufzuschreiben. Gestern Vormittag habe ich angefangen, meine Wanderung den Bach hinauf zu beschreiben, die ich am Abend zuvor unternommen hatte, und erst als ich damit schon zur Hälfte fertig war, habe ich beschlossen, zunächst die Geschichte von unserer Niederlage zu erzählen.

Irgendwie fällt es mir sehr schwer, mich bei all diesen Sachen kurz zu fassen. Und so habe ich schon wieder einen ganzen Tag mit Schreiben verbracht und bin immer noch nicht auf dem neusten Stand.

Seit ich zurück im Lager bin, habe ich kein Feuer gemacht (irgendwie will ich möglichst unauffällig bleiben), deshalb kann ich nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr weiter schreiben. Und so habe ich gestern aufhören müssen, bevor ich beschreiben konnte, wie ich von Matt herunterkletterte.

Heute Vormittag bin ich wenigstens zu meinem Bad in der Lagune und meiner Rückkehr zum Lager gekommen.

Und jetzt werde ich den Rest meines Ausflugs den Bach hinauf und meine Suche nach den Frauen schildern, die vor zwei Näch-

ten stattgefunden hat. Als ich die Erzählung unterbrochen habe, hatte ich den schlimmen Teil noch vor mir, aber jetzt muss ich sie fertig kriegen, damit ich für eine Weile mit dem Schreiben aufhören und mir überlegen kann, was ich als Nächstes tun soll.

Ich hatte unterbrochen, als ich oberhalb des Wasserfalls nackt und mit dem Rasiermesser in der Socke durch den Dschungel lief.

Bald hatte ich die Stelle gefunden, an der Billie, Connie und ich Kimberly getroffen hatten. Ohne Kimberlys Führung war es allerdings nicht leicht, von dort wieder zu der Schlucht zu finden. Mehr als einmal bekam ich das Gefühl, im Kreis zu laufen, weil ich immer wieder an Felsen oder Bäumen vorbei kam, die ich vorher schon einmal gesehen hatte.

Im Grunde genommen machte mir das nichts aus, denn ich hatte es nicht eilig, zu der Schlucht zu gelangen. Eigentlich wollte ich sie *überhaupt nicht* erreichen, aber ich suchte trotzdem weiter.

Und schließlich fand ich sie sogar. Hinter einem Felsen hervor betrachtete ich den Ort, an dem der Kampf stattgefunden hatte.

»Gott sei Dank«, murmelte ich, als ich im Licht des Mondes nirgendwo eine Leiche entdecken konnte.

Ohne es zu wollen, brach ich in Tränen aus.

Eigentlich hatte ich erwartet, oberhalb der Schlucht die Leichen meiner drei Frauen zu finden. Und wenn nicht alle, so doch eine oder zwei.

Ich verspürte ein immenses Gefühl der Erleichterung.

Es hielt etwa so lange an wie mein Weinen. Als ich damit fertig war, sah ich vieles realistischer. Dass ich keine Leichen gefunden hatte, war an und für sich ein gutes Zeichen, aber noch lange keine Garantie dafür, dass sie noch am Leben waren.

Es konnte schließlich auch sein, dass Wesley und Thelma sie umgebracht und dann weggeschafft hatten, um sie zu beerdigen, zu verbrennen, im Meer zu versenken, in eine Schlucht zu werfen oder irgendwelche schlimmen Spielchen mit ihnen zu treiben. Woher sollte ich wissen, was den beiden alles einfiel?

Vielleicht hatten sie die Frauen ja auch gefangen genommen und irgendwo hingeschafft.

Als ich aus dem Schutz des Felsens heraustrat, fragte ich mich, ob ich nicht vielleicht in eine neue Falle tappte. Schließlich war das hier feindliches Gebiet, auf dem wir schon einmal in einen Hinterhalt gelaufen waren.

Ich bückte mich, zog das Rasiermesser aus der Socke und klappte es auf. Dann ging ich langsam auf die Stelle zu, an der sie uns angegriffen hatten. Auf dem Weg sah ich mich nach allen Richtungen um, aber es war weit und breit niemand zu sehen.

Nicht weit vom Rand der Schlucht entfernt fand ich Connies Badetuchweste, die zusammengeknüllt im Schatten eines Felsblocks lag. Ich nahm den Griff des Rasiermessers zwischen die Zähne, bückte mich und hob die Weste auf. Dann untersuchte ich sie im Mondlicht so genau, wie ich konnte.

An der Weste schien kein Blut zu sein, was ich als ein weiteres gutes Zeichen wertete.

Weil ich die Weste nicht zurücklassen, aber auch meine Hände frei haben wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als sie anzuziehen.

Als ich das tat, fühlte ich mich Connie seltsam nahe. Die Weste kam mir vor, als wäre sie ein lebendiger Teil ihres Körpers gewesen, der mich jetzt auf eine intensive Weise mit ihr verband. (Auf einmal begriff ich besser, weshalb Kimberly ständig das Hawaiihemd ihres getöteten Ehemanns getragen hatte.)

Während ich in die Weste schlüpfte, sah ich, dass unter dem Felsen noch etwas lag. Es war ein Fetzen Stoff, der ganz dunkel von getrocknetem Blut war. Das beunruhigte mich nicht sonderlich, denn er war vermutlich der Verband von Connies Wunde gewesen, den sie zusammen mit der Weste verloren hatte.

Ich ließ den Fetzen fallen, nahm das Rasiermesser aus dem Mund und setzte meine Suche fort.

Ich muss wie ein Verrückter ausgesehen haben, als ich nur mit einer Socke und einer Handtuchweste bekleidet durch die Nacht

schlich, ein aufgeklapptes Rasiermesser in der Hand. Ein wahnsinnig gewordener Robinson Crusoe. Ein schiffbrüchiger Killerbarbier Sweeney Todd.

Aber es war niemand da, der mich hätte sehen können, als ich, ständig auf der Hut vor etwaigen Angreifern, mit meiner Besichtigung des Schlachtfelds fortfuhr.

Die Axt und das Seil waren verschwunden, und ich konnte auch keinen unserer selbst gebastelten Speere und Tomahawks entdecken.

Auch das Schweizer Messer nicht, obwohl ich nach dem besonders gründlich suchte. Ich schritt nicht nur die ganze Gegend in einer Art Suchgitter ab, ich kroch auch auf allen vieren über jeden Quadratzentimeter der Stelle, an der ich es zum letzten Mal in der Hand gehabt hatte.

Das Messer war nirgends zu finden. Bis auf Connies Weste und den Fetzen T-Shirt war nichts von uns übrig geblieben. Irgendjemand musste alles beseitigt haben (inklusive der drei Frauen).

Zum Glück konnte ich nirgendwo am Boden Blutspuren entdecken, was meiner Hoffnung, dass sie noch am Leben waren, weitere Nahrung gab. Wenn Wesley seine Macheten zum Einsatz gebracht hätte, wäre bestimmt eine Menge Blut geflossen, das mir bestimmt nicht entgangen wäre, auch wenn inzwischen mehrere Tage vergangen waren und ich meine Suche bei Mondlicht durchführte.

Natürlich hätte jemand hinterher die Stelle saubermachen können, aber dann stellte ich mir Thelma vor, wie sie mit Eimer und Bürste die Felsen schrubbte.

Lächerlich.

In einer anderen Landschaft hätte der Wind vielleicht Laub oder Sand über die Blutspuren wehen können, aber hier, wo der Untergrund fast überall aus nacktem Fels bestand, war so etwas nicht möglich.

Wenn hier viel Blut vergossen worden wäre, hätte ich zumindest einen Teil davon entdecken müssen. Hier auf unserem Schlachtfeld war jedenfalls niemand zerstückelt, aufgeschlitzt oder erstochen worden.

Bevor ich mich auf den Rückweg machte, legte ich mich am Rand der Schlucht flach auf den Boden und spähte hinab.

Bis auf Matt war dort nichts.

Er lag noch immer auf dem Rücken, und starrte zu mir herauf.

Nein, er *starrte* natürlich nicht, denn er hatte keine Augen mehr. Ich hatte mir sein Gesicht damals, als ich ihn umgedreht hatte, ziemlich genau angesehen. Die Nase war platt, die Wangenknochen und der Kiefer eingeschlagen gewesen und da, wo vorher die Augen gewesen waren, hatten hässliche, kleine Krater geklafft.

Trotzdem hatte ich, als ich zwei Nächte später zu ihm hinabspähte, das *Gefühl*, als würde er mich anstarren, und das jagte mir einen eiskalten Schauer den Rücken hinunter.

Und wenn er jetzt plötzlich aufsteht und aus der Schlucht klettert?

Völliger Blödsinn, ich weiß, aber manchmal kommen mir einfach solche Gedanken.

Von scheußlicher Angst ergriffen robbte ich vom Rand der Schlucht zurück.

Einmal noch ließ ich den Blick über den Schauplatz unseres Waterlooos schweifen, dann trat ich den Rückweg an.

Eine ganze Weile ging mir Matt nicht mehr aus dem Kopf. Als ich dort unten auf ihm gelegen hatte, waren wir fast so etwas wie Freunde gewesen, aber jetzt hatte ich den Eindruck, dass er mich hasste. Vielleicht weil ich ihn im Stich gelassen hatte?

Und wieder sah ich seinen entstellten, verstümmelten Leichnam, wie er behände die glatte Felswand hinaufkletterte und mit einem grässlichen Grinsen auf seinem zerschlagenen Gesicht hinter mir herkam.

Unsinn. Aber so ist das nun mal. Wenn man erst mal so ein gruseliges Zeug im Kopf hat, wird man es so schnell nicht wieder los.

In meinem Bestreben, möglichst schnell von der Schlucht wegzukommen, verlief ich mich und irrte eine Weile orientierungslos herum, wobei ich ständig Angst hatte, dass hinter jedem Busch und jedem Felsblock ein zähnefletschender Matt hervorspringen könnte (ich weiß, ich hatte nicht mehr alle Tassen im Schrank, aber so ist es nun einmal, wenn man Angst hat). Als ich schließlich den Bach erreichte, der mich zum Wasserfall und zur Lagune führen würde, war ich sehr erleichtert.

Als ich mir sicher war, dass Matt mich nicht mehr verfolgte, dachte ich wieder an meine Frauen. Seit ich an der Schlucht gewesen war, hatte ich ein relativ gutes Gefühl dabei.

Gut, sie konnten tot sein.

Aber irgendwie bezweifelte ich das jetzt.

Keine Leichen am Schauplatz des Kampfes. Kein Blut.

Es kam mir jetzt immer wahrscheinlicher vor, dass die drei noch am Leben waren.

Man nimmt jemanden nur dann gefangen, wenn man auch will, dass er am Leben bleibt. Sonst macht man sich nicht die Mühe, ihn zu fesseln, und geht auch nicht das Risiko ein, dass er sich später gewaltsam befreit und einen dabei womöglich umbringt.

Als ich den Wasserfall erreichte, war ich mir ziemlich sicher, dass meine drei Frauen noch am Leben waren und dass es mir gelingen würde, sie zu retten.

Das war ein tolles Gefühl!

So toll, dass ich am liebsten über den Wasserfall nach unten gesprungen wäre, obwohl ich genau wusste, dass dort das Wasser der Lagune höchstens hüfttief war.

Weil mich die diversen Stürze in der letzten Zeit genügend mitgenommen hatten, verknipte ich mir das Erlebnis und kletterte neben dem Wasserfall zur Lagune hinab. Dort angekommen, hielt ich auf einem flachen Felsen kurz inne, überprüfte, ob das Ra-

siermesser sicher in meiner Socke steckte und rollte Connies Badetuchweste sorgfältig zusammen.

Ich ging ins Wasser und schwamm ans andere Ufer. Dabei hielt ich die Weste mit einer Hand über meinen Kopf und legte sie auf den Felsen, auf dem ich vorhin schon meine Shorts deponiert hatte.

Die nächsten fünfzehn Minuten verbrachte ich äußerst angenehm. Ich schwamm in die Lagune hinaus, ließ mich entspannt auf dem Rücken treiben und genoss es, wie das weiche, warme Wasser an meinem Körper entlangglitt. Nach wie vor empfand ich es als ein magisches Element, in dem ich, wenn ich wollte, Teile von mir oder auch meinen ganzen Körper unsichtbar machen konnte, und eine Zeit lang kam es mir so vor, als ob ich im Wasser ein wunderbares, neues Zuhause gefunden hätte.

Ich überlegte mir sogar, ob ich das Lager am Strand nicht aufgeben und fortan am Ufer der Lagune leben sollte.

Drüben am nördlichen Ufer entdeckte ich eine Stelle, wo eine Felsplatte von der Größe eines Esstisches in leichter Schräge hinab ins Wasser führte. Vermutlich hatte ich sie schon vorher gesehen, ihr aber keine Beachtung geschenkt. Jetzt aber stach sie mir ins Auge, weil sie vom Mondlicht beschienen wurde und sich damit wie ein kleines, glitzerndes Schneefeld deutlich vom dunklen Ufer abhob.

Ich bekam große Lust, auf sie hinaufklettern, mich hinzulegen und ein Bad im Mondlicht zu nehmen.

Also schwamm ich hinüber und watete, als das Wasser seicht genug war, an Land.

Als mir das Wasser nur noch bis zu den Hüften reichte, verfring sich mein rechter Fuß in einer weichen, glitschigen Masse am Boden der Lagune. Ich kam ins Straucheln und fiel hin, und erst als ich der Länge nach im Wasser lag, gelang es mir, meinen Fuß wieder zu befreien.

Ich rappelte mich auf und sah mich um. Rings um mich sah ich nichts als schwarzes Wasser, auf dem an manchen Stellen das Mondlicht glitzerte.

Und dann kam mir langsam ein Verdacht, was mich zu Fall gebracht haben könnte.

Ein grässlicher Verdacht. Obwohl mir ein kalter Schauer den Rücken herunterlief, musste ich mich vergewissern, ob meine Vermutung zutraf.

Ich holte tief Luft und beugte mich vor, bis mein Oberkörper ins Wasser eintauchte und ich mit den Händen den Boden der Lagune abtasten konnte.

Es dauerte eine Weile, bis ich das Ding gefunden hatte, und dann ertastete ich es nicht mit den Händen, sondern trat ein weiteres Mal drauf. Diesmal allerdings mit dem linken Fuß, und weil ich sowieso schon halb im Wasser lag, verlor ich nicht das Gleichgewicht. Nachdem ich noch einmal tief Luft geholt hatte, unterzog ich meinen Fund einer genaueren Untersuchung.

Es war eine tote Frau.

Ihr Bauch war vom Brustbein bis hinunter zum Schritt aufgeschlitzt, und da, wo eigentlich ihre Gedärme hätten sein sollen, befand sich eine Ladung großer Steine.

Vor Schreck muss ich laut aufgeschrien haben, denn auf einmal hatte ich den ganzen Mund voller Wasser und musste sofort auftauchen. Nachdem ich mich ausgehustet hatte, fing ich am ganzen Körper zu zittern an.

Am liebsten wäre ich weggelaufen. Weg von der Lagune, weg von der mit Steinen gefüllten Leiche.

Aber erst musste ich wissen, wer die Tote war.

Das Geschlecht der Leiche hatte ich ertasten können, aber nicht, wer diese Frau war.

Ich holte Luft und tauchte so rasch, dass ich es mir nicht wieder anders überlegen konnte, noch einmal unter Wasser.

Das Erste, was meine Finger fanden, war eine Schulter, an der entlang ich mich zum Gesicht der Toten tastete. Dabei vermied

ich es, in die Nähe der Augen zu kommen, die ich auf keinen Fall berühren wollte. Vielleicht waren sie ja noch offen - oder gar nicht mehr vorhanden.

Ihr Mund stand offen, und ich fuhr an Lippen und Zähnen entlang und versuchte dabei, mir vorzustellen, zu welchem Gesicht sie wohl gehörten. Welche der Frauen hatte schöne, gerade Zähne gehabt?

Soweit ich mich erinnern konnte, alle vier.

Dann fuhr ich mit den Fingern durch ihre Haare. Es war kurz, weshalb Kimberly schon einmal ausschied (außer, jemand hatte ihr die langen Haare abgeschnitten).

Ich hoffte, dass die Tote Thelma war, was mir aber angesichts der Tatsache, dass sie mit Wesley gemeinsame Sache machte, nicht sehr wahrscheinlich schien.

Ich tauchte kurz auf, schnappte nach Luft und ging gleich wieder unter Wasser.

Ich war nicht gerade darauf versessen, die Brüste einer Leiche abzutasten, aber mir blieb nichts anderes übrig, denn ihre Größe konnte mir wertvolle Hinweise geben. Also legte ich meine Hände darauf (übrigens das erste Mal in meinem Leben, dass ich nackte Brüste anfasste, und dann gleich so). Für Kimberly und Connie waren sie zu groß und für Thelma zu klein. Aber für Billie ...

Billie!

Großer Gott, hoffentlich war sie es nicht wirklich. Aber gab es denn eine andere Möglichkeit? Keine der anderen hatte einen Busen in dieser Größe.

Verzweifelt tastete ich mit beiden Händen den restlichen Körper der Leiche ab. Ich spürte ihre breiten Schultern, ihre schmale Taille, den soliden Umfang ihrer Oberschenkel.

Nicht nur die Brüste passten in Form und Größe zu Billie.

Die ganze Leiche fühlte sich wie Billie an.

Nein!

Außer mir vor Schmerz stellte ich mich rittlings über die Leiche und entfernte mit beiden Händen die Steine, die ihr jemand in den aufgeschlitzten Bauch gestopft hatte.

Jemand?

Wesley!

Dieser gottverdammte Wesley Duncan Beaverton III.

Wie hatte er ihr das nur antun können? Wie hatte er meine Billie umbringen, wie sie so grässlich zurichten können?

Mir kam ein schrecklicher Gedanken: Vielleicht hatte er das ja auch mit den anderen gemacht.

Vielleicht lagen auch Kimberly und Connie ausgeweidet und mit Steinen beschwert irgendwo in der Lagune.

Wie ein Besessener fuhr ich fort, der Toten die Felsbrocken aus dem Bauch zu reißen.

Als ich die Luft nicht mehr länger anhalten konnte, schnellte ich mit dem Kopf aus dem Wasser und brüllte, so laut ich konnte, in die Nacht hinaus: »Wesley! Du arschfickendes, schwanzlut-schendes Stück Scheiße! Ich bring dich um! Ich schneide dir die Eier ab und zwinge dich, sie AUFZU-FRESSEN, du gottverdammtes Arschloch!«

Noch während ich das schrie, fing ich zu weinen an.

Aber ich schrie weiter.

Ich schrie Dinge, die ich jetzt nicht wiederholen mag.

Erst als ich vom Brüllen und Heulen so erschöpft war, dass ich keinen Ton mehr herausbrachte, hörte ich auf und blieb eine Weile schwer atmend im hüfthohen Wasser stehen.

Es dauerte ziemlich lange, bis ich genügend bei Atem war, um wieder untertauchen zu können.

Im Bauch der Leiche war noch immer eine ganze Menge Ballast. Anstatt die Steine alle einzeln herauszuklauben, ging ich in die Hocke, packte die Tote am linken Oberarm und der linken Hüfte und drehte sie um, sodass die restlichen Steine aus ihrem Bauch herausfielen.

Sofort fing sie an, nach oben zu steigen. Ich hielt sie am Arm und richtete mich auf. Als sie an die Oberfläche kam, gab es ein leises, plätscherndes Geräusch. Im Mondlicht konnte ich ihre blasse Form nur undeutlich erkennen. Langsam brachte ich sie zu der schrägen Felsplatte, wo ich sie aus dem Wasser zog. Sie machte dabei platschende Geräusche wie jemand, der aus der Badewanne steigt.

Als ich sie weit genug herausgezogen hatte, ließ ich ihre Arme los.

Der Mond schien auf uns herab wie ein Scheinwerfer, den man gedimmt hatte, um eine unheimliche Lichtstimmung zu erzeugen. Trotzdem war er hell genug, um mich einiges erkennen zu lassen.

Die Tote war offenbar geschlagen worden, denn an Rücken und Gesäß entdeckte ich große, graue Flecken, die mir wie Blutergüsse vorkamen. Darüber sah ich kreuz und quer verlaufende Striemen, die aussahen, als hätte man sie zusätzlich noch ausgepeitscht.

Außerdem entdeckte ich an ihrem Rücken viele Stichwunden, die mehrere Zentimeter breit und an den Rändern aufgequollen waren. (Es war durchaus möglich, dass sie von den Messern stammten, die ich an Wesleys Gürtel gesehen hatte.) Es war nicht leicht, sie alle zu finden, denn manche verbargen sich unter den Striemen der Peitsche, und so kroch ich auf Knien an der Leiche entlang, suchte nach weiteren Wunden und zählte sie.

Es waren achtzehn am Rücken der Leiche.

Keine an ihrem Gesäß.

Und doch machte ich dort eine andere wichtige Entdeckung. Es war etwas, das mir vielleicht viel früher aufgefallen wäre, hätte ich mich nicht so sehr auf die Wunden konzentriert.

Wenn man einmal von den Blutergüssen und den Striemen absah, hatte das Gesäß nämlich dieselbe blassgraue Farbe wie der Rücken und die Oberschenkel.

Billies Haut aber, das wusste ich, war tiefbraun gewesen - aber nur da, wo sie keinen Bikini angehabt hatte. Ihre Brust beispiels-

weise hatte, als ich sie einmal kurz zu Gesicht bekommen hatte, eine milchweiße Farbe gehabt. Wäre die Tote Billie gewesen, hätten sich an ihrem Po deutlich die hellen Umrisse eines Bikinihöschens abheben müssen.

Einen Augenblick lang war ich total erleichtert, weil es nicht Billie war, die da vor mir lag.

Aber dann kamen mir Zweifel.

Zwar hätte, seit ich sie das letzte Mal gesehen hatte, niemals ihre ganze Bräune verblassen können, aber möglicherweise hatte sie genügend Zeit gehabt, um auch an den Stellen nachzubräunen, die vorher vom Bikinihöschen bedeckt gewesen waren, vorausgesetzt, sie hatte die ganze Zeit nackt in der Sonne verbracht.

Und was war, wenn sie schon ein paar Tage im Wasser gelegen hatte? Veränderte das am Ende die Farbe der Haut?

Allzu lange konnte sie freilich nicht in der Lagune gewesen sein.

Instinktiv hatte ich zwar von Anfang an wahrgenommen, dass die Leiche sich noch in einem ziemlich guten Zustand befunden hatte, nur war mir das bisher noch nicht bis ins Bewusstsein vorgedrungen. Ich war lediglich erleichtert darüber gewesen, dass die Verwesung noch nicht so weit fortgeschritten war und sie sich weder glitschig noch steif oder aufgedunsen angefühlt hatte.

(Im Vergleich zu Matt wirkte sie wie Dornröschen.)

Jetzt aber fiel mir auf, dass sie sich *außerordentlich* frisch anfühlte.

Ich ergriff eine ihrer Hände und betrachtete im Licht des Mondes die Fingerkuppen. Sie waren zwar verschrumpelt, aber auch nicht viel mehr als meine eigenen.

Obwohl ich kein Gerichtsmediziner bin, war mir irgendwie klar, dass die Leiche kaum länger als eine Stunde in der Lagune gelegen haben konnte.

Vermutlich war sie noch lebendig, als ich oberhalb des Wasserfalls nach unserem Schlachtfeld gesucht hatte.

Hätte ich mich dort oben nicht zweimal verirrt, hätte ich mich nicht so lange dort umgesehen, dann ...

Dann was?

Dann wäre ich vielleicht zur Lagune zurückgekehrt, als sie gerade ermordet, ausgeweidet, mit Steinen gefüllt und versenkt wurde.

Vielleicht hätte ich sie noch retten können.

Oder vielleicht hätte man auch mich ermordet, ausgeweidet und so weiter ...

Leben und Tod hingen manchmal nur von der Frage ab, wann man sich wo aufhielt.

Nur sagt einem keiner, wo man wann sein muss, um am Leben zu bleiben.

Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, dass ich möglicherweise nur Minuten zu spät gekommen war, um einer Frau - vielleicht sogar Billie - das Leben zu retten.

Ich drehte die Tote um.

Und sah in ihren leeren, ausgenommenen Bauch.

Schaute ein bisschen länger auf ihre Brüste, die von Blutergüssen und Kratzern übersät waren, aber keine Stichwunden aufwiesen. Und dann zwang ich mich, ihr ins Gesicht zu sehen.

Im fleckigen Licht des Mondes war es voller dunkler Schatten und nicht leicht zu erkennen.

Trotzdem sah ich auf den ersten Blick, dass die Tote nicht Billie war.

Es war eine Frau, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Nicht einmal in meinen Träumen.

Ich schwamm zurück zu dem Felsen, auf dem ich meine Sachen gelassen hatte und holte Andrews Feuerzeug. Als ich wieder bei der Leiche war, besah ich mir ihr Gesicht noch einmal im Licht der kleinen, gelblichen Flamme.

Die Frau war definitiv eine Fremde.

Ihr Körper wies allerdings große Ähnlichkeit mit Billies auf. Sie war etwa im selben Alter wie sie, hatte eine ähnliche Figur, dieselbe Größe und fast dieselbe Haarfarbe.

Sogar die Gesichter der beiden hatten einiges gemeinsam. Obwohl ich wusste, dass die Frau nicht Billie war, wäre es mir schwer gefallen, die Unterschiede genau zu benennen. Die Frau war vor ihrem Tod bestimmt sehr attraktiv, um nicht zu sagen schön gewesen.

Ihr Gesicht zeigte übrigens keine Spuren von Gewaltanwendung.

(Vielleicht hatte Wesley es nicht entstellen wollen. Sie zu foltern und zu ermorden war ihm offenbar genug gewesen.)

Bevor ich sie verließ, zog ich die Leiche noch vollends an Land und versteckte sie hinter einem Felsen - vielleicht, damit ich sie nicht sehen musste, wenn ich später zur Lagune zurückkehrte.

Spekulationen

Jetzt bin ich mit meinem Bericht fast in der Gegenwart angekommen. Das ist gut, denn ich habe nur noch wenige leere Seiten in meinem Notizbuch.

Ich habe viel Zeit gehabt, um nachzudenken.

Ich glaube, dass die tote Frau irgendetwas mit Matt zu tun hat. Möglicherweise haben sie vor unserer Ankunft zusammen hier auf der Insel gelebt, vielleicht waren sie miteinander verheiratet.

Wesley hat wohl zuerst Matt ermordet - vielleicht kurz bevor Thelma in unser Camp kam und uns ihre Lügengeschichte aufgetischt hat. Bestimmt hat er erwartet, dass wir seine Leiche sehen wollen, weshalb der Tote schon seit Tag sechs unten in der Schlucht gelegen und auf uns gewartet hat. Das war zwei Tage, bevor man mich auf ihn draufgeworfen hat.

Die Frau hat Wesley am Leben gelassen und misshandelt, bis er sie vor zwei Nächten, als ich zum letzten Mal an der Lagune war, schließlich doch umgebracht hat.

Ganz offensichtlich hatte auch Thelma mit der Sache etwas zu tun. Die beiden arbeiteten zusammen. Sie sind Partner, Verbündete, Komplizen.

Manches von dem Gesagten ist natürlich Spekulation.

Aber mir erscheint es ziemlich logisch.

Allerdings habe ich auch eine Menge Fragen.

Wenn ich Recht damit habe, dass Matt und die Frau hier auf der Insel gewohnt haben, hatten sie dann ein Haus? Und ist das Haus der Ort, von dem Wesley solche Dinge wie die Axt und das Seil herhat?

Und wenn ja, wo *ist* dieses Haus?

Sind dort jetzt Kimberly, Billie und Connie?

Vermutlich.

Ziemlich sicher sogar. Wenn sie noch am Leben sind, finde ich sie bestimmt in dem Haus.

Letzte Worte

Okay. Jetzt bin ich mit meinem Tagebuch auf dem neusten Stand. Oder besser: Ich habe es abgeschlossen. Es gibt keinen Grund mehr, es hinauszuzögern. Ich kann mein Winchester House wohl doch nicht aus Worten bauen - es gibt einfach keinen Platz mehr dafür - oder so gut wie keinen.

Morgen breche ich auf, um meine Frauen zu suchen, und ich denke nicht, dass ich noch einmal hierher ins Lager zurückkehren werde. Ich habe vor, mit leichtem Gepäck zu reisen. Ich werde mir Andrews Shorts und Connies Badetuchweste anziehen sowie meine eigenen Socken und Schuhe. Natürlich nehme ich das Feuerzeug mit und Billies Sonnencreme auch, aber die eigentlich

nur, weil sie gut riecht und mich an sie erinnert. Meine einzige Waffe wird Thelmas Rasiermesser sein.

Ich werde auch den Rucksack mit diesem Tagebuch mitnehmen sowie die Kugelschreiber (für den Fall, dass ich Papier, aber kein Schreibwerkzeug finden sollte), meine Badehose (obwohl ich die nicht mehr getragen habe, seit mir Billie Andrews Shorts gegeben hat), Billies rosa Bluse (obwohl ich jetzt lieber Connies Weste trage) und das, was an Essbarem noch übrig ist.

Den Rest der Sachen lasse ich zurück, darunter auch Andrews Kamera. Bisher habe ich sie nicht verwendet und sehe auch jetzt keinen Grund, sie mitzuschleppen.

Je weniger ich zu tragen habe, desto besser.

Ich wünschte, ich hätte auch etwas von Kimberly. Ihr Schweizer Messer zum Beispiel, das früher einmal Andrew gehört hat. Aber ich habe es nirgends finden können.

So muss ich also ohne ein Souvenir von Kimberly aufbrechen.

Alles, was ich von ihr habe, sind meine Erinnerungen.

Mit etwas Glück allerdings werde ich Kimberly bald finden. Und die anderen beiden Frauen auch.

Wenn ich das geheimnisvolle Haus finden kann, werden sie dort sein. Darauf gehe ich jede Wette ein.

Und wenn ich die Frauen nicht finde oder wenn sie nicht mehr am Leben sind, dann sind Wesley und Thelma an der Reihe.

Ich werde sie mir vorknöpfen.

Und wie.

Das garantiere ich.

Ich werde sie für alle Schmerzen bezahlen lassen, die sie meinen Frauen zugefügt haben.

Und so endet mein Tagebuch mit einem grimmigen, fast brutalen Entschluss.

Aber ich kann es nicht ändern.

Natürlich werde ich auch den Rest der Geschichte erzählen, falls ich dazu noch in der Lage bin. Aber dafür muss ich erst einmal

frisches Papier finden. Und ich muss natürlich noch am Leben sein.

Beides wäre erstrebenswert.

Bis später.

Der Rest der Geschichte

Meine Suche nach dem geheimnisvollen Haus

Ich habe jetzt ein neues Notizbuch.

Seit meinem letzten Tagebucheintrag ist viel geschehen.

Ich werde mir Zeit nehmen, alles nachzutragen und ganz chronologisch vorgehen - anfangen mit dem Morgen, an dem ich mich auf die Suche nach dem Haus begeben habe.

Auf einer Insel, auf der nun wahrlich kein Mangel an leeren Stränden herrscht, würde wohl niemand, der noch halbwegs bei Verstand ist, sein Haus mitten in den Dschungel hineinbauen. Freier Meerblick und einfacher Zugang zum Strand sind einfach zu verlockend.

Ich war mir also sicher, dass ich nur am Strand entlangzugehen bräuchte, um irgendwann auf das Haus von Matt und der toten Frau zu stoßen.

Nachdem ich etwas geräucherten Fisch zum Frühstück gegessen hatte, füllte ich eine leere Whiskyflasche mit Wasser aus dem Bach, steckte sie in meinen Rucksack und brach auf.

Ich ging denselben Weg den Strand entlang nach Norden, den wir auch am Tag unserer Niederlage eingeschlagen hatten.

Damals waren Billie und Connie bei mir gewesen. Und Kimberly, die später ohne uns weggerannt war.

Jetzt musste ich den Weg ganz alleine gehen.

Obwohl ich beim Aufbruch bester Dinge und voller Zuversicht auf einen schnellen Erfolg gewesen war, kam mir mein Optimismus nach und nach abhanden, je länger sich der Weg den Strand entlang hinzog. Vielleicht hatte ich mich mit meiner Theorie ja getäuscht und es gab gar kein Haus auf dieser Insel.

Nach meinem damaligen Wissensstand (inzwischen habe ich eine ganze Menge mehr herausgefunden) mussten Matt und die Frau nicht einmal wirklich auf der Insel gelebt haben. Vielleicht waren auch sie nur für einen kurzen Besuch von ihrem Boot aus an Land gegangen, so, wie wir das auch getan hatten. Vielleicht waren auch sie Schiffbrüchige oder die Überlebenden eines Flugzeugabsturzes. Wenn das zutraf, suchte ich nach einer Behausung, die gar nicht existierte.

Nein, nein, sagte ich mir. Es *musst* ein Haus geben. Wo hätte Wesley sonst die Axt, das Seil, die Macheten und die Messer an seinem Gürtel herhaben sollen? Woher den Gürtel selbst?

Dieses Argument beruhigte mich für eine Weile.

Aber dann erinnerte ich mich daran, wie Billie und ich kurz nach Keiths Tod zu dem Schluss gekommen waren, dass Wesley sich möglicherweise bei einem früheren Besuch auf der Insel eine Art Depot angelegt hatte.

Bestimmt hatte er sich alles gut überlegt und dafür gesorgt, dass er nicht zum Opfer seiner eigenen Machenschaften wurde. Dass er uns zu Schiffbrüchigen machte, war eine Sache, dass er für sein eigenes Überleben Sorge trug, eine andere.

Genau aus diesem Grund musste er im Voraus einen geheimen Vorrat hierher geschafft haben, in dem auch gut die Axt, das Seil und alles andere hätten sein können.

Als ich einige Stunden am Strand entlang unterwegs war und immer noch kein Haus gefunden hatte, war ich davon überzeugt, dass es lediglich in meiner Fantasie existierte. Ich war ein Opfer meines Wunschdenkens geworden, hatte aus Verzweiflung falsche Schlüsse gezogen.

Es wäre auch zu einfach gewesen, wenn ich sie alle miteinander in einer Hütte am Strand angetroffen hätte. Dann hätte ich mich nur noch im Stil eines Guerillakämpfers in der Nacht anschleichen müssen und ...

Nein, so einfach war das wohl nicht.

Vermutlich würde ich im Dschungel Jagd auf sie machen müssen, und zwar in dem Gebiet oberhalb des Wasserfalls, in dem ich mich so gut wie nicht auskannte. Wer weiß, vielleicht gab es dort ja irgendwo eine Höhle, in der sie sich versteckten.

Der Gedanke, sie im Dschungel suchen zu müssen, war mir alles andere als angenehm.

Ich wollte am Strand bleiben, wo ich die Sonne und den sanften Wind spüren konnte und wo ich einen freien Blick in alle Richtungen hatte und sich niemand unbemerkt an mich anschleichen konnte.

Außerdem gab es ja vielleicht wirklich ein Haus.

Und selbst wenn es keines geben sollte, hatte ich viele gute Gründe, um weiter am Strand entlangzugehen. Niemand konnte wissen, was ich hier finden würde. Schon lange hatten wir vorgehabt, irgendwann einmal die Insel zu umrunden, aber wir waren nie dazugekommen. Wesley hatte dafür gesorgt, dass wir uns ständig um wichtigere Dinge hatten kümmern müssen.

Jetzt war ich endlich auf dem Weg und wild entschlossen, mich von meinem Plan nicht abbringen zu lassen. In den Dschungel konnte ich auch später noch gehen, wenn ich am Strand nichts gefunden hatte.

Eine Weile fühlte ich mich so, als hätte ich mir selber einen Strafaufschub gewährt.

Und dann fand ich das Haus.

Zuvor hatte ich die Nordspitze der Insel umrundet und war dann ein Stück weit nach Südosten gegangen, als ich zu einer Bucht kam, die etwa fünfmal so groß zu sein schien wie die in der Nähe unseres Lagerplatzes.

Von weiter weg hatte man keinen Einblick in die Bucht gehabt - alles, was ich gesehen hatte, war ein weiteres Stück Küste mit Wasser auf der einen und Dschungel auf der anderen Seite. Obwohl mir hin und wieder Felsen die Sicht versperrt hatten, war

ich eigentlich davon ausgegangen, dass ich an einem geraden Stück Strand entlanglief.

Erst als ich über ein niedriges Felsband kletterte, bemerkte ich, dass sich vor mir eine Bucht auftat. Zunächst ärgerte ich mich darüber, denn die Bucht entlangzugehen war für mich ein ziemlicher Umweg, aber dann wurde ich doch neugierig.

Von den Felsen aus konnte ich nur über das Wasser hinweg an die Stelle blicken, wo der Strand wieder gerade weiter ging, die Bucht selbst aber konnte ich noch nicht einsehen, weil mir ein paar Bäume die Sicht versperrten.

Rasch kletterte ich von den Felsen herab und rannte den Sandstrand entlang auf die Bucht zu. Je näher ich ihr kam, desto mehr von ihrem gegenüberliegenden Ufer kam in mein Blickfeld.

Zunächst sah ich nichts außer Sand und Felsen und dem Dschungel, der dahinter lag.

Als dann plötzlich ein weißer Bootsrumpf in meinem Gesichtsfeld auftauchte, warf ich mich vor Schreck flach in den Sand.

Auf dem Bauch liegend hob ich vorsichtig den Kopf, um mir das Boot näher anzusehen.

Meine Panik wäre nicht nötig gewesen. Das Boot lag still in der Bucht.

Und es schien auch niemand an Bord zu sein.

Ich sah ein Ankertau, das vom Bug ins Wasser lief.

Das Boot war ein großer, gut vierzig Fuß langer Kabinenkreuzer.

Vermutlich der von Matt.

Und unsere Fahrkarte von dieser Insel.

Jetzt musste ich nur noch meine Frauen finden.

Das war es, was mir ein paar Sekunden lang durch den Kopf ging. Ich war in Hochstimmung. Aber dann bekam ich es mit der Angst zu tun. Was, wenn man mich bereits gesehen hatte? Nur weil das Boot verlassen *aussah*, musste das noch lange nicht bedeuten, dass auch wirklich niemand an Bord war.

Ich starrte hinüber zu dem Kabinenkreuzer und fragte mich, ob mich durch eines der Bullaugen vielleicht Wesley oder Thelma beobachteten.

Hinter den Scheiben war nichts zu sehen.

Auf dem Bauch robbte ich bis zum Rand des Dschungels, wo ich mich im Schutz eines Gebüschs aufrichtete und durch seine Blätter wieder hinaus in die Bucht spähte, die ich von hier aus voll und ganz überblicken konnte.

An einem Steg, der etwa hundert Meter von dem ankernden Boot entfernt vom Strand hinaus ins Wasser führte, waren zwei Dingis festgemacht. Vermutlich gehörte eines davon zu dem Kabinenkreuzer und war dafür verwendet worden, dessen Besatzung (Matt und die Tote?) an Land zu bringen. Das andere jedenfalls war mit ziemlicher Sicherheit *unser* Dingi.

Als ich es das letzte Mal gesehen hatte, war Wesley damit aufs Meer hinausgefahren, nachdem er Andrew mit der Axt den Schädel gespalten hatte.

Wahrscheinlich war er danach auf direktem Weg hierher in diese Bucht gefahren.

Wie dem auch sei, ich hatte nicht viel Zeit, weiter über die Dingis nachzudenken, denn gleich nach dem Steg entdeckte ich das Haus.

Zu meinem Highschoolabschluss im vergangenen Sommer hatten meine Eltern mir eine ganz besondere Reise geschenkt.

Zuerst waren sie mit mir für eine Woche nach Memphis, Tennessee gefahren, wo ich in der Eingangshalle des Peabody Hotels fast von einer Menge Schaulustiger zu Tode getrampelt worden wäre, die unbedingt die dort zweimal täglich herumwatschelnden Enten sehen wollten. Im alten Lorraine Motel, wo Martin Luther King erschossen wurde, waren meine Eltern und ich die einzigen Weißen, die das Civil Rights Museum besuchten, das mir wie eine einzige Anklage gegen den bösen weißen Mann vorkam.

Ansonsten gab es in Memphis wunderbares Essen und tolle Musik. Jeden Abend gingen wir in die Beale Street, in der der Blues das Licht der Welt erblickt hat. Die Beale Street war wirklich super.

Wir machten auch einen Ausflug nach Graceland, wo Elvis gewohnt hatte.

Das Haus in der Bucht erinnerte mich nicht an Graceland, aber es war so, wie ich mir Graceland *vorge stellt* hatte: Ein großes Herrenhaus, das gut und gerne auch auf einer Plantage in den Südstaaten hätte stehen können.

Das wirkliche Graceland war viel kleiner und viel moderner gewesen, als ich erwartet hatte, aber dafür habe ich auf dieser Reise später so viele Herrenhäuser gesehen, dass es mir bis ans Ende meiner Tage genügt.

Mein *wirkliches* Geschenk zum Highschoolabschluss war nämlich nicht die Woche in Memphis, sondern eine Reise auf einem echten Schaufelraddampfer namens *Mississippi Queen* gewesen, die ich mir als alter Mark-Twain-Fan schon lange gewünscht hatte. Sechs Tage und Nächte waren wir auf dem Fluss unterwegs, bis wir schließlich in New Orleans anlegten.

Unterwegs besichtigten wir Orte wie Vicksburg und Natchez, wo wir Gott weiß wie viele alte Häuser sahen, die noch aus der Zeit vor dem Bürgerkrieg stammten. Darunter waren auch zahlreiche, bis zu drei Stockwerke hohe Herrenhäuser von Plantagenbesitzern. Außen hatten sie alle weiße Säulen und weitläufige Veranden, innen enge Treppen und unzählige kleine Zimmer.

Alles gut und schön und sicherlich wahnsinnig interessant, aber wenn man eines oder zwei dieser Häuser gesehen hat, reicht es einem für den Rest des Lebens. Für meine Eltern waren sie eine echte Offenbarung (meine Mutter liebt Antiquitäten, und mein Vater weiß alles über den Bürgerkrieg), ich aber hatte trotz meiner Liebe zu Mark Twain die unendlich langweiligen Besichtigungstouren bald gründlich satt.

Das weiße Haus am Ufer der Bucht sah genau so aus, als hätte man es von einer Tabak- und Baumwollplantage am Mississippi direkt hierher verfrachtet.

Ich starrte es mit offenem Mund an.

Was um alles in der Welt hatte ein solches Herrenhaus nur auf einer abgelegenen Bahamasinsel zu suchen?

Ich konnte mir gut vorstellen, dass vor langer Zeit ein reicher Plantagenbesitzer aus den Südstaaten sich diese Insel hier gekauft hatte. Vielleicht hatten ja im Bürgerkrieg die Yankees seine Plantage niedergebrannt, wie sie es mit ziemlich vielen gemacht hatten (und mit vielen anderen wiederum nicht, was ich auf unserer Dampferfahrt am eigenen Leib erfahren musste). Wäre doch verständlich, wenn der Plantagenbesitzer auf einer weit entfernten einsamen Insel einen Neuanfang gewagt und sich genau dasselbe Haus wieder aufgebaut hätte.

Das klang romantisch, fand ich, aber war es deshalb auch wahr?

Gut möglich, dass sich erst kürzlich ein verrückter Millionär mit einem Faible für Scarlett O'Hara (oder Rhett Butler) die Hütte hat hinstellen lassen.

Egal - ich schaute mir das Haus jedenfalls aus meinem Versteck im Dschungel heraus lange an.

Wie sehr hatte ich doch gehofft, auf dieser Insel ein Haus zu finden.

Aber gleich ein *solches*!

Jetzt kam ich mir wirklich vor, als wäre ich in eine Sendung von *Twilight Zone* geraten. Im Geiste hörte ich Connie die Erkennungsmelodie summen und eine ihrer Einleitungen sprechen: *Als sich der achtzehnjährige Rupert Conway eines Tages aufmacht, am Strand einer einsamen Insel nach seinen verschwundenen Frauen zu suchen, findet er ein seltsames Haus, das bisher nur in seiner Fantasie existiert hat ...*

Minutenlang starrte ich hinüber zu dem Herrenhaus.

Ob wohl Matt sein Besitzer gewesen war? Und hatten ihm und der Frau, deren Leiche ich aus der Lagune gezogen hatte, auch der Kabinenkreuzer und eines der Dingis gehört?

Bis eines Tages Wesley gekommen war und ihnen alles weggenommen hatte ...

Haus, Boot, Dingi - und ihr Leben.

Und jetzt gehörte alles ihm.

Vielleicht hatte er uns nur deshalb hierher gebracht und alle Männer getötet, weil er in seinem neuen Reich ein paar Gespielinnen brauchte.

Oder Dienstmädchen für sein Plantagenhaus.

Oder Sklavinnen.

Aufklärung

Nachdem ich das Haus längere Zeit beobachtet und keine Menschenseele gesehen hatte, machte ich mich auf den Weg durch den Dschungel. Ich bewegte mich langsam und vorsichtig und blieb immer wieder stehen, um zu horchen. Dabei hielt ich mich vom Rand des Dschungels fern und blickte nur hin und wieder aus dem Schutz eines Gebüsches hinaus auf die Bucht.

Ich sah niemanden, weder am Boot noch am Steg noch am Haus.

Auch hörte ich weder Stimmen noch irgendwelche anderen Geräusche, die auf die Anwesenheit von Menschen hätten schließen lassen. Allerdings hätten solche Geräusche auch ziemlich laut sein müssen, um durch das Gekreisch der Vögel und der anderen Dschungeltiere an mein Ohr zu dringen. (Manche ihrer Schreie klangen fast wie die von Menschen, kamen aber dennoch - so dachte ich jedenfalls - von irgendeinem Urwaldvogel.)

Zwischen dem Dschungel und dem Haus befand sich eine weite Rasenfläche, die schon vor langem hätte gemäht werden müs-

sen. Inmitten der wild wuchernden Wiese stand ein roter Garten-
traktor mit Mähwerk. Es sah aus, als hätte jemand begonnen, da-
mit den Rasen zu mähen und mittendrin die Lust verloren.

Hinter dem Traktor entdeckte ich neben dem Haupthaus zwei
kleine Nebengebäude aus roten Ziegeln. An einem von ihnen
stand ein großes Tor offen, das breit genug war, um mit dem
Traktor hineinfahren zu können.

In einem solchen Geräteschuppen bewahrte man normalerwei-
se auch Werkzeug auf. Schaufeln, Hacken, Heckenscheren,
Hämmer, Sägen...

Und Äxte.

Mein Herz fing an, schneller zu schlagen.

Hier hatte sich Wesley möglicherweise die Axt beschafft, und
vielleicht auch das Seil. Das Seil, an dem er Keith aufgehängt
hatte und aus dem wir später die Schlingen für unsere Toma-
hawks geknüpft hatten.

Weil er Keith bereits in unserer ersten Inselnacht in den Baum
gezogen hatte, musste er kurz nach der Explosion unserer Jacht
hierher gekommen sein. Ob er wohl da bereits Matt und die Frau
ermordet hatte?

Nein. Unmöglich. Keine der beiden Leichen war so lange tot
gewesen. Ich vermute, dass Matt vermutlich unsere ganze erste
Inselwoche über noch am Leben war und vielleicht erst dann um-
gebracht wurde, als Wesley und Thelma für ihren Hinterhalt eine
männliche Leiche brauchten. Und die Frau konnte erst kurz, be-
vor ich ihre Leiche in der Lagune fand, ums Leben gekommen
sein.

Wahrscheinlich hatte Wesley die beiden in der Zwischenzeit
gefangen gehalten.

Aber wo?

In einem der Nebengebäude?

An Bord des Kabinenkreuzers?

Oder im Haus selbst? Im Speicher vielleicht, oder im Keller?

Eines war mir klar: Der Ort, an dem Wesley die beiden eingesperrt hatte, war nun mit ziemlicher Sicherheit das Gefängnis von Kimberly, Billie und Connie.

Wenn sie noch am Leben waren.

Wesley hatte sie lebendig gefangen genommen, denn sonst hätte ich ihre Leichen auf dem Schlachtfeld finden müssen.

Und wenn er sie damals nicht umgebracht hatte, hielt er sie auch jetzt noch am Leben.

Ich musste das einfach glauben.

Ich musste mich an diese Vorstellung klammern, koste es, was es wolle. Es war wie ein Seil, an dem man über einer Schlucht hängt - und zwar einer sehr viel tieferen Schlucht als der oberhalb des Wasserfalls.

Sie sind am Leben, sagte ich mir. Ich muss nur herausfinden, wo Wesley sie gefangen hält, dann kann ich sie befreien und gemeinsam mit ihnen Wesley und Thelma ausschalten.

Es musste natürlich nicht unbedingt in dieser Reihenfolge geschehen.

Gut möglich, dass ich Wesley oder Thelma vor meinen Frauen fand.

Was soll ich als Erstes tun?

Ich sollte mich auf die Suche machen.

Aber ich blieb, wo ich war.

Ich konnte mich einfach nicht dazu überwinden, meine Deckung zu verlassen.

Höchstwahrscheinlich waren Wesley und Thelma irgendwo in der Nähe. Wenn sie mich hier herumschleichen sahen, gab ich das Überraschungsmoment aus der Hand.

Was mich vermutlich das Leben kosten würde.

Und nicht nur das, ich hätte auch keine Chance mehr, meinen Frauen zu Hilfe zu kommen. Und wenn *ich* sie nicht rettete, wer dann?

Es sah ganz so aus, als ob ich ihre einzige Hoffnung wäre.

Wenn nicht auf wundersame Weise doch noch Hilfe von außen kam, waren sie Wesley schutzlos ausgeliefert - und das auf Wochen, Monate und vielleicht Jahre hinaus.

Vielleicht sogar für den Rest ihres Lebens.

Auch um ihretwillen musste ich äußerst vorsichtig sein und durfte kein Risiko eingehen. Unter gar keinen Umständen durfte ich mich gefangen nehmen oder umbringen lassen.

Eigentlich sollte ich die Insel so schnell wie möglich verlassen und Hilfe holen, dachte ich.

Aber würde das nicht so aussehen, als wollte ich mich aus dem Staub machen?

Trotzdem war es bei Weitem das Vernünftigste, was ich tun konnte.

Ich musste nur irgendwie auf den Kabinenkreuzer gelangen und mit ihm zur nächsten bewohnten Insel fahren, wo ich alles der Polizei melden und die Rettung meiner drei Frauen organisieren konnte.

Eine Zeit lang erschien mir das die beste Lösung für alle unsere Probleme. Ich musste nur warten, bis es dunkel wurde, hinaus zu dem Boot schwimmen, an Bord klettern, das Ankerseil kappen und den Motor starten.

Aber mit welchem Zündschlüssel?

Selbst wenn Matt und die Frau vertrauensselig und dumm genug gewesen waren, ihn stecken zu lassen, hatte der verschlagene Mistkerl Wesley ihn inzwischen mit Sicherheit an sich genommen.

Ich wiederum sehe mich außer Stande, einen Bootsmotor kurz-zuschließen. Ganz gleich, ob es nun ein Evinrude, ein Johnson oder irgendein anderes Fabrikat war, ohne den Zündschlüssel würde ich ihn garantiert nicht zum Laufen kriegen.

Wo aber war der Zündschlüssel?

Höchstwahrscheinlich in Wesleys Hosentasche. Falls er eine Hose anhatte.

Toll. Ich musste also Wesley finden, ihn unschädlich machen und ihm den Zündschlüssel abnehmen. Aber wenn ich das geschafft hatte, brauchte ich keine Hilfe mehr zu holen.

Soviel zum Thema Kabinenkreuzer.

Wieder so eine unausgegorene Idee.

Ich glaube nicht einmal, dass ich es übers Herz gebracht hätte, die Insel zu verlassen und nicht zu wissen, was mit meinen Frauen geschehen war und ob sie überhaupt noch am Leben waren. Und wenn ich herausgefunden hätte, *dass* sie noch lebten, dann wäre ich ohne sie wohl erst recht nicht weggefahren.

Es klingt jetzt vielleicht ein wenig rührselig, aber diese drei Frauen bedeuteten mir einfach sehr viel (und damit meine ich nicht, dass ich geil auf sie war). Ich konnte sie einfach nicht hier auf der Insel zurücklassen, auch wenn das der beste Weg gewesen wäre, um sie retten.

Aber ich *konnte* sie noch ein wenig warten lassen.

Wesley hatte sie vor fünf oder sechs Tagen (vielleicht sogar vor noch längerer Zeit) gefangen genommen, und ein paar Stunden länger in seiner Gewalt würden ihnen wohl auch nicht mehr allzu viel ausmachen. Mir aber konnten diese Stunden enorm nützlich sein.

Ich musste warten, bis es dunkel war.

In der Dunkelheit konnte ich mich besser verstecken und mich bewegen, ohne dass man mich sofort sehen konnte. Außerdem standen die Chancen gut, dass im Haus jemand Licht machte und mir dadurch verriet, wo er war. Vielleicht würde das Licht mich ja zu Wesley und Thelma führen.

Leider würde es bis zum Einbruch der Dunkelheit noch ein paar Stunden dauern.

Ich schlich zurück in den Dschungel, und erst als er so dicht war, dass ich überhaupt nichts mehr von dem Haus oder dem Rasen sehen konnte, legte ich mich auf den Rücken und schob mir den Rucksack als Kissen unter den Kopf.

Um einschlafen zu können, war ich viel zu nervös und aufgeregt, und außerdem hatte ich fast am ganzen Körper Schmerzen. Eigentlich wollte ich mich nur ein wenig ausruhen und darauf warten, dass die Nacht anbrach.

Ich schloss die Augen und dachte über mein weiteres Vorgehen nach, aber bald fing ich an, Tagträume von meinen Frauen zu haben. Und dann wachte ich auf einmal auf, und es war ganz finster um mich herum.

Weil ich nicht wusste, wohin es mich in dieser Nacht noch verschlagen würde, entschied ich mich, meinen Rucksack mitzunehmen. Ich wollte ihn auf keinen Fall verlieren, schließlich war ja mein Tagebuch darin. Und das war nur wirklich sicher, wenn ich es bei mir hatte.

Vorsichtig schlich ich mich zurück an den Rand des Dschungels und spähte über den Rasen hinweg zum Haus. Dessen Fenster - zumindest die, die ich sehen konnte - alle dunkel waren. Auch sonst war nirgendwo Licht zu sehen, das nicht vom Mond und den Sternen kam.

Ich hielt mich versteckt und sah lange Zeit hinüber zum Haus. Niemand erschien. Kein Licht ging an.

Vielleicht war es ja das falsche Haus.

Vielleicht hatte es überhaupt nichts mit Wesley zu tun und war einfach unbewohnt.

Nein. Dann läge unser Dingi nicht am Steg.

Dies musste das richtige Haus sein.

Aber vielleicht benutzte Wesley es nicht. Es konnte ja sein, dass er es einfach überfallen und sich genommen hatte, was er haben wollte (darunter das Leben des Mannes und der Frau, die hier gewohnt hatten), und dann wieder in sein geheimes Lager irgendwo im Dschungel zurückgekehrt war.

Wenn er nicht hier war, hatte ich viele Stunden vergeudet.

Auf einmal war mir der Gedanke, noch länger zu warten, unerträglich. Ich verließ mein Versteck und rannte über den Rasen auf das Haus zu. Niemand schrie. Niemand schoss auf mich.

Nichts passierte. An der Hauswand blieb ich stehen und versuchte so leise, wie ich konnte, erst einmal wieder zu Atem zu kommen.

So weit, so gut.

Am besten gehe ich erst mal um das Haus herum, dachte ich mir. Einfach mal nachsehen, ob nicht doch vielleicht irgendwo ein Licht brennt.

Wenn alles dunkel war, würde ich versuchen, irgendwie hinein zu kommen.

Das Spiel

Ich wollte mich gerade von der Mauer lösen, als ich plötzlich glaubte, in dem Fenster links von mir einen schwachen Lichtschein erkennen zu können. Er war kaum wahrnehmbar, sodass ich zunächst dachte, das Mondlicht oder meine eigene Einbildung würden mir einen Streich spielen.

Aber dann wurde er heller.

Völlig perplex starrte ich das Fenster an, und ein paar Sekunden lang wagte ich es nicht, mich zu bewegen. Dann aber zwang ich mich, hinüber zu dem Fenster zu schleichen.

Auch wenn ich Angst hatte vor dem, was ich in dem Zimmer sehen würde, ich *musste* einfach hineinschauen. Mein Herz hämmerte mir bis in den Hals, mein Magen krampfte sich zusammen, und meine Knie fühlten sich auf einmal ganz weich an.

Am ganzen Körper zitternd spähte ich vorsichtig in das Zimmer hinein.

Im Licht einer einzigen Kerze sah ich Thelma, die gerade eine Petroleumlampe angezündet hatte und den langen Glaszylinder über die langsam heller werdende Flamme stülpte. Dann ging sie durch das Zimmer und zündete nach und nach weitere Kerzen und Petroleumlampen an.

Thelma trug einen dunkelblauen Kimono aus einem glänzenden Material, das mir wie Seide vorkam. Er war ihr etwas zu klein, und wenn sie sich streckte, um die Kerzen in den ziemlich hoch angebrachten Wandhaltern anzuzünden, rutschte er so hoch, dass ich die Hälfte ihres nackten Hinterteils sehen konnte. Das war kein schöner Anblick. Ihre dicken Gesäßbacken waren knallrot von einem Sonnenbrand und voller hässlicher Orangenhaut. Dazu kamen viele blaue Flecken und rote Striemen.

Auch ihre Beine sahen noch mitgenommener aus als damals in unserem Lager.

Als Thelma sich in meine Richtung drehte, sah ich, dass sie den Kimono nur locker zugebunden hatte. Vorne klaffte ein schmaler Spalt, durch den ich ein paar Zentimeter sonnenverbrannte Haut sehen konnte.

Ich erkannte, dass sie direkt auf mein Fenster zukam und ging rasch in die Hocke.

Direkt über meinem Kopf wurde das Fenster nach oben geschoben. Ich hörte, wie Thelma seufzte.

Was ist, wenn sie sich herauslehnt und mich sieht?

Das kann sie nicht, beruhigte ich mich. Wegen des Fliegengitters.

Ich fragte mich, ob es nicht trotzdem möglich wäre. Oder vielleicht hatte sie meinen Kopf gesehen und kam jetzt nachsehen.

Ich lauschte angestrengt, hörte aber keinerlei Geräusche, die darauf schließen ließen, dass sie irgendwie beunruhigt war. Nur einen lang gezogenen Seufzer. Ein paar Augenblicke später hörte ich dann, wie ihre nackten Füße vom Fenster wegtappten.

Ich hob wieder den Kopf und spähte durch das Fliegengitter.

Das Zimmer war leer und wurde jetzt von etwa zwanzig Kerzen und Petroleumlampen erhellt, die Thelma der Reihe nach angezündet haben musste. In gelblichem Licht sah ich, dass eine der Wände aus einem großen Spiegel bestand. Wegen der etwa auf Hüfthöhe vor ihm entlang laufenden hölzernen Stange erinnerte mich der Spiegel an den Übungssaal einer Ballettschule. Zum

Glück befand sich der Spiegel nicht an der Wand direkt mir gegenüber, sonst wäre ich vielleicht darin zu sehen gewesen.

Der Eindruck eines Ballettsaals wurde noch dadurch verstärkt, dass in einer Ecke des Raumes ein kleiner Konzertflügel stand.

In der anderen befand sich eine Stereoanlage mit Plattenspieler, Radio und zwei Lautsprechern.

Ich sah Lampen an der Decke.

Und Stehlampen, von denen Kabel zu Steckdosen an der Wand führten.

Es gab ganz offensichtlich Strom im Haus. Warum also die Kerzen?

Vielleicht gab es irgendwo einen Generator, den Wesley und Thelma nicht in Gang bekamen, vielleicht hatten sie aus bestimmten Gründen beschlossen, keinen elektrischen Strom zu benutzen. Vielleicht waren sie aber auch nur romantisch veranlagt, und Kerzenlicht gefiel ihnen einfach besser.

Der Raum, in den ich schaute, diente offensichtlich nicht nur als Tanzstudio, er war auch Bibliothek oder Lesezimmer. An der Wand rechts vom Fenster sah ich deckenhohe Bücherregale, vor denen ein paar kleine Tische mit Leselampen und mehrere dick gepolsterte Sessel standen.

Auf einmal nahm ich im Spiegel eine Bewegung in der Tür zwischen den Bücherregalen wahr und sah, wie Wesley das Zimmer betrat.

Ein schrecklicher Gedanke schoss mir durch den Kopf. *Wenn ich ihn im Spiegel sehen kann, sieht er mich dann vielleicht auch?*

Ich duckte mich und lauschte mit wild klopfendem Herzen auf die Geräusche, die aus dem Zimmer kamen.

Nackte Füße auf knarrenden Bodenbrettern, das Rücken eines Stuhls, das Kratzen eines Streichholzes, das angezündet wird. Dann sagte Wesley: »Na, meine Liebe, was möchtest du, wenn du heute Nacht gewinnst?«

»Nichts«, murmelte eine leise Stimme.

»Aber du musst doch etwas wollen«, sagte Wesley, der ausgesprochen fröhlich klang. »Nun sag schon, was.«

»Die gewinnt doch sowieso nicht«, hörte ich Thelma sagen. »Du weißt genau, dass sie keine Chance hat.«

»*Natürlich* hat sie eine Chance. Man hat immer eine Chance.«

»Na klar«, sagte Thelma. »So wie man die Chance hat, vom Blitz erschlagen zu werden.«

»Sag mir, was du haben willst, meine Liebe.«

Ich schob ganz vorsichtig den Kopf nach oben und spähte in den Raum.

Ein Mädchen stand mit dem Rücken zu mir vor Wesley und sah ihn an. Sie hatte blondes Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte, und trug eine kurzärmelige, weiße Bluse, einen grünblau gemusterten Schottenrock, dunkelgrüne Kniestrümpfe und keine Schuhe. Im Spiegel konnte ich ihr Gesicht von der Seite sehen.

Ich kannte sie nicht.

Sie mochte wohl so dreizehn oder vierzehn Jahre alt sein.

Matts Tochter? Die Tochter der Lagunenfrau mit dem Bauch voller Steine?

Mir wäre es lieber gewesen, wenn sie Kimberly, Billie oder Connie gewesen wäre. Wegen denen war ich hier, nicht wegen einer Fremden. Wo waren *meine* Frauen?

Immerhin hatte ich meine Feinde gefunden, also war meine Mission kein völliger Fehlschlag.

Thelma stand rechts neben dem Mädchen und beide sahen den in einem Sessel sitzenden und breit grinsenden Wesley an. Wie er so mit übergeschlagenen Beinen in seinem Sessel hockte, hätte man fast meinen können, er wäre nackt bis auf einen weißen Verband an seiner linken Brust, aber als ich ihn vorhin im Spiegel gesehen hatte, war er mit einer Art Bikinihöschen und seinem Messergürtel bekleidet gewesen, an den ich mich von unserem Waterloo an der Schlucht noch gut erinnerte.

Bis auf seine verbundene Brustwunde wies sein stark behaarter und gut gebräunter Körper keine sichtbaren Verletzungen auf. Niemand hatte ihn ausgepeitscht, geschlagen, geboxt, getreten, gebissen. (Ich wusste natürlich, dass er noch eine weitere Wunde hatte, aber die konnte ich nicht sehen).

Zwischen Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand hielt Wesley eine lange Zigarettenspitze. Sie war aus Silber, nicht aus Elfenbein wie die, die er auf der Jacht verwendet hatte. In ihrem Ende steckte eine Zigarette, von der blasser Rauch vor seinem Gesicht in die Luft stieg.

»Dein Wunsch, Erin?«, fragte er noch einmal.

Das Mädchen zuckte lustlos mit den Schultern. Einen Augenblick später murmelte sie: »Ist egal.«

Wesley wirkte amüsiert. »Nein, das ist eben nicht egal. Wie kommst du darauf, dass es egal sein könnte? Du musst doch etwas haben, worauf du dich freust. So einfach dürfen wir doch nicht die Flinte ins Korn werfen, oder?«

So, wie Erin von hinten aussah, hatte sie genau das getan.

»Was hättest du lieber als alles andere in der Welt?«, fragte Wesley. »Außer, dass ich dir Papa und Mama wiedergebe, natürlich.«

Es dauerte eine Weile, dann sagte Erin mit so leiser Stimme, dass ich sie kaum hören konnte: »Dass Sie uns freilassen.«

Thelma schnaubte verächtlich.

»Wen soll ich denn freilassen?«, fragte Wesley.

»Meine Schwester und mich.«

»Du machst mir Spaß! Das kommt natürlich überhaupt nicht in Frage. Such dir etwas anderes aus.«

»Was denn«

»Wie wär's mit einer Pepsi?«

Thelma lachte heiser auf.

»Okay«, sagte das Mädchen. »Aber Alice kriegt auch eine.«

»Alice kann sich ihre Pepsi selbst gewinnen.«

»Wenn sie keine kriegt, will ich auch keine.«

Wesley blies ihr eine Rauchwolke entgegen. »Das ist dein gutes Recht. Ich wollte nur nett zu dir sein und habe dir eine Belohnung angeboten. Ist das etwa dein Dank?«

Erin sagte nichts.

Wesley zog an seiner Zigarette, dann nickte er Thelma zu.

Sie trat auf Erin zu und riss ihr von hinten die Bluse vom Leib.

Erin war jetzt oben herum nackt. Sie hatte schmale, zerbrechlich wirkende Schultern. Ihr Rücken war glatt und gebräunt und sah so aus, als ob er nach einer schlimmen Tracht Prügel ein paar Tage zum Heilen gehabt hätte. Neben großen blauen Flecken sah ich die gelblichen Stellen verblassender Blutergüsse, und unter den verschorften Striemen auf ihrem Rücken sah ich andere, hellrosa Streifen, an denen der Schorf schon abgefallen war. Offenbar hatte man sie schon seit einiger Zeit wiederholt misshandelt.

Regungslos blieb sie vor Wesley stehen und machte keinerlei Anstalten, ihre Blöße zu bedecken.

Im Spiegel konnte ich einen seitlichen Blick auf ihre Brüste werfen, die klein und spitz zulaufend waren und ziemlich weich aussahen. Sie waren fast so braun wie ihr Rücken.

»Sehr schön«, sagte Wesley. »Du bist wirklich ein hübsches Mädchen, Erin.«

Sie reagierte nicht.

»Wenn jemand dir ein Kompliment macht, solltest du dich artig dafür bedanken.«

»Vielen Dank«, murmelte Erin leise.

»Ich möchte, dass du mir heute einen guten Kampf zeigst«, sagte Wesley. »Keinen so lustlosen wie beim letzten Mal.«

Sie stand schlaff vor ihm und ließ die Arme hängen.

»Na, dann wollen wir mal«, verkündete er gut gelaunt.

Thelma streifte sich den Kimono ab und ließ ihn hinter sich zu Boden sinken. Die Art, wie sie mit zu Krallen gekrümmten Fingern auf Erin zutrat, ließ vermuten, dass sie sich im Fernsehen schon viele Wrestling-Sendungen angeschaut hatte.

Wie eine von diesen durchtrainierten Wrestling-Ladys sah sie allerdings nicht aus, eher wie ein von vielen Kämpfen mitgenommenes, wabbeliges Monstrum, das sich knurrend vornüber beugte und wie eine Furie auf ihre noch immer schlaff dastehende Gegnerin losstürzte. Sie packte Erin von der Seite, hob sie hoch und warf sie mit einem lauten Schrei quer durch den Raum.

Genau in Richtung Fenster.

Ich sah Erin mit den Füßen voraus auf mich zufliegen. Unter ihrem Schottenrock trug sie kein Höschen.

Während sie durch die Luft flog, gab sie ein ängstliches Geräusch von sich, als würde ihr erst jetzt klar, was mit ihr geschah.

Sie prallte mit voller Wucht auf den Boden und schlitterte mit dem quietschenden Geräusch von über glatte Holzbohlen rutschender nackter Haut noch ein Stück weit auf mich zu. Schließlich blieb sie auf dem Rücken liegen und wimmerte leise vor sich hin. Ihr Rock war ihr bis über die Hüften hochgerutscht, sodass ich alles von ihr sehen konnte. Irgendwie fühlte ich mich schuldig, dass ich hinsah, aber ich konnte nicht anders.

Man *muss* einfach hinsehen, wenn ein nacktes Mädchen mit weit gespreizten Beinen keine zwei Meter vor einem auf dem Boden liegt.

Mir kam der Gedanke, dass ich ihr helfen musste.

Aber was konnte ich schon tun? Stark war ich nicht, und außer dem Rasiermesser in der Hosentasche hatte ich keine Waffe. Wenn ich nun wie Rambo in das Zimmer stürmte, würde Thelma alleine mich fertig machen und dazu vermutlich nicht einmal Wesleys Hilfe benötigen.

Mit auf und ab wogenden Brüsten stürmte sie jetzt auf die am Boden liegende Erin zu, die keinerlei Anstalten machte, sich zu verteidigen.

»Nun kämpf schon, du blöde Fotze«, keuchte Thelma. Sie klemmte das Gesicht des Mädchens zwischen ihre Fußknöchel und hüpfte auf und ab, sodass Erins Kopf wieder und wieder

hochgerissen wurde und mit einem lauten Geräusch wieder auf den Boden knallte.

Nachdem sie das eine Weile gemacht hatte, warf sich Thelma mit ihrem ganzen Geicht auf sie.

Danach passierten eine Menge Dinge. Hässliche Dinge, über dich ich hier nicht schreiben will.

Ich schäme mich dafür, dass ich sie mit angesehen habe. Wenn ich jetzt daran zurückdenke, denke ich mir, dass ich alles in meiner Macht Stehende hätte tun müssen, um es zu verhindern. Aber ich konnte nicht. Ich war entsetzt, angeekelt, aber auch fasziniert. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich etwas Ähnliches gesehen. So sehr mir Erin auch Leid tat und so sehr ich ihr helfen wollte - ich musste mir dieses grausige Spektakel einfach ansehen.

Dabei sagte ich mir immer wieder, dass ich ja sowieso nichts tun konnte.

Was natürlich Unsinn war. Ich hätte etwas tun können. Wenn ich nur gewollt hätte.

Ich wollte es nicht, das ist die Wahrheit.

Das Mädchen wehrte sich zu keiner Zeit.

Thelma war das offenbar egal. Sie nahm Erin in den Schwitzkasten und quetschte ihren Brustkorb zusammen. Sie zog ihr die Kniestrümpfe aus, riss ihr den Schottenrock herunter, bedeckte sie mit feuchten Küssen, leckte an ihr und biss sie überall hin. Sie zwickte sie, drehte ihr die Arme um, schlug sie und steckte ihre Finger brutal in sämtliche Öffnungen an Erins Körper.

Die meiste Zeit kamen mir die beiden keuchenden, stöhnenden und winselnden Frauen vor wie ein Knäuel aus nackter Haut, das nass von Schweiß, Spucke und was weiß ich noch allem war.

Wesley sah sich das alles genüsslich an, wobei er eine Zigarette nach der anderen rauchte. Dabei wand er den Unterleib im Sessel hin und her, leckte sich die fetten Lippen und gab hin und wieder ein wohliges Stöhnen von sich.

Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass ich fast ebenso konzentriert wie er auf Thelma und Erin starrte und deshalb nicht so genau mitbekam, was er tat.

Bis ich bemerkte, dass Wesley aufgestanden war, hatte er sich bereits Bikinihöschen und Gürtel ausgezogen und war bis auf seine Verbände völlig nackt. Langsam trat er auf die sich am Boden wälzenden Frauen zu, wobei sein voll erigierter Penis in fast demselben Winkel zur Zimmerdecke zeigte wie die schräg zwischen seine Zähne geklemmte Zigarettenspitze.

In der rechten Hand hielt Wesley ein etwa einen Meter langes Stück Elektrokabel (keine Ahnung, wo er das auf einmal herhatte, ich hatte es vorher nicht gesehen), dessen Ende er am Boden hinter sich herschleifen ließ.

Als er bei den beiden Frauen angelangt war, hob er lässig den Arm und fing dann an, mit dem Elektrokabel auf die ineinander verknäulten Körper einzuschlagen.

Er begann mit einzelnen Schlägen, bei denen es ihm völlig egal zu sein schien, ob er dabei Thelma oder das Mädchen traf. Zunächst machte alles einen eher zaghaften, unentschlossenen, fast spielerischen Eindruck, aber mit der Zeit wurden die Pausen zwischen den Schlägen immer kürzer, und schließlich arbeitete sich Wesley mehr und mehr in eine Art Ekstase hinein, bis er schließlich mit wild rollenden Augen und in schnaufendem Atem wie ein Irrer auf die sich vor Schmerzen krümmenden, nackten Körper einprügelte. Mit Schaum vor dem Mund sprang er um die beiden Frauen herum und ließ das durch die Luft pfeifende Elektrokabel immer wieder auf sie niedersausen. Wenn es mit einem hässlich klatschenden Geräusch auf ihre nackte Haut traf, schrien die Frauen vor Schmerz laut auf und wälzten sich mit blutenden Rücken am Boden.

Während der ganzen Aktion hielt Thelma Erin mit Armen und Beinen fest umklammert und versuchte, ihren Körper so hinzudrehen, dass die gnadenlos herabsausenden Peitschenhiebe eher

das Mädchen trafen als sie. Währenddessen hörte sie nie auf, Erin mit Händen und Mund auf widerliche Weise wehzutun.

Auch hier möchte ich mich nicht in grausigen Details ergehen.

Ich kürze ab und schreibe, wie der »Kampf« schließlich endete.

Am Schluss lag Thelma auf dem Rücken und presste sich Erin fest an den Bauch, sodass sie Wesley das Gesicht zuwandte. Wesley ließ das Elektrokabel fallen, stürzte sich auf die blutüberströmte, von Thelma wie in einem Schraubstock festgehaltene Erin und vergewaltigte sie, ohne die Zigarettenspitze aus dem Mund zu nehmen.

Während er auf dem wehrlosen Mädchen herumrutschte, gab Thelma unter ihr laute, verzückte Schreie von sich, als wäre sie es, die er stieß.

Irgendwann einmal war es vorbei.

Die blutverschmierten, schweißnassen Körper lösten sich voneinander, und Thelma und Wesley packten Erin unter den Armen und hoben sie vom Boden. Dann führten sie das völlig apathisch wirkende Mädchen aus dem Zimmer.

Ich sank vor dem Fenster zusammen und blieb zitternd eine Weile neben der Hauswand liegen. Ich war erschöpft und angewidert von dem, was ich gesehen hatte, aber irgendetwas in mir hätte es sich auch noch ein zweites Mal ansehen können.

Krank. Ich weiß.

Aber wann hat man schon mal die Gelegenheit, so etwas mitzubekommen?

Es war wie bei einem schlimmen Verkehrsunfall.

Nur besser.

Aber lassen wir das. Ich weiß, ich hätte es nicht mit ansehen dürfen. Ich hätte eingreifen und es beenden müssen, selbst wenn es mich das Leben gekostet hätte. Aber ich tat es nicht. Wieso?

Weil ich ein jämmerlicher, geiler Perversling bin.

Weil ich das Mädchen nicht einmal kannte.

Weil Thelma und Wesley mich umgebracht hätten.

Weil meine Loyalität Kimberly, Billie und Connie galt, nicht einem fremden Mädchen.

Wegen all dieser Punkte zusammen.

Nach dem Spiel

Nachdem die drei das Zimmer verlassen hatte, wusste ich nicht, wo sie hingingen. Ich vermutete aber, dass Wesley oder Thelma ziemlich bald zurückkehren würden, allein schon, um ihre Kleidung zu holen und die Kerzen und Lampen auszublasen. Offenes Licht sollte man nicht lange unbeaufsichtigt lassen, sonst riskiert man, dass einem die Bude abbrennt.

Hey, das war gar keine so schlechte Idee! Ich könnte ihnen ja das Haus anzünden!

Ich stand auf und sah in den Raum.

Bisher war niemand zurückgekommen.

Ich musste nur den Rahmen mit dem Fliegengitter entfernen (oder das Gitter selbst mit meinem Rasiermesser aufschneiden), ins Zimmer klettern und etwas Petroleum verschütten. Dann brauchte ich nur noch eine Kerze umzuwerfen und ...

... und Kimberly, Billie und Connie würden möglicherweise bei lebendigem Leib verbrennen - von Erin und ihrer Schwester Alice ganz zu schweigen

Ich musste davon ausgehen, dass sie alle irgendwo in dem Haus gefangen gehalten wurden.

Und vielleicht nicht nur sie.

Ich konnte erst dann etwas unternehmen, wenn ich wusste, wo sie sich befanden.

Mir wurde schlagartig klar, dass ich eine gute Gelegenheit, das herauszufinden, hatte verstreichen lassen. Während Wesley und Thelma sich über die arme Erin hergemacht hatten, hätte ich un-

gestört das ganze Haus durchsuchen können, aber ich musste ja wie angewurzelt an dem Fenster stehen und mich an dieser pervertierten Show aufgeilen.

War ich denn noch zu retten?

Weil ich ein widerwärtiger, geiler Perversling war, hatte ich möglicherweise die einzige Chance vergeigt, meine Frauen zu finden und zu befreien.

Andererseits ... Ich hatte ja nicht wissen können, dass Wesley und Thelma sich länger als eine Stunde an dem Mädchen vergreifen würden.

Wenn sie früher mit Erin fertig gewesen wären, hätten sie mich vielleicht dabei überrascht, wie ich im Haus herumgeschnüffelt hätte. Und dann hätten sie mich umgebracht.

Vielleicht hatte mir die Tatsache, dass ich ein widerwärtiger, geiler Perversling war, das Leben gerettet.

So was kann man nie wissen.

Vielleicht war es gut, dass ich dageblieben war und zugesehen hatte.

Während ich so vor dem Fenster stand, ins Zimmer blickte und über all das nachdachte, kam Thelma zurück. Sie war noch immer nackt, aber wieder sauber. Offenbar hatte sie sich irgendwo das Blut abgewaschen.

Rasch hob sie die Sachen auf, die Wesley und sie auf den Boden geworfen hatten: Ihren Kimono, Wesleys Höschen und Gürtel sowie Erins Schottenrock, Bluse und Kniestrümpfe. Mit den Sachen an die Brust gedrückt huschte sie durch den Raum und blies die Kerzen und die Petroleumlampen aus.

Danach war das Zimmer stockdunkel bis auf einen schwachen, durch die halb offene Tür hereindringenden Lichtschein und seine Reflektion in den Wandspiegeln. In diesen sah ich auch noch kurz Thelmas nacktes, breites Hinterteil, bis es wackelnd im Gang verschwand.

Ich beschloss, durch das Fenster zu klettern und ihr hinterher zu schleichen.

Das erschien mir am vernünftigsten: Thelma und Wesley im Auge zu behalten. So lange ich sie beobachtete, konnten sie nicht aus einem Hinterhalt über mich herfallen.

Außerdem war ich mir sicher, dass die beiden mich früher oder später zu meinen Frauen führen würden (außer wenn sie tot waren, aber daran wagte ich nicht zu denken).

Das Fliegengitter war mit kleinen Haken am Fensterrahmen befestigt, von denen ich nur zwei lösen musste, um es nach außen klappen zu können.

Weil die Haken aber an der Innenseite des Fliegengitters waren, musste ich mein Rasiermesser aus der Hosentasche holen, es aufklappen und knapp unterhalb der Haken kleine Schlitzte in das Fliegengitter schneiden.

Erst dann konnte ich die Haken lösen und den Rahmen mit dem Gitter nach außen schwingen. Zum Glück machte er dabei kein Geräusch.

Gerade als ich durch das Fenster ins Zimmer klettern wollte, hörte ich, wie im vorderen Teil des Hauses eine Tür ins Schloss fiel. Das Geräusch war nicht allzu laut, aber es jagte mir einen gehörigen Schrecken ein. Mein Herz klopfte auf einmal so heftig, dass ich es vor lauter Zittern fast nicht mehr geschafft hätte, den Fliegengitterrahmen wieder zu schließen und einen der Haken einzuhängen, bevor ich mich vor dem Fenster flach auf den Boden warf.

Vorsichtig hob ich den Kopf, um zum vorderen Teil des Hauses zu schauen. Der Schreck ließ langsam nach, aber mein Herz schlug immer noch wie wild und wollte sich nicht beruhigen. Ich war völlig fertig.

Niemand kam in mein Blickfeld.

Dafür hörte ich Stimmen, konnte aber nicht erkennen, ob es die von Wesley und Thelma waren, denn sie waren so leise, dass sie in den tausend Dschungelgeräuschen ringsum fast untergingen. Ich konnte nicht verstehen, was sie sagten.

Ein paar Sekunden später verstummten die Stimmen ganz.

Ich rappelte mich auf und rannte gebückt am Haus entlang. Als ich an die Ecke der Veranda kam, sah ich drei Gestalten, die eng nebeneinander auf den Dschungel zuingen. Obwohl sie mir den Rücken zudrehten, wusste ich sofort, dass es Wesley, Thelma und Erin waren.

Thelma, die mit der rechten Hand Erin am Arm gepackt hatte, trug in der linken eine Fackel, deren Licht die drei mit einer golden schimmernden Aura umgab. Sie war nackt bis auf ein paar weiße Turnschuhe. Wesley trug ebenfalls Turnschuhe sowie seinen Messergürtel und Verbände an Gesäß und Brust, und Erin hatte überhaupt nichts am Leib.

Die beiden mussten sie inzwischen abgeduscht haben, denn während sie kraftlos und erschöpft mit hängendem Kopf zwischen ihren nackten Kerkermeistern dahinschlurfte, sah sie nicht mehr so aus, als hätte sie sich gerade in einer Blutlache gesuhlt. Dafür traten die Striemen und Bisswunden an ihrem Rücken im Licht der Fackel umso deutlicher hervor.

Die beiden führten sie auf einem Trampelpfad, der eine leichte Linkskurve machte, auf den Dschungel zu. Erst als sie zwischen den ersten Büschen verschwunden waren, wagte ich mich hinter der Hausecke hervor und rannte ihnen über den Rasen hinterher. Am Rand des Dschungels wurde ich langsamer und schlich gebückt dem Schein von Thelmas Fackel hinterher, den ich wegen des dichten Blattwerkes manchmal mehr erahnte als sah.

Als der Pfad eine scharfe Kurve machte, sah ich sie.

Sie waren keine zwanzig Meter vor mir stehen geblieben.

Und steckten Erin in einen Käfig.

Der Käfig hatte Gitterstäbe an allen Seiten und an der Decke und war etwa so groß wie ein kleines Zimmer.

Dahinter konnte ich undeutlich einen zweiten Käfig erkennen, der weit genug von dem ersten entfernt war, dass sich die Gefangenen in den beiden Käfigen nicht berühren konnten.

In dem zweiten Käfig stand ein Mädchen, dessen Gesicht zwischen zwei Gitterstäben hervorsah. Trotz des schlechten Lichtes

sah ich auf den ersten Blick, dass sie zu klein war, um eine meiner Frauen zu sein.

Ich vermutete, dass sie Erins Schwester Alice war.

Nachdem Wesley Erin in den ersten Käfig geschoben hatte, machte er die Tür zu und schloss sie ab. Der Schlüssel dazu hing an einem dicken Schlüsselbund mit einem Ring, der so breit wie ein Armband war. Wesley schob ihn sich über das rechte Handgelenk.

Weil ich vermutete, dass er und Thelma gleich wieder zum Haus zurückgehen würden, versteckte ich mich neben dem Pfad hinter ein paar Büschen und Baumstämmen. Kaum hatte ich mich im Dschungel auf den Boden gekauert, kamen sie auch schon.

Ich sah die Fackel, die sich in etwa zwei Metern Entfernung an mir vorbeibewegte.

Wesley und Thelma redeten nicht miteinander, und auch ihre Schritte konnte ich nicht hören, dafür aber das leise Klirren des Schlüsselbunds.

Als es verklang, verschwand auch das Licht der Fackel in der Dunkelheit.

Ich bewegte mich nicht.

Gut möglich, dass das ein Trick ist, dachte ich. Vielleicht ist Wesley ja zurückgeblieben, um mir eine Falle zu stellen. Er kann den Schlüsselbund ja Thelma gegeben haben.

Mach dich nicht lächerlich, sagte ich mir. Die halten dich für tot, und außerdem können sie nicht wissen, dass du sie hier ausfindig gemacht hast.

Und wenn sie es doch wissen?

Wenn sie mich irgendwie irgendwo gesehen haben? Zum Beispiel, als ich ihnen zu den Käfigen gefolgt bin? Oder als ich sie durch das Fenster beobachtet habe. Oder noch früher. Vielleicht haben sie mich ja schon vor Einbruch der Dunkelheit gesehen.

Nein.

Sie wussten nicht, dass ich da war. Sie hielten mich für tot. Wesley war nicht zurückgeblieben, um mich zu überfallen. Er und Thelma waren auf dem Rückweg zum Haus.

Hoffentlich.

Ich konnte mir irgendwie nicht vorstellen, dass ich mich die ganze Nacht hier neben dem Weg verstecken sollte, nur weil die Möglichkeit bestand, dass Wesley mir an den Käfigen auflauerte.

Und so krabbelte ich ins Freie.

Als ich den Weg erreicht hatte, blickte ich mich zu beiden Seiten um.

Niemand war zu sehen.

Auch nicht das Licht von Thelmas Fackel.

Ich konnte allerdings nicht einmal bis zu den Käfigen sehen, die von der Dunkelheit verschluckt waren.

Ich erhob mich und schlich gebückt den Pfad zurück bis zu dem Rasen vor dem Haus. Thelma und Wesley hatten fast die Veranda erreicht.

Ich sah zu, wie Thelma vor einen Eimer trat, der neben den Stufen zur Veranda stand und ihre Fackel hineinsteckte, die dort zischend verlosch.

Kein Licht mehr.

Ich sah undeutlich, wie Wesley und Thelma die Stufen zur Veranda hinaufstiegen.

Dann hörte ich eine Tür schlagen.

Die beiden waren im Haus.

Hoffte ich zumindest.

Ich wartete nicht länger, sondern drehte mich um und eilte den Pfad entlang zu den Käfigen.

Vögelchen im Käfig

Ohne das Licht von Thelmas Fackel konnte ich den Pfad nicht erkennen. Ich konnte überhaupt nichts sehen außer an ein paar Stellen, an denen durch das Blätterdach einfallendes Mondlicht die Schwärze in ein dunkles, schemenhaftes Grau verwandelte.

Mir fiel ein, dass ich Andrews Feuerzeug dabei hatte. Es befand sich in meiner linken Hosentasche zusammen mit dem Rasiermesser und der Plastiktube mit Billies Sonnencreme. Beim Gehen spürte ich, wie diese Gegenstände sich an meinen Oberschenkel drückten.

Ich holte das Feuerzeug heraus, hielt den Daumen an das Rädchen über dem Feuerstein. Und überlegte es mir anders.

In der Dunkelheit war ich so gut wie unsichtbar.

Ich *mochte es*, unsichtbar zu sein.

Man ist so sicher, wenn niemand einen sehen kann.

Also steckte ich das Feuerzeug wieder ein und tastete mich langsam und vorsichtig den Pfad entlang, wobei ich immer wieder stehen blieb und mich umhörte.

Bald drangen Stimmen an mein Ohr. Die leisen Stimmen von zwei Mädchen, die von rechts vorne kamen. Vorsichtig schlich ich auf sie zu. Als ich nahe genug war, um zu verstehen, was sie sagten, ging ich in die Hocke und hörte ihnen zu.

»Sei nicht dumm«, sagte eine der Stimmen. »Dazu sind wir nicht alt genug.«

»Du bist dumm«, entgegnete die andere Stimme, die wie die von Erin klang. Allerdings kam sie mir jetzt sehr viel lebendiger vor als vorhin im Zimmer mit Wesley und Thelma. »Es geht nicht darum, wie alt du bist, sondern ob du schon deine Periode hast.«

»Wer sagt das?«

»Dad.«

»Und warum hat er *mir* das nicht erzählt?«

»Vielleicht, weil du ihn nie danach gefragt hast.«

»Mom hat auch nichts gesagt.«

»Mom hat *nie* mit uns über solche Dinge geredet. Deshalb habe ich ja Dad gefragt.«

»Du hast ihn gefragt, ab wann du Kinder kriegen kannst?«

»Klar.«

»Wieso denn?«

»Ich war einfach neugierig.«

»Wenn du es sowieso schon weißt, wieso fragst du dann *mich*?«

Zuerst antwortete Erin nicht, und dann klang sie wie das eingeschüchterte Kind, als das ich sie im Zimmer mit Thelma und Wesley erlebt hatte. »Ich wollte nur ... glaubst du, dass er uns Kinder macht?«

»O Gott, frag mich doch nicht.«

»Ich glaube, wir kriegen welche. Früher oder später. Meinst du nicht?«

»Ich bin mir sicher, dass man erst mit achtzehn ein Kind bekommen kann?«

»Mit achtzehn? Bist du verrückt? Achtzehn ist viel zu spät.«

»Doch.«

»Dann frag doch Connie!«

Connie!

Mein Herz schlug schneller.

»Soll das ein Witz sein? Die bringt mich um, wenn ich sie aufwecke und ihr so eine dumme Frage stelle.«

»Das glaube ich nicht.«

»Ich frage sie trotzdem nicht.«

»Egal. Ich weiß auch so ganz genau, dass du nicht achtzehn sein musst, um ein Kind kriegen zu können. Alles, was du brauchst, ist deine Periode, weil dein Körper dann Eier produziert. Und wenn die befruchtet werden, kriegst du ein Baby.«

»Nein. Niemals. Du musst achtzehn sein.«

»Du bist komplett verrückt.«

»Nein. Das habe ich gelesen.«

»Das muss was anderes gewesen sein.«

»Was, zum Beispiel?«

»Woher soll ich das wissen? *Ich* habe das doch nicht gelesen. Ich glaube nur, dass wir alle Kinder kriegen werden, wenn wir uns weiterhin von Wesley bumsen lassen.«

»Wer *lässt* ihn denn?«

»Niemand, da hast du Recht. Aber er tut es trotzdem. Oder hast du ihn schon mal davon abhalten können?«

Alice gab keine Antwort.

Eine Weile waren sie beide still. Dann sagte Erin: »Ich frage mich, wie oft man es tun muss.«

»Was denn?«

»Du weißt schon. Bis man schwanger wird.«

»Sag du es mir. Du weißt doch sonst alles.«

»Da habe ich keine Ahnung«, gab Erin zu. »Ich frage mich, ob man es wohl zwanzigmal oder so machen muss.«

»Hat Dad dir das denn nicht gesagt?«

»Nein, aber meinst du nicht, dass wir schon schwanger wären, wenn ein- oder zweimal genügen würden?«

Alice seufzte. »Ich schätze schon.«

»Aber wir sind nicht schwanger, stimmt's? Und dabei hat er es schon an dem Tag, an dem er hier aufgetaucht ist, mit uns getrieben. Bevor er wieder verschwunden ist, hat er es noch zweimal mit mir gemacht. Das macht drei Mal, bisher.«

»Und bei mir sind es zwei Mal«, sagte Alice.

»Inzwischen haben wir beide unsere Periode gehabt. Also scheint das nicht genug gewesen sein. Aber wie oft *ist* genug?«

»Wer kann das wissen?«

»Wenigstens müssen wir nicht mehr dauernd ran, jetzt, wo er die ganzen anderen hat.«

Die ganzen anderen!

Ich konnte nicht mehr länger still bleiben.

»Entschuldigt bitte«, sagte ich. Die beiden holten hörbar Luft.

»Alles in Ordnung«, sagte ich. »Ihr braucht keine Angst zu haben. Ich bin euer Freund. Ich bin hier, um euch zu retten.«

»Bist du Rupert?«, fragte Erin.

Ich traute meinen Ohren nicht.

»Ja«, antwortete ich. »Woher weißt du das?«

»Ich habe nur geraten. Sie haben uns alles über dich erzählt. Wo bist du? Ich kann dich nicht sehen.«

Ich trat langsam näher an den Käfig heran. Hier hinten drang kein Mondlicht durch die Bäume nach unten. Ich konnte nichts sehen, weder die Käfige noch die Mädchen, ja nicht einmal die eigene Hand vor Augen. Es war, als wäre man in einem lichtdichten Schrank eingesperrt.

Ich streckte die Hand aus und berührte einen der Gitterstäbe.

»Ich bin hier, neben deinem Käfig.«

»Ich kann dich nicht sehen«, sagte Erin.

»Ich dich auch nicht.«

»Bist du sicher?«, meldete sich Alice zu Wort. »Du kannst keine von uns sehen?«

»Wenn wir *ihn* nicht sehen, wie soll er uns dann sehen?«, fragte Erin.

»Könnte doch sein.«

»Alice macht sich Sorgen, weil wir nur wenig anhaben.«

»Das ist okay. Ich sehe überhaupt nichts.«

»Wir heißen übrigens Alice und Erin Sherman. Wir sind Zwillinge. Vierzehn Jahre alt.«

»Eineiige Zwillinge?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete Alice.

»Ja«, sagte Erin.

»Nein, sind wir nicht.«

»Doch, sind wir. Aber wir sehen trotzdem nicht ganz gleich aus. Alice glaubt, dass sie die Hübschere von uns beiden ist.«

»Du lügst.«

»Aber eigentlich bin *ich* die Hübschere«, fuhr Erin fort. Ich stellte mir vor, dass sie dabei lächelte.

»Du bist so was von blöd«, sagte Alice. »Und lustig ist das auch nicht.«

Ich bewegte mich seitwärts, wobei ich mich an den Eisenstangen entlang tastete. Sie fühlten sich warm an und waren mindestens zwei Zentimeter dick, während der freie Raum zwischen ihnen höchstens zehn Zentimeter maß.

»Was machst du?«, fragte Erin. »Rupert?«

»Ich gehe zwischen eure Käfige, damit wir nicht so laut reden müssen.«

»Bist du schon lange hier?«

Ich spürte, wie ich rot wurde. Zum Glück konnten sie es nicht sehen. »Nein«, log ich. »Ich bin gerade gekommen.«

»Alle glauben, dass du tot bist.«

»Die Berichte über meinen Tod sind maßlos übertrieben«, sagte ich und erklärte ihnen, dass das ein Zitat von Mark Twain war.

»Mann, ist das toll«, sagte Erin. »Dass du lebst, meine ich.«

»Und nicht in einem Käfig«, fügte Alice hinzu.

Ich kam an die Ecke von Erins Käfig und tastete mich darum herum. Um sicher zu gehen, dass ich mich auch wirklich zwischen den beiden Käfigen befand, streckte ich die andere Hand aus und ertastete eine Stange von Alices Käfig. Dann setzte ich mich im Schneidersitz auf den Boden. »Okay«, sagte ich.

Von beiden Seiten hörte ich leise Geräusche - Knistern, Atmen und ein paar schwache Seufzer. Anscheinend rutschten die Mädchen näher an mich heran. Das Stöhnen kam von rechts, von Erin. Kein Wunder - die Verletzungen, die ihr Wesley und Thelma zugefügt hatten, taten bestimmt ziemlich weh.

»Bist du da?«, fragte sie.

So leise ich konnte, rutschte ich näher an Erins Käfig heran und hielt an, als mein Oberarm eine Stange berührte.

»Kannst du uns hier rausholen?«, fragte Alice.

»Das hoffe ich. Irgendwie werde ich es schaffen. Kann man diese Käfige auch ohne Schlüssel öffnen?«

»Nein«, sagte Erin. Ihre Stimme war viel näher als die von Alice. Ich glaubte, ihren Atem an meinem Arm zu spüren. Obwohl ich sie nicht einmal schemenhaft erkennen konnte, stellte

ich mir vor, wie sie ebenfalls im Schneidersitz auf der anderen Seite der Gitterstäbe saß und sich, die Ellenbogen auf die Oberschenkel gestützt, leicht vorbeugte, bis ihre Brustwarzen fast die Unterarme berührten. Ihr Gesicht war nur Zentimeter von dem meinen entfernt.

Ich wünschte, ich könnte sie sehen.

Ich dachte an das Feuerzeug in meiner Hosentasche.

Aber ich holte es nicht heraus. Es war besser für uns alle, wenn man uns nicht sehen konnte, zumindest im Augenblick.

»Ohne Schlüssel kommt man nicht rein und auch nicht raus«, sagte Erin. »Das sind echt massive Käfige.«

»Eigentlich sind sie für Gorillas«, erklärte Alice.

Affenzirkus

»*Gorillas?*«, fragte ich.

»Das hier war einmal ein Gorillazoo«, erklärte Erin.

»Bevor wir hier einzogen«, fügte ihre Schwester hinzu.

»*Lange* bevor wir hier einzogen. Wir wohnen erst seit ein paar Jahren hier.«

»Im Juni werden es zwei Jahre«, sagte Alice.

»Die Gorillas waren schon tot, bevor wir hier ankamen. *Lange* tot. Der Typ, dem sie gehört haben, hat sie alle massakriert, lange bevor wir geboren wurden. Es war derselbe Typ, der sie auf die Insel gebracht hat. Was sagst du dazu?«

»Er hat sie gerettet«, sagte Alice.

»Genau«, bestätigte Erin. »Da gab es so eine Revolution irgendwo in Afrika. In den sechziger Jahren, glaube ich. Und der Typ hatte Angst, dass die Gorillas dabei draufgehen könnten.«

»Er war ein Naturfreak«, erklärte Alice.

»So einer wie diese *Gorillas-im-Nebel*-Frau. Sigourney Weaver?«

»Diane Fossey«, sagte Alice.

»Ja, genau«, sagte Erin.

»Wenn er nicht in Afrika oder sonst wo war, hat er in dem großen Haus hier gewohnt.«

»Ja, und er hat ein Dutzend oder so von diesen Gorillas gefangen und hierher gebracht. Die Käfige wurden extra für sie gebaut. Er hatte hier wohl einen richtigen kleinen Privatzoo.«

»Nein, ein Zoo war das nicht«, warf Alice ein.

»Doch, aber einer ohne Besucher«, sagte Erin. »Der Typ hielt sich die Affen ganz für sich alleine, als wären sie seine Haustiere. Bis er sie eines Tages alle abgeschlachtet hat.«

»Abgeschlachtet?«, fragte ich. »Warum das denn?«

»Vielleicht mochte er sie nicht mehr«, sagte Alice.

»Oder sie haben ihn enttäuscht«, meinte Erin. Wieder stellte ich mir vor, dass sie lächelte.

»Niemand weiß, warum er das getan hat.«

Dann fuhr Erin fort: »Er muss wohl verrückt geworden sein oder so was. Er hat sie in ihren Käfigen mit seiner Machete abgeschlachtet, und dann hat er sich selbst in den Kopf geschossen. So kommt es, dass die Käfige hier sind.«

»Wir durften nicht in ihnen spielen«, sagte Alice.

»Und jetzt müssen wir in ihnen *leben*«, sagte Erin.

»Wer ist sonst noch hier?«, fragte ich.

»Meinst du in den Käfigen?«

»Ja.«

»Connie und ihre Mutter. Und Kimberly.«

Alle drei!

Ich konnte nicht anders, ich musste weinen. Versuchte, es möglichst leise zu tun, aber ich schaffte es nicht, ohne ein paar Geräusche von mir zu geben. Erin und Alice sagten nichts. Ich hatte das Gefühl, als ob sie mir einfach zuhörten und warteten, bis ich fertig war.

Dann berührte mich auf einmal etwas an meinem Kopf.

Ich zuckte zusammen.

»Ich bin's nur«, flüsterte Erin.

Ihre Hand streichelte sanft mein Haar und wanderte dann nach unten auf meine Wange. Auch hier streichelte sie mich.

Am Anfang weinte ich aus Glück darüber, dass meine drei Frauen noch am Leben waren, aber als Erin anfang, mein Gesicht zu streicheln, weinte ich wegen ihr, weil ihr so Schreckliches widerfahren war.

Und ich weinte für mich, weil ich dabei zugeesehen und nichts dagegen unternommen hatte.

Weil ich es genossen hatte.

»Alles in Ordnung«, sagte Erin leise. »Es geht ihnen gut.«

»Nennst du das gut gehen?«, fragte Alice.

»Es geht ihnen so wie uns.«

»Eben.

Mit leiserer Stimme sagte Erin zu mir: »Bestimmt drehen sie durch, wenn sie erfahren, dass du noch lebst. Sie glauben nämlich, du bist tot. Irgendwo runtergestürzt oder so?«

»Ja«, sagte ich leise und versuchte, aufzuhören zu weinen.

»Aber erst hat Thelma ihm auf den Kopf geschlagen«, sagte Alice.

»Ja«, meinte Erin. »Dein Tod hat sie wirklich schlimm getroffen. Sie hielten dich für den Größten.«

»Mich?«

»Ja. Sie werden total ausflippen, wenn sie dich sehen.«

»Sind sie ... auch ... in einem Käfig?« Obwohl es mir schon wieder besser ging, brachte ich keinen zusammenhängenden Satz heraus.

»Connie ist in dem Käfig neben meinem«, sagte Alice. »Dann kommt der von Billie, und neben dem ist der Käfig, in den sie Kimberly gesperrt haben. Die restlichen Käfige sind leer.«

»Dann gehe ich jetzt ... wohl besser ... zu ihnen«, sagte ich.

»Nein.« Erins Hand glitt hinab auf meine Schulter und drückte sie. »Bitte, geh noch nicht. Okay? Wahrscheinlich schlafen sie

sowieso. Kannst du nicht noch ein bisschen bei uns bleiben und mit uns reden? Bitte!«

Bevor ich nicht wirklich mit dem Weinen aufgehört hatte, wollte ich sowieso nicht hinüber zu meinen Frauen gehen. Außerdem war ich neugierig, was sich hier zugetragen hatte. »Okay, sagte ich. »Ich bleibe noch ein bisschen.«

»Danke«, sagte Erin.

»Wann sind sie ... hergekommen?«

»Connie und die anderen? Vor etwa einer Woche.«

»Sie sind jetzt die siebte Nacht hier«, sagte Alice.

»Und wie lange seid ihr beide in den Käfigen?«

»Das ist unsere vierundzwanzigste Nacht.«

Ich holte tief Luft. »Echt?«

»Es stimmt«, sagte Erin.

»Meine Güte!«

»Wesley hat uns an dem Tag eingesperrt, an dem er hier angekommen ist.«

»Als er *zum ersten Mal* angekommen ist«, erklärte Alice.

»Er wusste von den Käfigen«, sagte Erin.

»Hat was darüber gelesen.«

»Genau. In einem alten *National Geographic* oder so. Und er hat Dad gefragt, ob sie noch da sind und ob er sie sehen kann.«

»Er wollte sie kaufen, falls sie noch gut in Schuss waren.«

Erins Hand tastete sich meinen Arm hinunter. Sie nahm meine Hand und drückte sie. »Dad und Mom haben ihm die Käfige gezeigt, und da hat Wesley plötzlich Mom gepackt und ihr ein Rasiermesser an den Hals gehalten und Dad gezwungen, ihm die Schlüssel zu geben. Dann hat er die beiden in einen Käfig gesteckt und abgeschlossen. Alice und ich waren beim Schwimmen, und als wir zurückkamen, hat er uns auch in die Käfige eingeschlossen.«

»Wir hätten abhauen können«, sagte Alice.

»Richtig. Wäre nicht einmal schwer gewesen. Wesley war allein und hatte keine Pistole oder so was. Aber er hat gesagt, dass

er Mom und Dad umbringen würde, wenn wir nicht taten, was er von uns wollte.«

»Und er hat gesagt, wir sollten in die Käfige gehen.«

»Aber er hat sie trotzdem umgebracht«, sagte Erin. »Nur eben nicht gleich.«

»Mom lebt vielleicht noch.« Alice klang so, als ob sie es selbst nicht so recht glaubte.

»Ach ja? Und wo ist sie dann?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Alice.

Ich wusste, wo sie war, aber ich sagte nichts.

»Er hat Mom in einen Käfig gesperrt wie uns alle«, erklärte Erin mir. »Dad auch, aber den haben sie schon vor langer Zeit weggebracht. Aber Mom war viel länger da.«

»Bis wann?«, fragte ich.

»Bis vor ein paar Nächten.«

»Vor vier«, präzisierte Alice. »Die heutige mit eingeschlossen.«

Vor vier Nächten war ich den Bach hinaufgegangen, hatte unser Schlachtfeld abgesucht und auf dem Rückweg die Tote in der Lagune entdeckt.

»Ja«, sagte Erin. »Mom war ... dran gewesen, drüben im Haus. Und auf dem Rückweg zum Käfig hat sie sich losgerissen und ist weggerannt. Vorher hat sie sich nie gewehrt, wahrscheinlich wegen uns. Wesley hat ihr mit schlimmen Dingen gedroht für den Fall, dass sie abhaut. Aber vermutlich ist ihr irgendwann mal klar geworden, dass wir keine Chance haben, wenn sie *nicht* abhaut. Aber sie hat es nicht geschafft. Die beiden sind ihr hinterher. Und haben sie erwischt.«

»Das kannst du nicht wissen«, sagte Alice.

»Sie haben sie eingeholt, daran gibt es nichts zu rütteln.«

»Das haben *sie* gesagt ...«

»Jetzt hör aber auf, Alice. Meinst du, sie hätten sich so aufgeführt, wenn sie Mom *nicht* erwischt hätten? Du weißt genau, was ich meine.«

Alice verstummte.

Ich überlegte mir, ob ich ihnen noch mehr Fragen stellen sollte. Um welche Tageszeit ihre Mutter sich losgerissen hatte, zum Beispiel. Ob sie sich an der Lagune auskannte. Wie weit die Lagune von hier entfernt war.

Aber ich musste sie das nicht fragen.

Die Tote, die ich in der Lagune gefunden hatte, *musste* ihre Mutter sein.

Und Matt, das war mir längst klar, war ihr Vater gewesen.

Wesley hatte diese beiden Kinder zu Waisen gemacht.

Es war nur eines seiner vieler Verbrechen, aber eines der schlimmsten.

»Jedenfalls sind wir alle an dem Tag, an dem Wesley kam, in diesen Käfigen gelandet«, fuhr Erin mit ihrer ursprünglichen Erzählung fort. »Und dann ist er noch ein paar Tage hier geblieben. Dad hat er nie angerührt, aber mit uns dreien hat er ... seine *Spielchen* getrieben.«

»Er tut einem gerne weh«, murmelte Alice.

»Wesley hat uns einzeln aus unseren Käfigen geholt. Und dann mussten wir *Sachen* mit ihm machen.«

»Schlimme Sachen«, fügte Alice hinzu.

»Und wenn wir sie nicht so gemacht haben, wie er wollte, hat er eine andere von uns dafür büßen lassen. Wenn er wollte, dass ich ... was machte ... und ich es nicht tun wollte, dann hat er mich zurück in meinen Käfig gebracht und Mom aus ihrem rausgeholt. Er hat sie direkt vor uns ausgepeitscht, und dann musste *sie* es tun.«

Erins Hand, die immer noch die meine hielt, war heiß und schweißnass. Ich drückte sie ganz sanft.

»Jedenfalls«, sagte sie, »hat er diese Sachen von Anfang an mit uns gemacht. Schon beim ersten Mal, als er hier war. Damals ist er nicht lange geblieben. Als er wieder weggegangen ist, hat er uns was zu essen und zu trinken in die Käfige getan und gesagt, dass er wieder zurückkommt.«

»Aber nicht wann«, ergänzte Alice.

»Richtig. Irgendwann mal haben wir gedacht, er kommt überhaupt nicht mehr zurück. Das Essen und das Wasser hatten wir fast aufgebraucht. Und eines Tages haben wir dann eine gewaltige Explosion gehört.«

»Unsere Jacht, die in die Luft flog?«

»Ja. Und dann war er plötzlich wieder da, grinsend wie ein Honigkuchenpferd.«

»Und splitternackt«, ergänzte Alice.

»Das ist er eigentlich immer. Wahrscheinlich glaubt er, dass die ganze Welt ständig sein *Ding* anglotzen will.«

»Aber das stimmt nicht.«

»Ich will es jedenfalls nicht.«

»Hat er erzählt, wie er die Jacht in die Luft gesprengt hat?«, fragte ich.

»Erzählt?«, fragte Erin. »Geprotzt hat er damit und ständig herumgetönt, wie einfach es war. Er hat nur unten im Maschinenraum mit seinem Rasiermesser den Benzinschlauch durchschneiden und sich aus einem Betttuch eine Zündschnur drehen müssen. Die hat er dann angezündet, und ist seelenruhig unter Wasser von der Jacht weggeschwommen.«

»Das hat er super gefunden«, sagte Alice. »Klasse. Genial. Oberschlau.«

»Schlau genug für uns war es«, sagte ich. »Wir haben alle geglaubt, er hätte sich aus Versehen selber in die Luft gesprengt.«

»Genau, was er euch weismachen wollte«, sagte Erin. »Aber Billie hat gesagt, dass ihr ihm ziemlich schnell auf die Schliche gekommen seid.«

»Sie hat es sich nach dem ersten Mord zusammengereimt. Wer außer ihm hätte es auch *tun* können? Wir dachten damals ja, dass die Insel unbewohnt war. Seid ihr eigentlich die Einzigen hier?«

»Wie meinst du das?«, fragte Erin.

»Ob es auf dieser Insel außer euch noch andere Menschen gibt. Andere Häuser. Habt ihr Nachbarn?«

»Nein, hier wohnen nur wir allein.«

»Hier gibt es niemanden außer uns«, sagte Alice.

»Wir hatten die ganze Insel für uns allein. Es war echt toll. Bis Wesley kam.«

»Mom und Dad haben geglaubt, dass wir hier sicher sind«, sagte Alice. »Guter Witz, was?«

»Meine Eltern fanden das Leben in Los Angeles irgendwann mal unerträglich«, erklärte Erin. »Gewalt und Drogen überall. Nach den Rassenunruhen sind sie dann weggezogen. Sie wollten, dass Alice und ich an einem friedlichen Ort aufwachsen.«

»Und dann das hier«, sagte Alice.

»Aber bis dahin war es toll hier«, sagte Erin zu ihrer Schwester und fügte, an mich gewandt, hinzu: »Wir mussten nicht zur Schule. Mom war früher Lehrerin, und er war Schriftsteller. Sie haben uns Unterricht gegeben. War echt super, nicht mit irgendwelchen blöden Kindern auf irgendeine ätzende Schule gehen zu müssen. Und jeden Tag waren wir beim Schwimmen oder beim Angeln. Es war so schön, bis Wesley gekommen ist und alles kaputt gemacht hat.«

»Ich wünschte, wir wären in L.A. geblieben«, sagte Alice.

»Blödsinn!«

»Mom und Dad wären noch am Leben.«

»Vielleicht. Aber man kann nie wissen. Vielleicht wären wir alle bei dem Erdbeben ums Leben gekommen.«

»Immer noch besser als das hier.«

»Nein, das stimmt nicht.«

»Ich wäre lieber tot«, platzte Alice heraus. »Ich wäre lieber tot, als jeden Tag mit ihm ... Rupert, weißt du, was er mit uns macht?«

»Nein«, antwortete ich.

Ich konnte ihnen nicht sagen, dass ich vorhin alles mit angesehen hatte. Das wäre mir zu peinlich gewesen. Und bestimmt hätten sich die Zwillinge gefragt, was mit mir bloß los war, warum

ich nicht eingeschritten bin, als Wesley und Thelma über Erin hergefallen sind.

»Sie sagen, sie *spielen* mit uns«, sagte Alice. »*Modenschau*, zum Beispiel. Oder *Hausparty*. Oder *Ringkampf*. Wir müssen tun, was ihnen einfällt. Und es hört immer damit auf, dass Wesley uns windelweich schlägt und durchfickt.«

»Hey«, sagte Erin. »Du musst nicht gleich so ordinär werden.«

»Aber es *ist* ordinär. Alles, was sie tun, ist ordinär. Ich wünschte, ich wäre tot.«

»Nein, du ...«

»Könnt ihr vielleicht mal mit eurem Gequassel aufhören?«, ließ sich auf einmal eine genervte Stimme vernehmen. »Verdammte Scheiße, es ist mitten in der Nacht, und ein paar Leute hier würden echt gerne *schlafen*, also haltet endlich die Klappe!«

»Connie?«, fragte ich.

Schweigen.

Dann fragte sie. »Wer hat das gesagt?«

»Ich.«

Wieder Schweigen.

Dann: »Rupert?«

»So heiße ich.«

»Verdammte Scheiße, ich glaub es nicht. Rupert!«

Wiedersehen

»Rupert?« Das war Billie, die vermutlich aufgewacht war, als sie Connies aufgeregte Stimme gehört hatte. »Bist du das?«

»Ja. Wie geht es euch?«

Billie rang erst mal hörbar nach Atem, bevor sie mit zitteriger Stimme ein »O, mein Gott« herausbrachte.

»Schwing die Hufe und komm rüber zu uns«, begrüßte mich Kimberly. »Dann müssen wir nicht so schreien.«

»Hi, Kimberly«, sagte ich.

»Besser spät als überhaupt nicht«, lachte Kimberly. »Nun komm schon rüber zu uns.«

»Ich muss zu den anderen«, flüsterte ich Erin zu. »Aber macht euch keine Sorgen, ich hole euch alle hier raus.« Mit diesen Worten zog ich meine Hand aus der ihren.

»Tust du das wirklich?«, fragte Alice.

»Ja. Irgendwie.«

»Sei vorsichtig«, sagte Erin. »Und komm noch mal zu uns, wenn das möglich ist.«

»Mach ich. Und vielen Dank.«

»Wir wissen nicht mal, wie du aussiehst.«

Ich überlegte kurz, ob ich mein Feuerzug anknipsen sollte. Sie hatte mich ja praktisch dazu eingeladen. Und ich hätte mir Erin auch gerne aus der Nähe angesehen. Und ihre Zwillingsschwester auch.

Wahrscheinlich waren sie beide nackt.

Trotzdem ließ ich das Feuerzeug in der Hosentasche. Den beiden war schon übel genug mitgespielt worden - und das war noch milde ausgedrückt -, da wollte ich sie nicht auch noch wie ein geiler Lüstling anlotzen.

»Tom Cruise ist gegen mich ein hässliches Entlein«, sagte ich stattdessen.

Von Erin kam ein leises Lachen.

»Wirklich?«, fragte Alice.

»Erzähl den Mädchen keinen solchen Quatsch, Rupe«, ließ Connie sich aus einiger Entfernung vernehmen. »Wieso sagst du ihnen nicht, dass du wie ein Schimpanse aussiehst? Ein Albino-Schimpanse, dem die Haare ausgefallen sind.«

Offenbar war sie in Bestform.

»Geh schnell zu ihr«, sagte Erin. »Sonst erzählt sie noch weiß Gott was über dich.«

»Okay. Mach's gut, Erin. Und du auch, Alice.«

Ich stand auf und tastete ich mich an den Käfigen der Mädchen entlang in die Richtung, aus der Connies Stimme gekommen war.

»Was bist du eigentlich?«, hörte ich sie auf einmal ganz nahe. »Eine Katze mit neun Leben?« Ich musste direkt vor ihrem Käfig stehen.

»Ich habe Glück gehabt«, sagte ich. »Ich bin auf den Toten in der Schlucht gefallen.«

»Bestimmt hast du dich trotzdem verletzt«, hörte ich Kimberly sagen, deren Stimme von etwas weiter hinten kam. »Die Schlucht ist ziemlich tief.«

»Ist nicht so schlimm, aber ich war wohl eine Weile bewusstlos. Deshalb hat es auch so lange gedauert, bis ich euch gefunden habe.«

»Das macht doch nichts«, sagte Billie. Ihre Stimme klang so, als ob ihr Käfig hinter dem von Kimberly läge. »Wir sind so froh, dass du noch lebst.«

»Und dass du uns *gefunden* hast«, fügte Kimberly hinzu.

»Wurde auch Zeit.« Connie klang ein wenig verärgert.

Mit der rechten Hand konnte ich jetzt keine Gitterstäbe mehr ertasten, was wohl bedeutete, dass ich das Ende von Connies Käfig erreicht hatte. Vorsichtig ging ich weiter, bis meine Hand wieder auf eine Stahlstange traf.

Und sich Finger um mein Handgelenk schlossen.

»Bleib hier«, sagte Kimberlys Stimme.

Ihr Griff fühlte sich fest und warm an. Ich hatte das Gefühl, als würde ihre Wärme meinen Arm hinaufsteigen und sich in meinem ganzen Körper verteilen.

»Du musst uns hier rausholen«, sagte sie.

»Das werde ich. Seid ihr alle okay?«

»Ja, sind wir«, antwortete Connie. »Wenn man mal davon absieht, dass Wesley uns ständig durchbumst. Und das seit einer ganzen Woche.«

Mit leiser Stimme bestätigte Kimberly: »Er hat uns alle drei vergewaltigt.«

»Dich auch?«

»Ja, mich auch.«

»Echt? Das kann ich mir kaum vorstellen.«

»Wieso nicht?«

»Weil du so ... knallhart bist.«

»Die haben Mittel und Wege, einen rumzukriegen.«

»Es ist meine Schuld«, sagte Connie, deren Stimme plötzlich still und traurig klang. »Sie benutzen mich als Druckmittel. Wenn Mom und Kimberly nicht tun, was sie sagen, lassen sie es an mir aus. Und deshalb tun Mom und Kimberly, was Wesley von ihnen verlangt.«

»Du musst ihm unbedingt die Schlüssel abnehmen«, sagte Kimberly und drückte mein Handgelenk noch fester.

»Das mache ich«, antwortete ich. »Aber sonst seid ihr in Ordnung, oder? Mal abgesehen von dem, was Wesley mit euch macht ...«

»In Ordnung?« Connie lachte leise auf. »Wir sind im Arsch.«

»Wir sind okay«, sagte Billie.

»Nein, sind wir *nicht*.«

»Unsere Verletzungen sind nicht allzu schlimm«, erklärte Kimberly. »Oberflächliche Wunden. Nichts, wofür man ins Krankenhaus müsste.«

»Ich hatte Angst, dass ihr tot seid«, sagte ich.

»Da müssen wir dich leider enttäuschen«, murmelte Connie.

»Aber ich konnte eure Leichen nirgends finden. Ich bin noch mal zurückgegangen zur Schlucht ... ich dachte, da würde ich euch finden ... aber ihr wart nicht da.«

»Wir haben uns ergeben«, sagte Kimberly.

»Wegen mir«, sagte Connie. »Auch dafür bekenne ich mich schuldig.«

»Wesley hat sie niedergeschlagen«, erklärte Billie von ihrem entfernten Käfig aus. »Du warst zu dem Zeitpunkt schon bewusstlos. Thelma hat dir mit einem Stein auf den Hinterkopf geschla-

gen. Du hast sie nicht mal kommen gesehen. Und dann hat auch Connie plötzlich dagelegen.«

»Und ich hing immer noch am Seil«, sagte Kimberly. »Als ich oben war, hatte Wesley einen Fuß auf Connies Rücken gestellt und gedroht, er würde sie mit seiner Machete umbringen. Wir *mussten* uns ergeben.«

»Ich bin froh, dass ihr das getan habt.«

»Vielleicht wärest du nicht ganz so froh, wenn du diesen Scheiß hier hättest aushalten müssen«, sagte Connie.

»Rupert?«, fragte Billie. »Erinnerst du dich noch daran, wie wir uns über Wesleys Motive unterhalten haben? Wie wir uns überlegt haben, dass er uns alle umbringen will?«

»Damit er das Familienvermögen erbt.«

»Wir haben uns geirrt. Er war nicht auf das Geld scharf. Sondern auf *uns*. Uns drei. Er hat von Anfang an geplant, uns an einen einsamen Ort zu bringen, die Männer zu töten und uns Frauen als Sexsklavinnen zu halten.«

»Hat er das zugegeben?«

»Ja. Er hat es mir nach einem seiner *Spielchen* gesagt. Thelma war aus irgendeinem Grund nicht dabei, und ich habe die Gelegenheit genützt und ihm ein paar Fragen gestellt. Anscheinend hatte er seine gesprächige halbe Stunde und ist fast geplatzt vor Selbstgefälligkeit und hat geprahlt, was er sich für einen tollen Plan ausgedacht hat. Sieht so aus, als wäre er schon immer scharf auf uns drei gewesen - auf Connie, Kimberly und mich. Er hat uns zur selben Zeit wie Thelma kennen gelernt.«

»Drei heiße Bräute«, murmelte Connie.

»Sein ganzes Leben lang hat er nur bei irgendwelchen Mauerblümchen landen können«, fuhr Billie fort. »An Frauen wie uns ist er nie ran gekommen.«

»Weil er schon immer ein gottverdammter Versager war«, warf Connie ein.

»Schon ziemlich früh hat er sich seinen Plan zusammengebastelt. Dazu hat er sich erst mal an Thelma heranmachen müssen, was nach seinen Worten ziemlich einfach war.«

»Na klar, weil die eine genauso traurige Versagerin ist wie er«, sagte Connie.

Halb erwartete ich, dass Kimberly irgendetwas zur Verteidigung ihrer Schwester sagen würde, aber sie blieb still.

»Thelma wusste natürlich nicht, dass sie für Wesley nur ein Mittel zum Zweck war«, erklärte Billie. »Er hat sie nur geheiratet, damit er uns öfter zu Gesicht kriegt. Erst später hat er erkannt, dass sie mindestens so abartig ist wie er selbst.«

»Da haben sich die richtigen gefunden«, murmelte Kimberly.

»Zwei gottverdammte Sadisten«, sagte Connie.

»Wusste Thelma denn, was Sache war?«, fragte ich.

»Dass ihr Göttergatte scharf auf alle Frauen in ihrer Familie war, nur auf sie nicht? Nein, das hat er hübsch für sich behalten. Genauso wie seinen Plan, das Boot in die Luft zu jagen und uns alle zu Schiffbrüchigen zu machen.«

»Er wusste von den Käfigen«, sagte Kimberly.

»Kaum zu glauben, aber er hat richtiggehend nach einem Ort gesucht, an dem er uns gefangen halten konnte«, fuhr Billie fort. »Und das, bevor er überhaupt mit Thelma *ausgegangen* war. Das hat er mir jedenfalls erzählt. Erst hat er an Berghütten, Geisterstädte, verlassene Fabriken, Lagerhäuser oder Scheunen gedacht. Sie mussten nur so einsam und abgelegen sein, dass niemand mitbekam, dass er mit uns irgendwelche perversen Spielchen trieb.«

»Das muss man sich mal vorstellen«, sagte Connie. »Was für ein krankes Hirn.«

»Irgendwann mal ist er zu dem Schluss gekommen, dass eine unbewohnte, einsame Insel für seine Zwecke ideal wäre. Niemand würde unsere Schreie hören, er müsste uns nicht einmal groß verstecken, und Flucht ist so gut wie unmöglich.«

»Das musste die arme Dorothy am eigenen Leib erfahren«, warf Kimberly mit leiser Stimme ein.

»Wer ist Dorothy?«, fragte ich.

»Sie *war* die Mutter der beiden Mädchen. Vor ein paar Nächten ist sie weggelaufen, aber sie haben sie geschnappt und fertig gemacht.«

»Das hat Erin mir erzählt«, sagte ich.

»Die armen Mädchen«, sagte Billie so leise, dass die Zwillinge es nicht hören konnten. »Sie haben noch viel Schlimmeres durchmachen müssen als wir. Sind schon seit einem Monat in den Käfigen und haben Vater und Mutter verloren. Und ... Wesley und Thelma tun ihnen wirklich *üble* Dinge an. Mein Gott, es sind doch noch Kinder!«

»Kinder mit Titten und Mösen ...«

»Halt den Mund, Connie!«, zischte Kimberly und fügte mit sanfterer Stimme hinzu. »Erzähl Rupert, was du über Wesley und die Insel herausgefunden hast, Billie. Er muss das wissen.«

»Ja, damit er es in sein blödes Tagebuch schreiben kann«, maulte Connie.

»Führst du es immer noch?«, fragte Kimberly.

»Momentan nicht. Mir ist das Papier ausgegangen.«

»Wie schade«, sagte Connie.

»Schreib es zu Ende, wenn du uns gerettet hast. Damit klar wird, dass Wesley alles von langer Hand geplant hat.«

»Du glaubst doch nicht etwa im Ernst, dass der jemals vor Gericht gestellt wird«, sagte Connie.

»Darum geht es nicht. Auf jeden Fall ist es gut, dass Rupert alles genau aufgeschrieben hat. Vielleicht ist das später mal die einzige Möglichkeit, wie jemand herausfinden kann, was hier passiert ist.«

»Wenn ich dann tot bin, ist mir das scheißegal«, sagte Connie.

»Erzähl weiter, Billie.«

»Okay. Wo waren wir?« Billie dachte ein paar Sekunden nach, dann sagte sie: »Wesley fing also an, sich nach einer Insel umzu-

sehen. Erst dachte er an Inseln in Seen und Flüssen in Wisconsin oder Michigan. Er konzentrierte sich auf den Mittleren Westen, weil er ursprünglich aus Chicago stammt. Irgendwann hat er dann aber über den Tellerrand hinausgeschaut und ist ziemlich schnell auf die Bahamas gekommen. Herrliche tropische Inseln, die direkt vor der Küste von Florida liegen, und Hunderte von ihnen völlig unbewohnt. Das hat für Wesley schließlich den Ausschlag gegeben.«

»Aber diese Insel ist nicht unbewohnt«, gab ich zu bedenken.

»Die hat er sich wegen der Käfige ausgesucht. Er hat davon in einem alten Zeitschriftenartikel gelesen und ...«

»Erin und Alice haben mir alles darüber erzählt.«

»Wahrscheinlich hat er geglaubt, dass ihm eine gute Fee alle seine Wünsche auf einmal erfüllt hat«, ließ Kimberly sich vernehmen.

»Stimmt«, fuhr Billie fort. »Er hat mir erzählt, dass es ihm fast unheimlich war, wie plötzlich alles zusammengepasst hat: Erst findet er einen Ort, der - zumindest auf dem Papier - ideal dafür geeignet ist, seine perversen Tagträume in die Wirklichkeit umzusetzen, und dann lassen Andrew und ich uns auch noch von ihm diese Familienreise zu unserem zwanzigsten Hochzeitstag aufschwätzen.«

»Anfangs klang es ja wirklich toll«, gab Kimberly zu.

»Und es *war* auch toll ... bis ... «Billie hörte auf zu sprechen. Ich hörte, wie sie leise zu weinen anfang.

Wegen Andrew, vermutete ich, aber vielleicht auch wegen all der anderen schrecklichen Dinge, die diesen Familienausflug zu einem Horrortrip schlimmster Sorte gemacht hatten: Sie und Kimberly waren zu Witwen geworden, Connie, Kimberly und Thelma hatten ihren Vater verloren, und jetzt waren bis auf Thelma alle Frauen der Familie in alten Affenkäfigen eingesperrt und mussten sich für Wesleys abartige Spielchen bereit halten. Davon, dass Erin und Alice ihre Eltern verloren hatten und schon

viel länger seine widerlichen Perversitäten erdulden mussten, einmal ganz abgesehen.

Alle fünf in den Käfigen eingesperrten Frauen und Mädchen hatten den Verlust geliebter Menschen zu beklagen, alle fünf waren von Wesley und Thelma auf Ekel erregende Weise gequält, ausgepeitscht und vergewaltigt worden.

Es war ein Wunder, dass sie sich nicht *alle* die Augen aus dem Kopf weinten.

Allerdings kann man nicht die ganze Zeit heulen. Jetzt war eben Billie dran.

Kimberly hielt immer noch mein Handgelenk.

»Lass mich los, bitte«, flüsterte ich.

Ihr Griff öffnete sich, und ich tastete mich weiter an ihrem Käfig entlang hinüber zu dem von Billie. Sie weinte immer noch.

»Billie?«, flüsterte ich.

»Rupert?«

Ich drückte meinen Körper an die Gitterstäbe und streckte beide Arme in den Käfig hinein. »Hier bin ich.«

Sie fand meine Arme und kuschelte sich hinein, bis wir uns mit zwei Gitterstäben zwischen uns fest und innig drückten. Sie schluchzte weiter leise vor sich hin, atmete schwer und zitterte am ganzen Körper. Ich fing an, ihr sanft über den Rücken zu streicheln, dessen vormals so glatte Haut von Striemen, Beulen und wunden Stellen übersät war. Als ich eine davon berührte, zuckte Billie zusammen.

»Tut mir Leid«, flüsterte ich.

»Ist schon in Ordnung, Schatz.«

Dann fing auch ich zu weinen an.

Aus Angst, ihr noch einmal wehzutun, hörte ich auf, ihr den Rücken zu streicheln. Als ich sie auch aus meiner Umarmung entlassen wollte, sagte sie: »Bitte, halt mich weiter. Lass mich nicht los.«

Also legte ich meine Arme wieder um sie, diesmal aber so sanft wie möglich.

Eifersüchtige Furien

»Was macht ihr zwei denn da drüben?«, rief Connie.

»Sei still«, fuhr Kimberly sie an.

»Wir machen überhaupt nichts«, erwiderte ich. Was auch stimmte. Wir hielten uns nur in den Armen, während Billie noch immer weinte.

»Ich bin so froh, dass du lebst«, flüsterte Billie. Ich spürte ihren Atem im Gesicht. Und dann drückte sie ihren Mund, feucht und offen, auf den meinen. Ihr Kuss war so anders als alle Küsse, die ich jemals bekommen hatte. Irgendwie weinte sie immer noch, während wir uns küssten. Es war seltsam, aber auch schrecklich schön.

Zuerst hatte ich versucht, nicht daran zu denken, dass sich ihre nackten Brüste beiderseits eines Gitterstabs weich und federnd an mich drückten. Solche Dinge nimmt man besser nicht zur Kenntnis, wenn man eine weinende Frau in den Armen hält. Aber jetzt, wo sie begonnen hatte, mich zu küssen, erschien es mir in Ordnung, daran zu denken.

Ich bewegte meinen Oberkörper ein wenig auf und ab, damit ich Billies steife Brustwarzen besser spüren konnte. Sie kitzelten mich wie kleine, feste Zungen, und weil wir beide stark schwitzten, war unsere Haut so schlüpfrig, als hätte man uns eingeölt.

Ich spürte, dass ich eine Erektion bekam und versuchte, ein wenig auf Abstand zu gehen. Aber Billie drückte sich so fest an mich, dass ich ihr nicht entkam.

Ihre feuchte Zunge bohrte sich tief in meinen Mund.

Als sie fertig mit ihrem Kuss war, hatte Billie aufgehört zu weinen. Wir rangen beide nach Luft, und sie ließ mich immer noch nicht los.

»Danke, du Lieber«, flüsterte sie, während sie mich noch fester an sich drückte.

»War mir ein Vergnügen.«

Sie machte leise »Hmmm«, sagte aber nichts.

»Geht es euch gut?«, fragte Kimberly.

»Viel besser als vorher«, sagte Billie.

»Das kann ich mir denken!«, rief Connie.

»Warum musst du eigentlich immer so rotzig sein?« Diese Frage kam von Erin und war das Erste, was ich von den Zwillingen hörte, seit ich von ihren Käfigen weggegangen war. Ich musste grinsen.

»Du kannst mich mal!«, schrie Connie ihr zu.

»Du mich auch, du Schlampe.«

Alice mischte sich ein. »Erin! Hör auf!«

»Wieso ich. Sie ist doch das Miststück.«

»Und du bist voller Scheiße, du blöde kleine Fotze!«, rief Connie.

»Jetzt ist aber Schluss«, sagte Kimberly. »Müsst ihr euch denn immer streiten? Das bringt doch nichts.«

»Fick dich ins Knie, du Klugscheißerin«, entgegnete Connie.

Kimberly lachte.

Billie, die mich immer noch fest in ihren Armen hielt, rief: »Connie! Hör auf mit dem Unsinn! Was ist mit dir bloß los?«

»Was soll mit mir schon los sein? Nichts, überhaupt nichts. Meine eigene Mutter fummelt ja bloß mit meinem Freund rum. Splitterfasernackt ...«

»Wir fummeln nicht rum«, entgegnete Billie.

»Korrektur: Mit meinem *früheren* Freund. Meinem feigen, kindischen Versager von einem *Ex*-Freund.«

Billie flüsterte mir ganz leise zu: »Geh rüber zu ihr. Nimm sie in den Arm.«

»Ist das dein Ernst?«

»Ja. Nun geh schon.«

»Ich glaube nicht, dass sie das will.«

»Natürlich will sie das! Du musst ihr nur zeigen, dass sie dir wichtig ist.«

»Ich möchte aber lieber bei dir bleiben.«

»Ich weiß.«

»Willst du denn nicht, dass ich bleibe?«

»Doch. Aber Connie ... Es geht ihr wirklich schlecht. Geh rüber und sei nett zu ihr.«

»Sie hasst mich.«

»Nein, das stimmt nicht. Als sie dachte, du wärest tot, war sie fix und fertig.«

Das konnte ich kaum glauben. »Wirklich?«

»Ja, wirklich. Ich habe sie noch nie so niedergeschlagen erlebt. Nun mach schon, geh rüber zu ihr. Bitte.« Sie gab mir noch einen schnellen Kuss und ließ mich los.

»In Ordnung«, sagte ich. Mir war fast schlecht vor Enttäuschung, aber ich musste tun, worum Billie mich gebeten hatte. Flüsternd fragte ich: »Ist es okay, wenn ich später wiederkomme?« Ich ließ meine Hände so behutsam, dass ich ihr nicht wehtat, über ihren Rücken abwärts wandern.

»Natürlich«, sagte sie. »Später. Aber jetzt kümmere dich um Connie.«

Meine Hände glitten über ihre nackte Taille auf die festen, perfekten Rundungen ihres Hinterteils. Billie tat nichts, um mich daran zu hindern.

Sie küsste mich noch einmal und flüsterte: »Jetzt geh!«

Ich hörte auf, sie zu streicheln, und zog meine Hände zurück. Dann fragte ich so laut, dass alle mich hören konnten: »Und Thelma? Sie wusste also nichts von Wesleys Plänen?«

»Nicht das Geringste«, sagte Billie. Sie schien überrascht, dass ich wieder darauf zu sprechen kam. »Sie hat wirklich geglaubt, dass Wesley sich in die Luft gejagt hat.«

»Warum hat er sie nicht eingeweicht?«

Billie fragte sich wahrscheinlich, warum ich immer noch vor ihrem Käfig herumstand, anstatt hinüber zu Connie zu gehen. Die Antwort war ganz einfach die, dass ich alles andere als scharf auf einen Plausch mit ihrer nicht gerade prächtig aufgelegten Tochter war.

»Weil er vorhatte, sie zu töten«, erklärte Billie.

»Thelma?«

»Andrew, Keith, dich und auch Thelma. Das hat er mir selbst gesagt.«

»Und wieso Thelma?«

»Soll das ein Witz sein?«, mischte sich Connie von ihrem Käfig aus ein. »Hast du sie dir schon mal genauer angesehen? Ach so, *dir* gefällt sie ja, das habe ich ganz vergessen. So sehr, dass du mit ihr nackt einen Ringkampf veranstalten wolltest. Du hast einen Hang zu älteren Frauen, stimmt's? Thelma, meine Mom, Kimberly. Ich wette, mit denen würdest du auch gerne nackt -«

»Halt die Klappe!«, fuhr Kimberly dazwischen.

»Thelma steht Wesley im Weg«, sagte Billie mit lauter, fester Stimme. »Und außerdem hasst er sie. Er hasst alles an ihr, am meisten aber, dass sie ihm so ähnlich ist.«

»Das hat er dir aber bestimmt nicht gesagt«, bemerkte ich.

»Stimmt. Das habe ich mir selbst zusammengereimt. Aber dass er sie hasst, hat er mir gesagt. Und dass er sie hässlich und abstoßend findet und sie eigentlich umbringen wollte, damit sie ihm nicht in die Quere kam. Er wollte nur *uns*.« Sie senkte die Stimme. »Und jetzt hat er auch noch die Zwillinge, von denen er nichts wusste, als er sich die Insel ausgesucht hat. Und zwar wegen der Gorillakäfige; die Zwillinge waren da nur eine willkommene Zugabe.« Und noch leiser flüsterte sie: »Und jetzt geh zu Connie. Bitte!«

»Gleich«, gab ich flüsternd zurück. Und dann fragte ich mit normaler Stimme: »Warum hat er Thelma dann nicht getötet?«

»Weil sie ihm den Arsch gerettet hat«, warf Kimberly ein.

»Bei unserem Hinterhalt am Strand?«, fragte ich.

»Genau«, sagte Billie. »Danach war er tatsächlich so schlimm verletzt, dass er ohne ihre Hilfe vermutlich gestorben wäre. Da hat er gesehen, dass er sie braucht, und hat ihr alles gestanden.«

»Aber nicht, dass er sie hasst«, fügte Kimberly hinzu.

»Natürlich nicht. Das hat er hübsch für sich behalten. Hat ihr gesagt, dass er sie liebt und dass er das alles nur für *sie* getan hät-

te. Er hätte es nicht mehr mit ansehen können, wie sehr wir sie verachtet haben.«

»Und das hat sie geglaubt?«, fragte ich.

»Na klar. Schließlich haben wir ja versucht, ihren Mann zu töten.«

»Das hat sie schwer getroffen«, fügte Kimberly hinzu. »Aber sie hat uns auch schon vorher gehasst.«

»Die eifersüchtige Ziege«, warf Connie ein.

»Offenbar geben wir Thelma das Gefühl, hässlich zu sein«, sagte Kimberly.

»Sie *ist* hässlich«, meinte Connie.

»Und dafür lässt sie uns bezahlen«, erklärte Kimberly. »Du solltest mal sehen, mit welchem Eifer sie bei Wesleys Spielchen mitmacht.«

»Meistens ist sie sogar noch schlimmer als er«, sagte Billie.

Connie ließ ein raues Lachen hören. »Zum Glück hat Thelma keinen Schwanz!«

»Vielleicht ist genau das ihr Problem«, entgegnete Billie.

»Die beiden sind ein teuflisches Team«, sagte Kimberly.

Das wusste ich, aber ich sagte es ihnen nicht. Niemand sollte wissen, dass ich sie in voller Aktion mit Erin beobachtet hatte.

»Ist jetzt alles einigermaßen klar?«, fragte Billie.

Ich wusste nicht, an wen die Frage gerichtet war.

»Das Wichtigste jedenfalls«, sagte Kimberly. »Die Details muss Rupert nicht wissen.«

»Ich wette, er ist ganz *geil* darauf«, mischte sich Connie ein. »Dann kann er wieder jede Menge Schweinkram in sein Tagebuch schreiben. Stimmt's etwa nicht, Rupe?«

»Ich habe kein Papier mehr.«

»Ah, stimmt ja. Aber hören möchtest du es trotzdem, oder? Möchtest du nicht wissen, wie sie uns vergewaltigt haben? Welche Körperöffnungen Wesley bevorzugt, und wie Thelma -«

»Halt die Klappe!«, fuhr Kimberly sie an.

»Connie?« Billies Stimme klang beunruhigt. »Was ist bloß los mit dir? Reiß dich zusammen.«

»Komm zu *mir*, Rupert«, sagte Connie. »Dann erzähle ich dir was *Schönes*.«

»Danke«, sagte ich, »aber ...«

»Willst du wissen, was Thelma gestern bei Kimberly mit einem Stock gemacht hat?«

»Halt endlich den Mund!«, sagte Kimberly.

»Oder willst du wissen, wie meine Mom Wesley's Schwanz gelutscht hat?«

»Rupert«, schaltete sich Billie ein. Sie klang besorgt, aber noch ziemlich ruhig. Und sie senkte die Stimme nicht. Offenbar sollte Connie ruhig hören, was sie zu sagen hatte. »Geh rüber zu ihr, schnell. Sie klingt ... Ich weiß nicht, ich fürchte, sie dreht durch.«

»Ich und *durchdrehen*?« platzte Connie heraus. »Du hast Angst, dass ich durchdrehe? Hoho! Überraschung: Ich *bin* schon durchgedreht!«

Ich machte ein paar schnelle Schritte in Richtung auf ihren Käfig.

»Connie?«, fragte ich.

»Hier bin ich, Rupert. Gleich hier drüben.« Der spöttisch-schmeichlerische Ton ihrer Stimme machte mir eine Gänsehaut. »Ich *warte* auf dich.«

»Hey«, sagte ich. »Immer mit der Ruhe.«

»Hast du mich vermisst?«

»Klar.«

»Lügner! Meine Mutter hast du bestimmt viel mehr vermisst als mich.«

Da hast du Recht, dachte ich, sagte aber: »Nein, das stimmt nicht.«

»Lügner, Lügner!«

Der Richtung nach zu schließen, aus der ihre Stimme kam, stand sie unmittelbar vor mir. Ich streckte die Hand aus, konnte aber ihren Käfig nicht ertasten.

Und das war mir sehr recht.

»Und Kimm-ber-ly?«, fragte sie. »Die hast du bestimmt noch viel mehr vermisst.«

»Ich habe euch alle vermisst.«

»Quatsch, Blödsinn! Du hast die anderen beiden viel mehr vermisst als mich. Gib's zu. Du würdest sie gerne ficken, stimmt's? Wenn du sie nicht schon längst gefickt hast. Na, sag schon. Hast du meine Mutter schon gefickt, Rupie? Oder die tolle Kimm-ber-ly? Und? Wie waren sie? Waren sie gut und ...?«

»Und du nennst Thelma eine eifersüchtige Ziege?«, bemerkte ich.

Das war definitiv der falsche Kommentar zur falschen Zeit.

Connie begann zu schreien.

Es war kein Angstschrei, wie man ihn aus Filmen kennt. Es war ein Wutschrei, aggressiv, durchdringend und laut. »RRRAHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHHH!«

Jetzt drehte sie völlig durch.

Mir stellten sich die Haare auf.

So rasch ich konnte, holte ich das Feuerzeug aus der Tasche meiner Shorts, streckte meinen Arm aus und drehte am Zündrädchen. Eine gelbe Flamme leuchtete auf.

»Licht aus!«, zischte Kimberly.

Ich ignorierte sie.

Ich ließ meinen Daumen, wo er war, und starrte Connie an.

Noch immer wie eine Irre kreischend, klammerte sie sich, etwa auf halber Höhe ihres Käfigs hängend, an die Gitterstäbe, die Beine gespreizt, die Knie angewinkelt, den Rücken gekrümmt. Sie bewegte ihren ganzen Körper ruckartig vor und zurück, als wollte sie den Käfig zerlegen.

Die Gitterstäbe bewegten sich keinen Millimeter.

Aus irgendeinem Grund hatte ich erwartet, dass Connie irgendwie schmutzig sein würde, aber das war sie nicht. Ihr Körper war sauber und glänzte vor Schweiß.

»Rupert!«, fauchte Kimberly. »Mach das Licht aus! Sie könnten uns vom Haus aus sehen!«

Mein Daumen blieb, wo er war. Die Flamme leuchtete weiter.

Auf einmal hörte Connie auf, zu schreien und am Käfig zu rütteln, aber sie klammerte sich weiter an die Gitterstäbe und grinste mich nach Atem ringend an.

Ihr Gesicht schien so weit in Ordnung zu sein, wenn man von den weit aufgerissenen Augen und dem zähnefletschenden Grinsen einmal absah, aber vom Hals abwärts war ihr nackter Körper von blauen Flecken, Striemen, Kratz- und Bisswunden gezeichnet, von denen manche relativ frisch, andere seit längerer Zeit verschorft zu sein schienen.

Irgendwie schienen Wesley und Thelma bei ihren sadistischen Spielen die Gesichter auszusparen.

Als ich sah, wie zerschunden Connie war, entfuhr mir ein Stöhnen.

»Mein Gott, Connie«, murmelte ich.

»Na, bin ich nicht schön?«, fragte sie neckisch, legte den Kopf schief und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Na, gibst du mir denn keinen Kuss?«

»Es ist besser, du verschwindest, Rupe«, sagte Kimberly. »Vielleicht haben sie das Schreien gehört und kommen Nachsehen. Und wenn sie am Fenster waren und das Licht gesehen habe, dann ...«

»Komm zu mir, Rupie«, lockte Connie. »Komm, komm, komm.« Mit lüsternem Grinsen presste sie ihr Becken an die Gitterstäbe. Jemand musste sie unten herum rasiert haben, denn anstelle von Schamhaaren sah ich nur glatte, glänzende Haut. »Komm und gib mir einen Kuss. Du kannst dir aussuchen, wohin.«

Als wolle es nicht, dass ich verbotene Dinge sah, erlosch auf einmal mein Feuerzeug.

Schlagartig umgab uns wieder tiefe Dunkelheit.

Ich legte den Daumen ans Zündrädchen, um das Feuerzeug wieder anzumachen. Es war so heiß, dass ich mich fast verbrannte.

»Geh!«, drängte mich Kimberly. »Verschwinde!«

»Nein, nein, nein«, widersprach Connie. »Komm. Komm zu mir, Rupie. Ich hab was Schönes für dich.«

»Rupert«, wandte sich Billie aus ihrem etwas weiter entfernten Käfig an mich. »Geh, jetzt gleich! Lauf! Wenn Wesley und Thelma dich erwischen, sind wir alle erledigt.«

Ich wandte mich um und starrte in Richtung Haus. Bis auf ein paar Flecken Mondlicht im Dschungel sah ich nichts als völlige Dunkelheit.

Zu hören gab es eine Menge.

Die Geräusche des Dschungels.

Nichts, das sich so anhörte, als ob sich jemand uns nähern würde.

Andererseits würden Wesley und Thelma, wenn sie etwas von meiner Anwesenheit bei den Käfigen ahnten, wohl kaum mit lodernen Fackeln und lautem Geschrei kommen, sondern sich im Dunklen möglichst geräuschlos anschleichen.

Möglicherweise war es schon zu spät für mich.

»Ich hab was für dich, Rupie«, flötete Connie. »Komm nur ein bisschen näher. Oder hast du etwa Angst vor mir? Ich tue dir nichts. Versprochen. Im Gegenteil, du kriegst von mir was ganz Schönes.«

»Bis später, alle miteinander«, sagte ich.

»Bleib hier!«, schrie Connie.

Ich entfernte mich so schnell wie möglich von ihrem Käfig und ließ sie hinter mir kreischen und toben und mir wüste Beschimpfungen hinterherschreien.

In die Höhle des Löwen

Stolpernd hastete ich durch den Dschungel, bis ich den Rasen vor dem Herrenhaus erreichte. Im Schutz eines Busches kauerte ich mich hin und spähte durch die Zweige.

Nach der fast undurchdringlichen Dunkelheit bei den Käfigen kamen mir der vom Mondlicht beschienene Rasen und das Haus erstaunlich hell vor.

Von Wesley oder Thelma keine Spur.

Zum letzten Mal hatte ich die beiden gesehen, als sie ins Haus gegangen waren. Ob sie noch immer drinnen waren?

Ein Stück hinter mir hörte ich Connie noch immer brüllen: »Komm zurück, du Scheißkerl!«, während Billie und Kimberly auf sie einredeten und versuchten, sie zu beruhigen. Durch die üblichen Geräusche des nächtlichen Dschungels konnte ich nicht verstehen, was sie sagten.

Ich bezweifelte, dass man Connies Schreie im Haus hören konnte - selbst ihr erster, lautester Wutschrei war vermutlich nicht bis dorthin gedrungen. Außer Wesley oder Thelma hatten in einem der vorderen Zimmer am offenen Fenster gestanden, und das kam mir nicht sehr wahrscheinlich vor. Normalerweise redet man, läuft herum oder tut sonst was und lauscht nicht hinaus in die Nacht, ob sich draußen im Dschungel vielleicht etwas tut.

Viel eher hätten sie die Flamme meines Feuerzeugs bemerken können. So klein sie auch war, in der Dunkelheit da draußen wäre sie ihnen bestimmt aufgefallen. Hatte Kimberly nicht gesagt, dass man vom Haus bis zu den Käfigen sehen konnte?

Wenn das der Fall war, dann wohl nur aus einem der oberen Fenster, und wieso sollten Wesley oder Thelma ausgerechnet dort stehen und in die Dunkelheit starren?

Nachdem ich ein paar Minuten lang das stille Haus beobachtet hatte, kam ich zu dem Schluss, dass wir uns unnötig Sorgen gemacht hatten und ich gut und gerne bei den Frauen hätte bleiben können.

Aber Vorsicht ist besser als Nachsicht.

Und in einem hatte Billie Recht: Ich *bin* ihre einzige Chance.

Auch wegen Connie war es ganz gut, dass ich nicht mehr dort war. Wer weiß, was sie noch alles angestellt hätte. Jetzt schien sie sich allerdings beruhigt zu haben, denn seit etwa zehn Minuten hörte ich nichts mehr aus Richtung der Käfige.

Ich überlegte mir, was ich jetzt tun sollte.

Drei Alternativen fielen mir ein:

1. Nichts tun.
2. Zu Billies Käfig zurückschleichen.
3. Mich ins Haus schleichen.

Nichts zu tun hörte sich ziemlich gut an. Das Risiko, in Schwierigkeiten zu geraten - oder getötet zu werden -, war dabei am geringsten. Solange ich mich im Dschungel versteckt hielt, hatte ich gute Chancen, am Leben zu bleiben. Und es war wohl auch das Klügste, da ich nicht genau wusste, wo Wesley und Thelma sich gerade aufhielten.

Andererseits war die Versuchung groß, mich zu Billies Käfig zurückzuschleichen. Wenn es mir gelang, mich heimlich anzupirschen und ihre Aufmerksamkeit zu erregen, ohne dass die anderen etwas bemerkten ... Mein Gott, nicht auszudenken, was dann geschehen könnte. Allein der Gedanke daran erregte mich.

Aber warum sollte ich mich auf Billie beschränken? Ich konnte zu *jedem* der Käfige schleichen.

Außer zu Connies, natürlich. Von dem hielt ich mich besser fern.

Aber Kimberly? Mann!

Nein. Kimberly würde vielleicht meine Hand nehmen, aber mehr nicht.

Und wenn ich Erin einen Besuch abstattete?

Ich mochte Erin.

Und sie schien mich auch zu mögen.

Sie ist zu jung, sagte ich mir. Du kannst nichts *tun* mit ihr.

Wer sagt das? Sie ist nur vier Jahre jünger als ich. Das ist nicht so viel. Wenn ich dreißig bin, ist sie sechsundzwanzig.

Aber jetzt ist sie erst vierzehn.

Na und? In manchen Kulturen heiraten die Mädchen mit vierzehn schon.

Ich stellte mir vor, wie ich vor Erins Käfig stand und sie im Dunkeln berührte. Wie wir zwischen den Gitterstäben hindurch tastend unsere Körper erforschten. Fast meinte ich die Weichheit und Wärme ihrer kleinen, spitzen Brüste spüren zu können.

Je erregter ich wurde, umso größer wurden auch meine Schuldgefühle.

Ich durfte nicht zu den Käfigen zurückgehen.

Wenn ich Billie besuchen wollte, würde ich am Ende vielleicht bei Erin landen.

Und das wäre wirklich vollkommen daneben, trotz aller Entschuldigungen, die ich dafür fand. Wie konnte ich überhaupt nur daran *denken*, mit Erin herumzumachen? Ich wäre dann doch keinen Deut besser als Wesley.

Ich war echt sauer auf mich.

Vielleicht wollte ich mich dafür bestrafen, dass Erin mich so reizte. Oder wurde mir dadurch, dass ich das Unrechte dachte, mit einem Schlag bewusst, was ich *wirklich* tun sollte.

Ich würde zu den Käfigen zurückgehen, so viel stand fest. Aber nur mit Wesleys Schlüsselbund.

Es gab keine drei Alternativen mehr für mich, sondern nur noch eine.

Und das war die Nummer drei: mich ins Haus zu schleichen.

Ich pirschte mich im Schutz des Dschungels am Rand des Rasens entlang, bis ich direkt gegenüber von dem Fenster stand, durch das ich vorhin beobachtet hatte, wie Wesley und Thelma sich über Erin hergemacht hatten.

Dann spähte ich durchs Blattwerk.

Das Fenster war dunkel.

Auch sonst war im Haus nirgendwo ein Licht zu sehen.

Vermutlich schliefen sie. Vorhin waren sie ins Haus gegangen und hatten eigentlich keinen Grund, es vor dem Morgen wieder zu verlassen.

Trotzdem *könnten* sie es verlassen haben.

Und mir eine Falle stellen.

Trotz dieser Gedanken trat ich entschlossen aus dem schützenden Dschungel heraus und spurtete durch das hohe Gras hinüber zum Haus. Dabei hatte ich äußerst zwiespältige Gefühle. Einerseits hatte ich verdammt Angst, weil ich gerade im Begriff war, etwas total Verrücktes und Gefährliches zu tun, andererseits beobachtete ich mich dabei und sagte mir: *Oh Mann, du willst es anscheinend nicht anders.*

Nach Atem ringend und mit wild klopfendem Herzen lehnte ich mich an die Hauswand und wartete, bis ich wieder einigermaßen Luft bekam.

Der Sprint über den Rasen war der bei weitem ungefährlichste Teil meines Vorhabens gewesen.

Ich schlich zum Fenster, presste das Gesicht ans Fliegengitter und spähte hinein.

Obwohl es in dem Zimmer längst nicht so dunkel war wie hinten bei den Käfigen (der Mond erfüllte es mit einem schwachen, bläulichen Licht), konnte ich wegen des Fliegengitters den Raum nur schemenhaft erahnen. Gut möglich, dass in den milchig verschleierte Schatten jemand auf mich lauerte. Eine Person? Zwei Personen? Oder zwanzig?

Mit den Händen untersuchte ich das Fliegengitter, bis ich die zwei Schlitze fand, die ich vorhin mit dem Rasiermesser hineingeschnitten hatte.

Hätte ich das nur nicht getan!

Wenn Thelma oder Wesley die Schnitte inzwischen entdeckt hatten, wussten sie, dass jemand versucht hatte, sich ins Haus zu schleichen und waren auf meinen Besuch vorbereitet.

Aber wieso sollten sie?

Wahrscheinlich hatten sie nach ihrer Rückkehr von den Käfigen das Zimmer nicht einmal mehr betreten.

Ich fuhr mit dem Zeigefinger in die Schlitzte, hob vorsichtig die Haken an und klappte das Fliegengitter nach außen.

Jetzt sah ich das Zimmer bedeutend klarer.

Auf den ersten Blick war niemand zu sehen, obwohl es natürlich immer noch genügend dunkle Ecken gab, in denen sich jemand verbergen konnte. Zumindest bewegte sich nichts.

Die Luft roch abgestanden nach kaltem Zigarettenrauch, verloschenen Kerzen und Blut. Oder bildete ich mir das mit dem Blut nur ein?

Ich stellte mir vor, wie Wesley und Thelma hinter einem der Sessel kauerten und mit einem Lächeln auf den Lippen geduldig darauf warteten, dass ich endlich in ihre Höhle eindrang.

Vor dem mondhellen Himmel war ich bestimmt gut zu erkennen. Wie eine schwarze Marmorbüste auf der Fensterbank.

Mit einem unterdrückten Seufzer schwang ich mich aufs Fensterbrett.

Du riskierst deinen Arsch!, sagte mein zweites, beobachtendes Ich kopfschüttelnd.

So leise wie möglich kletterte ich ins Zimmer, wobei ich darauf achtete, dass ich nicht mit dem Rucksack das noch immer hochgeschobene Fenster berührte.

Als ich drinnen war, trat ich einen Schritt zur Seite und horchte. Die einzigen menschlichen Laute kamen von mir selbst: mein Atem, mein Herzschlag - und mein Magen, der plötzlich zu knurren anfang.

Seit Stunden hatte ich nichts gegessen, und obwohl ich geräucherten Fisch in der Hosentasche hatte, war jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für einen Imbiss.

Stattdessen kramte ich das Feuerzeug heraus und nahm es in die linke Hand, bevor ich mit der rechten das Rasiermesser aus der Tasche holte.

Die Klinge ließ ich eingeklappt.

Als ich das Feuerzeug anmachen wollte, wäre es mir fast aus der verschwitzten Hand gerutscht. Irgendwie hatte ich Angst davor, Licht zu machen.

Komm schon, drängte ich mich. Was hast du denn zu verlieren? Wenn sie im Zimmer sind, haben sie dich längst entdeckt, und wenn nicht, können sie die Flamme auch nicht sehen.

Ich knipste das Feuerzeug an.

Dasselbe tat im gleichen Moment ein Kerl links von mir in der gegenüberliegenden Zimmerecke.

Vor lauter Schreck stieß ich einen unterdrückten Schrei aus, bevor ich erkannte, dass ich mich selber im Spiegel gesehen hatte.

(Ich weiß, ich weiß, ich bin ein Idiot.)

Ich ließ die Flamme verlöschen und blieb einige Zeit bewegungslos stehen und lauschte, ob mein Schrei vielleicht jemanden auf mich aufmerksam gemacht hatte.

Als auch nach mehreren Minuten niemand gekommen war, knipste ich das Feuerzeug wieder an. Diesmal jagte mir der Kerl im Spiegel keinen Schrecken mehr ein. Im Gegenteil: Ich war ihm dankbar dafür, dass er für doppelt so viel Helligkeit sorgte.

Gemeinsam sahen wir uns im Zimmer um.

Außer uns war niemand da.

Mit vorsichtigen Schritten bewegte ich mich in Richtung Tür, und mein Spiegelbild tat das Gleiche.

Auf einmal rutschte ich aus und wäre um ein Haar hingefallen.

Im Licht der kleinen Flamme bemerkte ich einen feuchten, rötlichen Fleck am Boden und erkannte, dass es genau die Stelle war, an der Wesley und Thelma mit Erin am Boden gelegen hatten. Als Thelma noch einmal ins Zimmer gekommen war, um die Kleidungsstücke zu holen und die Kerzen auszublasen, hatte sie sich nicht die Mühe gemacht, die Lache aus Blut und Schweiß vom Boden zu wischen.

Jetzt befand sich daneben ein deutlicher Abdruck meines linken Turnschuhs.

Ich blies die Flamme aus und steckte das Rasiermesser in die Hosentasche. Dann holte ich Connies Badetuchweste aus dem Rucksack und wischte damit zuerst das Blut von den Sohlen meiner Turnschuhe, bevor ich mich hinkniete und den Abdruck auf dem Boden entfernte.

Die verschmierten Stellen konnten bleiben, denn die hätten auch von Thelmas oder Wesleys nackten Füßen stammen können.

Gemeinsam mit meinem Spiegelbild stand ich auf und besah mir meine Arbeit. Der verräterische Schuhabdruck war nicht mehr zu sehen.

Nachdem ich die blutverschmierte Weste wieder im Rucksack verstaut hatte (ich achtete dabei darauf, dass sie mein Tagebuch nicht schmutzig machte), holte ich das Rasiermesser aus der Hosentasche und trat vorsichtig hinaus in den Korridor.

Schlafende Hunde

Raum für Raum, Flur für Flur, Treppe für Treppe durchsuchte ich das große Haus und stellte dabei fest, dass die langweiligen Besichtigungstouren auf unserer letztjährigen Mississippireise doch nicht ganz umsonst gewesen waren: Aufgrund der dort gewonnenen Erfahrungen war mir der Grundriss des Hauses so vertraut, dass ich das Feuerzeug, das ich zunächst vorsorglich in der Hand behielt, nicht ein einziges Mal anknipsen musste.

Schließlich steckte ich es ebenso wie das Rasiermesser zurück in die Hosentasche und verwendete meine Hände lieber dazu, um mich in der Dunkelheit voranzutasten. Dabei blieb ich immer wieder stehen und lauschte, ob ich irgendwelche Geräusche hörte.

Das Haus war geradezu unheimlich still.

Wenn nicht gerade ein Bodenbrett oder eine Treppenstufe unter meinem Gewicht knarzte und knackte.

Das Holz in diesem Haus schien mit Wesley und Thelma unter einer Decke zu stecken. Ist ja eigentlich logisch, dachte ich. Vermutlich steht es darauf, wenn sich nackte Körper auf ihm herumwälzen und es mit Blut, Schweiß und Sperma tränken. Aber nicht mehr lange. Ich war hier, um diesem Treiben ein Ende zu machen.

(Seltsame Gedanken gehen einem durch den Kopf in Stresssituationen wie dieser. Allein im Dunkeln durch ein fremdes Haus zu schleichen zehrt nun einmal gewaltig an den Nerven. Man weiß nie, ob man nicht im nächsten Moment stolpert und auf die Nase fällt, ob man gegen eine Wand knallt, etwas umwirft oder jemandem in die Arme läuft, der nur darauf wartet, einem die Kehle durchzuschneiden.

Es würde zu weit führen, hier jedes Stolpern und Anstoßen zu schildern, von den Schrecksekunden und den alpträumenhaften Ängsten ganz zu schweigen, die mich auf meinem Weg durch dieses dunkle Riesenhaus begleiteten, wenn ich auf dem Gang um eine Ecke bog, im Zeitlupentempo eine Treppe hinaufschlich oder ein neues Zimmer betrat.

Es kam mir vor, als ob die Durchsuchung endlos lange dauerte, obwohl ich in Wirklichkeit nicht einmal eine Stunde brauchte, bis ich Wesley und Thelma gefunden hatte.

Eine Zeit lang dachte ich sogar, dass sie doch nicht im Haus waren und sich über Nacht auf den Kabinenkreuzer zurückzogen. Dann aber, als ich vorsichtig Stufe für Stufe die Treppe zum dritten und letzten Stockwerk hinauf stieg, drang ein seltsamer grummelnder Laut an meine Ohren. Erschrocken blieb ich stehen und lauschte. Erst blieb es eine Weile still, sodass ich fast glaubte, ich hätte mich getäuscht, doch dann hörte ich das Geräusch wieder. Abermals Stille. Und schließlich ein kräftiges Schnauben, wie von einem Tier. Einem Wachhund vielleicht?

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Ursprung des Geräuschs erkannte: Es war ein Mensch im tiefen Schlaf.

Ein Mensch, der schnarchte.

Noch behutsamer als zuvor stieg ich die Treppe weiter nach oben. Obwohl ich mein Gewicht nur ganz langsam von einem Bein auf das andere verlagerte, knarrten die meisten Stufen. Jedes Mal zuckte ich dann erschrocken zusammen, blieb reglos stehen und horchte so lange in die Dunkelheit, bis ich das Schnarchen wieder hörte.

Endlich erreichte ich den obersten Treppenabsatz.

Ich fand mich in einer großen Diele wieder, von der vier offene Türen abgingen.

Das Schnarchen, das hier viel deutlicher zu hören war als auf der Treppe, schien aus dem Zimmer rechts von mir zu kommen, dessen Türöffnung sich hell von der dunklen Wand abhob.

Ich schlich leise darauf zu.

Hier mussten sich Wesley und Thelma eingenistet haben.

Dass sie sich ausgerechnet so ein abgelegenes Zimmer zum Schlafen ausgesucht hatten, wo ihnen doch ein ganzes Haus zur Verfügung stand, kam mir in Anbetracht von Wesleys Verletzungen ziemlich seltsam vor. Warum drei Treppen hoch laufen, wenn es im Erdgeschoss eine ganze Reihe geräumiger und bequemer Zimmer gab?

Erst als ich in der Tür stand und die zwei Fenster auf der gegenüberliegenden Seite des Zimmers sah, war mir alles klar.

Natürlich!

Das war das einzige Zimmer im Haus, von dem aus man über die Bäume des Dschungels hinwegblicken konnte.

Und zwar bis zu den Käfigen.

Und meinen Frauen.

Von hier aus hätten sie mit Leichtigkeit die Flamme meines Feuerzeugs sehen können.

Aber nur, wenn sie aus dem Fenster gesehen hätten.

Dem Schnarchen nach zu schließen hatten sie *nicht* hinausgeschaut, denn wenn sie an den Käfigen ein Licht gesehen hätten, hätten sie sich bestimmt nicht schlafen gelegt.

Neben dem etwas abgehackt klingenden Schnarchen drangen auch tiefe, regelmäßige Atemgeräusche aus dem Zimmer.

Also waren sie beide dort, und beide schliefen.

So hatte es wenigstens den Anschein.

Irgendwie war ich erleichtert, dass ich sie endlich aufgespürt hatte. Zumindest das Rätsel, wo sie sich aufhielten, war jetzt gelöst.

Andererseits wünschte ich mir, ich hätte sie nicht gefunden.

Was, zum Teufel, sollte ich jetzt tun?

Mir fielen nur zwei Möglichkeiten ein.

1. So schnell wie möglich aus dem Haus zu verschwinden.

2. In das Zimmer hineinzugehen.

Um ehrlich zu sein: Am liebsten hätte ich mich für Möglichkeit Nummer eins entschieden und wäre auf der Stelle von der Bildfläche verschwunden. Wenn ich blieb, würde mir mit Sicherheit etwas Schlimmes zustoßen.

Vielleicht wäre es am Besten, einfach das Haus in Brand zu stecken und mich aus dem Staub zu machen. Auf diese Weise konnte ich Wesley und Thelma ziemlich effektiv und ohne großes Risiko für mich selbst ins Jenseits befördern.

Das war gar keine so schlechte Idee.

Hier oben, im dritten Stock, waren ihre Chancen, bei einem Brand zu entkommen, gleich null.

Die Sache hatte nur einen Nachteil.

(Es gibt *immer* irgendwo einen Nachteil.)

Wesley hatte die Käfigschlüssel höchstwahrscheinlich mit ins Zimmer genommen. Was würde mit ihnen passieren, wenn das Haus abbrannte? Zum einen würde ich sie im Brandschutt vielleicht nicht finden. Zum anderen konnten sie in der Hitze schmelzen. Ich bin kein Experte, was den Schmelzpunkt von Schlüsseln für Gorillakäfige angeht. Vielleicht blieb nicht viel mehr von ihnen übrig als ein Klümpchen Metall, wenn das Haus abbrannte, vielleicht waren sie derart verbogen, dass sie nicht mehr zu gebrauchen waren.

Und wie würde ich in diesem Fall die Käfige aufbekommen?

Wenn das das einzige Problem ist, überlegte ich, dann musst du dir eben erst die Schlüssel schnappen und dann das Haus anstecken.

Das klang nach einer ausgezeichneten Idee.

Sie hatte nur einen Nachteil: Um mir die Schlüssel zu schnappen, musste ich in das Zimmer und nach ihnen suchen.

Aber wie sollte ich sie im Dunkeln finden?

Plötzlich hörte ich in meinem Kopf eine Stimme, die wie Kimberly klang und sagte: »Hör auf mit dem Scheiß und tu's einfach.«

Sie hatte Recht.

Oder besser: *Ich* hatte Recht, denn es war ja eigentlich nicht Kimberlys Stimme, sondern meine.

Trotzdem wollte ich um alles in der Welt nicht in dieses Zimmer hinein.

Aber ich hatte Wesley und Thelma gefunden. Sie schliefen. Im Schlaf waren sie wehrlos. Sie waren in meiner Hand. Eine bessere Chance würde ich vielleicht nie wieder bekommen. Wenn ich jetzt feige davonlief, würden meine Frauen dafür bezahlen müssen, und ich würde mich mein Leben lang deswegen hasSEN.

Bevor ich das Zimmer betrat, holte ich das Rasiermesser aus der Hosentasche und klappte mit dem Daumen die Klinge heraus.

Und dann war es wieder so, dass ich mich in zwei Personen spaltete: Ich war einerseits der innerlich vor Angst schlotternde achtzehnjährige Junge, andererseits der kritische und besorgte Beobachter, der ihm bei seinem riskanten Treiben zusah.

Wie kann man sich nur freiwillig in solche Gefahr begeben, dachte ich.

Ich trat über die Schwelle.

Der Holzboden knarrte.

Einer der Schläfer (vermutlich Wesley) schnarchte weiter. Der andere atmete ruhig und gleichmäßig wie zuvor.

Die schlafen tief und fest, sagte ich mir.

Oder sie tun nur so.

Und mein nächster Gedanke war: *Schneid ihnen die Kehle durch. Jetzt sofort.*

Aber noch während ich das dachte, wusste ich, dass ich es nicht tun konnte. Man muss schon verdammt kaltblütig sein, um einen schlafenden Menschen zu ermorden. Vielleicht hätte ich es geschafft, Wesley auf diese Weise zu erledigen, aber Thelma? Niemals.

Thelma war eine Frau.

Wie konnte ich einer Frau die Kehle durchschneiden?

Leider gar nicht.

(Aber sie bei lebendigem Leib verbrennen, konnte ich das? Offenbar schon, denn ich war nach wie vor fest entschlossen, das Haus und mit ihm diese beiden Monstren abzufackeln. Da werde mal einer schlau aus mir!)

Auf der Türschwelle blieb ich stehen und sah auf die beiden Schlafenden hinab. Wesley und Thelma teilten sich ein Doppelbett. Zumindest nahm ich an, dass sie es waren. Weil das Bett an der Wand zwischen den beiden Fenstern stand, fiel kein direktes Mondlicht darauf, und ich konnte die darin liegenden Gestalten nur undeutlich erkennen.

Die Gestalt auf der linken Seite des Doppelbetts wirkte größer als die auf der rechten und schien die Quelle des Schnarchens zu sein. Auf ihrem dunklen Brustkorb entdeckte ich außerdem einen weißen Fleck, den ich für Wesleys Brustverband hielt.

Dann musste die linke Gestalt wohl Thelma sein.

So leise ich konnte, schlich ich an Wesleys Seite des Bettes entlang auf das Kopfende zu. Wesley war der Hüter der Schlüssel, und ich an seiner Stelle hätte sie neben mich auf das Nachtkästchen gelegt, um sie ständig in greifbarer Nähe zu haben. Leider war es so dunkel, dass ich nicht sehen konnte, ob ich mit dieser Vermutung Recht hatte.

Wenn die Schlüssel auf dem Nachtkästchen lagen, brauchte ich eine freie Hand, und weil ich auf mein Rasiermesser keinesfalls verzichten wollte, wanderte das Feuerzeug in die Hosentasche.

Am Nachtkästchen angelangt, drehte ich mich so leise wie möglich zum Bett. Die beiden Schläfer gaben zwar die gewohnten Geräusche von sich, trotzdem war es angeraten, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Und so tastete ich mit einer Hand blind auf dem Nachtkäschen herum, bis ich mit den Fingerspitzen den Schlüsselring berührte, der dabei ein leises, klirrendes Geräusch von sich gab.

Wesley schnarchte weiter.

Aber Thelma setzte sich mit einem Ruck auf.

Ich erstarrte.

Wo Thelma ihren Kopf hindrehte, konnte ich in der Dunkelheit nicht erkennen.

Aber sie sah *bestimmt* zu mir.

Ob sie mich sehen konnte?

Ich bewegte mich nicht. Ich versuchte, nicht zu atmen.

Warte, bis sie sich wieder hinlegt.

Wenn sie mich nicht sehen konnte und ich keinen Laut von mir gab, würde sie glauben, es war nichts, und wieder einschlafen.

Als ich die Luft nicht länger anhalten konnte, atmete ich so leise ich konnte aus. Weil Wesley gerade besonders laut schnarchte, konnte Thelma es vermutlich nicht hören.

Sie saß immer noch reglos im Bett.

Langsam hielt ich es nicht mehr aus. Ich hatte das Gefühl, nicht genug Luft zu bekommen. Mein Herz raste, und mein ganzer Körper fing an zu zittern - einschließlich meiner Hände.

Die Fingerspitzen meiner linken Hand pressten den Schlüsselring noch immer auf die Holzplatte des Nachtkästchens. Wenn das Zittern schlimmer wurde, würden die Schlüssel wieder zu klirren anfangen.

Ich überlegte, ob ich meine Hand wegnehmen sollte.

Aber das konnte die Schlüssel ebenso in Bewegung bringen.

Vielleicht sollte ich sie mir einfach schnappen und davonrennen, so schnell ich konnte.

Nein!, sagte ich mir. Warte noch. Gleich legt sie sich wieder hin.

»Hallo Rupert«, flüsterte sie. »Komm zu mir.

Ich erschrak so sehr, dass mir für einen Augenblick das Herz stehen blieb. Gierig schnappte ich nach Luft und umklammerte den Schlüsselbund, der dabei wieder ein leises Klirren von sich gab. Wesley tat einen erstickten Schnarcher und rollte sich stöhnend auf die andere Seite, sodass er mir den Rücken und Thelma das Gesicht zudrehte. Sie sagte nichts. Nach ein paar Sekunden, die mir wie eine Stunde vorkamen, fing Wesley wieder zu schnarchen an.

Ich stand neben dem Bett, die Schlüssel in der einen, das Rasiermesser in der anderen Hand.

Und starrte hinüber zu Thelma.

Obwohl ich ihre Augen nicht sehen konnte - ich sah nicht einmal, in welche Richtung sie den Kopf drehte -, wusste ich, dass sie mich beobachtete.

Ich fing an, mich mit seitlichen Schritten langsam zum Fußende des Bettes zu bewegen.

Sie wird denken, dass ich zu ihr komme, sagte ich mir. Aber dann mache ich einen Satz zur Tür und renne weg.

Aber ich machte keinen Satz zur Tür, als ich am Fußende des Bettes angelangt war. Und ich rannte auch nicht weg.

Ein Schritt in die falsche Richtung hätte genügt, und Thelma hätte so laut geschrien, dass Wesley sofort aufgewacht wäre. Und dann hätte ich es mit beiden zu tun gehabt.

Sieh zu, dass du mit ihr alleine fertig wirst, sagte ich mir.

Außerdem war ich neugierig. Es war schon sehr seltsam, dass sie geflüstert hatte »Komm her«, anstatt wie eine Irre loszuschreien.

Sie saß noch immer kerzengerade im Bett, als ich mich am Fußende des Bettes vorbeisob. Wesley schnarchte weiter.

Als ich auf ihre Seite kam, drehte sie sich so, dass sie die Füße auf den Boden stellen konnte. Auf der Bettkante sitzend, erwartete sie mich.

Einen Schritt von ihr entfernt blieb ich stehen, aber Thelma packte mich am Gürtel, und ich ließ mich, ohne Widerstand zu leisten, so nahe an sie heranziehen, dass ich zwischen ihren Knien stand und ihre Beine sich an meinen rieben.

»Gib mir die Schlüssel«, flüsterte sie mir zu.

Diesmal schien ihre Stimme Wesley nicht im Schlaf zu stören. Er schnarchte weiter und bewegte sich nicht. Über Thelmas Kopf hinweg hatte ich ihn gut im Blick. Allerdings war es so dunkel, dass ich nicht erkennen konnte, ob er die Augen offen hatte oder nicht.

»Ich habe sie nicht«, gab ich flüsternd zurück.

»Wesley?« Sie sagte den Namen nicht gerade laut, aber laut genug, um ihm ein fragendes Stöhnen zu entlocken.

In der einen Hand hatte ich die Schlüssel, in der anderen das Rasiermesser.

Ein rascher Schnitt mit dem Messer ...

Selbst wenn Thelma ein solches Ende verdient hätte - und das hatte sie! -, ich konnte es einfach nicht tun. Nicht so, im Dunkeln und ohne jede Vorwarnung. Zum einen war sie eine Frau, zum anderen wäre es kaltblütiger Mord gewesen.

Wesley hatte aufgehört zu schnarchen.

Anstatt Thelma die Kehle durchzuschneiden, streckte ich ihr meine rechte Faust entgegen. Sie traf auf warme, nachgiebige Haut. Thelmas Hand fuhr tastend über meine Finger. Ich öffnete die Faust, und sie nahm den Schlüsselbund an sich. Er klirrte ein wenig, dann war wieder Stille.

»Hmmm?«, fragte Wesley.

»Nichts, Liebling.«

»Mmm.«

Wenige Sekunden später schnarchte er bereits wieder.

Wieder hörte ich ein leises Klirren. Vermutlich hatte Thelma die Schlüssel hinter sich auf die Matratze gelegt.

Die eine Hand immer noch fest um meinen Gürtel geschlossen, fing sie an, mit der anderen vorne an meinen Shorts herumzureiben. Dann öffnete sie langsam den Reißverschluss und fasste in den Schlitz.

Normalerweise hätte ich bei so einer Aktion sofort einen Ständer bekommen. Aber ich hatte schreckliche Angst, und Thelma war nicht gerade meine Traumfrau. Vermutlich hätte es mich genauso scharf gemacht, wenn Wesley mir in die Hose gegriffen hätte. Es war ein Wunder, dass sie überhaupt fand, was sie suchte - dermaßen war mein bestes Stück geschrumpft.

Aber Thelma ließ sich nicht beirren.

Sie fing an, es zu bearbeiten.

Ich musste an die Episode am Lagerfeuer denken, als sie versucht hatte, mich mit dem Rasiermesser aufzuschlitzen.

Jetzt hielt ich es in meiner rechten Hand, während sie an meinem Schwanz herummachte.

Ich wusste genau, dass sie dieses Mal keine Waffe hatte, denn eine Hand hatte sie an meinem Gürtel, die andere an meinem Schwanz.

Ich streckte meine linke Hand aus, tastete nach ihrem Kopf und streichelte ihr über die kurzen, feuchten Haare, während ich mit dem Handgelenk der rechten Hand langsam an ihrer Wange entlangstrich.

Als ich ihr Ohr spürte, drehte ich die Hand so, dass Thelma die Schneide des Rasiermessers unterhalb ihres Ohrläppchens spüren konnte.

Die Hand in meinen Shorts hielt inne.

»Lass los, oder ich schneide dir das Ohr ab«, flüsterte ich.

Ihre Hand packte fester zu. »Dann reiße ich dir den Schwanz aus.«

»Gib mir die Schlüssel, und ich verschwinde.«

»Du hast sie wohl nicht mehr alle.«

Wesley schnarchte noch immer.

»Gib sie mir, dann tu ich dir nicht weh«, flüsterte ich.

»Wenn du mich fickst, kriegst du sie«, gab sie flüsternd zurück. »Vielleicht.«

Du machst wohl Witze, dachte ich.

»Na los, fick mich.« Sie zog leicht an meinem Schwanz.

»Ich kann nicht. Nicht wenn *er* neben dir liegt.«

»Soll ich ihn aufwecken?«

»Tu, was du willst. Er wacht sowieso auf, wenn wir ...«

»Wer weiß? Lass es uns rausfinden.«

»Können wir nicht woanders hingehen?«, fragte ich. »Vielleicht in ein anderes Zimmer oder so?«

»Nein, hier! Direkt neben ihm!«

»Gib mir erst die Schlüssel, bitte!«

»Ist das mein Rasiermesser?«, fragte sie.

»Ja.«

»Willst du mir die Muschi rasieren?«

»Nein.«

»Bist du sicher? Seit ich es verloren habe, bin ich da unten ganz stoppelig geworden.«

»Du meinst wohl, seit du versucht hast, mich damit umzubringen.«

»Wenn du mich nicht rasieren willst, dann leg es weg.«

»Und womit soll ich dir das Ohr abschneiden, wenn du mir die Schlüssel nicht gibst?«

Sie lachte leise. »Dann schneid doch!«

Ich war gerade dabei, es mir ernsthaft zu überlegen, als sie sagte: »Wenn du dich so was trauen würdest, dann hättest du mir und Wesley im Schlaf die Kehlen durchgeschnitten. Du bist viel zu harmlos für so was.«

»Glaubst du?«

»Ich weiß es. Und außerdem habe ich dich an den Eiern, mein Junge.« Ich spürte, wie sie zudrückte. Nicht allzu fest, aber immerhin so, dass mir vor Schmerz fast übel wurde. »Und deshalb

tust du jetzt, was *ich* sage. Nimm das Rasiermesser von meinem Ohr weg, oder es gibt Rührei.«

Ich zögerte.

Sie drückte fester.

Vielleicht hätte ich ihr da das Ohr abschneiden sollen. Stattdessen stöhnte ich leise auf und krümmte mich vor Schmerz nach vorne.

»Okay, okay«, flüsterte ich.

Ich nahm das Messer von ihrem Ohr weg.

Die Hand, die mich am Gürtel festhielt, ließ los. »Und jetzt her damit«, sagte Thelma.

»Womit?«

»Mit dem Rasiermesser.«

»Damit du mir damit den Schwanz abschneidest?«

Sie lachte leise. »Sei unbesorgt, das tue ich nicht. Ohne den würdest du mir nicht viel nützen.«

Bei alledem schlief Wesley tief und fest wie ein Baby. Es war kaum zu glauben. Und es würde auch nicht mehr lange so bleiben.

Fieberhaft überlegte ich, was ich tun sollte.

»Das Rasiermesser!«, sagte Thelma.

»Lass mich los, und ich gebe es dir.«

»Hältst du mich für blöd oder was?«

»Das ist ein fairer Handel«, flüsterte ich.

»Solange ich dich am Wickel habe, tust du, was ich sage.«

»Lass mich los, ich warne dich!«

»Ich lasse erst los, wenn ich das Rasiermesser habe.«

Wie sie wollte. Dann ließ eben *ich* los. Ich hatte nämlich noch etwas anderes schon viel zu lange krampfhaft zurückgehalten. Und dem ließ ich nun seinen Lauf. Meine Blase war bis zum Platzen voll.

Eine Sekunde lang hatte sie mich noch fest im Griff, aber als sie kapierte, was das für eine warme Flüssigkeit war, die da auf

ihre Hand und ihren Unterarm spritzte, riss sie ihre Hand weg und brüllte: »Igitt! Du Scheißkerl!«

Ich vermutete, dass ich ihren Oberkörper erwischt hatte und griff mit der linken Hand nach unten, um die Zielrichtung ein wenig nach oben zu korrigieren.

»Wesley!«

Das bekam sie gerade noch heraus, bevor sie zu husten und zu spucken anfang.

Ich trat rasch einen Schritt zurück.

Neben ihr fuhr Wesley in die Höhe. »Was ist los ...?«

»Schnapp ihn dir!«, kreischte Thelma. Sie hörte sich an, als hätte sie den Verstand verloren. »Mach ihn kalt, den dreckigen Wichser!«

Leider hatte ich nicht die Zeit, um mein Geschäft in aller Ruhe zu Ende zu bringen, aber den Hahn einfach zudrehen konnte ich auch nicht. Ich wirbelte herum und rannte, aus vollem Rohr pinkelnd, nach draußen.

Die Jagd beginnt

Hinter mir hörte ich dumpfe Geräusche und Stimmen.

»Wer?«, hörte ich Wesley fragen. Es klang fast ängstlich.
»Wer war da?«

»Rupert!«

»Der ist doch tot!«

»Von wegen!«

Draußen vor der Tür rutschte ich auf dem von meiner eigenen Pisse nassen Holzboden gleich dermaßen aus, dass ich schmerzhaft auf mein Steißbein krachte.

Hinter mir hörte ich Thelma Bericht erstatten. »Der ist hier einfach reinspaziert. Mit meinem Rasiermesser in der Hand. Er wollte uns die Kehle durchschneiden!«

»Bist du sicher?«

»Ja! Und er hat mich *vollgepissst*, der elende Schwanzlutscher!«

Ich konnte gar nicht mehr aufhören zu pissen. Meine Shorts waren vorne schon ganz nass.

Noch immer auf dem Rücken liegend, klappte ich das Rasiermesser zu (ein Wunder, dass es mich beim Fallen nicht verletzt hatte), nahm es in die linke Hand und zog mich mit der rechten am Treppengeländer hoch.

»Die Schlüssel!«, stieß Wesley hervor. »Er hat die Schlüssel!«

»Ich habe sie«, erwiderte Thelma.

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher«, bekräftigte Thelma. »Er *hatte* sie, aber ich habe sie ihm abgenommen.«

Am Treppenabsatz warf ich einen Blick zurück zur Tür. Wesley und Thelma waren zum Glück erst mal mit sich selbst beschäftigt.

»Gut gemacht«, lobte Wesley. »Gib sie mir.«

Jemand lief im Zimmer herum, als würde er etwas suchen. Eine Taschenlampe? Eine Waffe?

Vorsichtig trat ich auf die nächste Treppenstufe. Ich pinkelte immer noch, und meine Füße wären auf dem nassen Holz schon wieder ausgerutscht, hätte ich mich nicht vorsorglich am Geländer festgehalten. Bei dem Druck, den ich auf der Blase hatte, ließ sich der Strahl nicht so schnell wieder abstellen. Schon gar nicht, wenn man gleichzeitig panische Angst verspürt. Außerdem hatte ich erst vor einer halben Minute oder so angefangen, auch wenn es mir vorkam, als wäre inzwischen eine halbe Ewigkeit vergangen.

Irgendwie musste ich mir meine Shorts auch von innen nass gepisst haben, denn die warme Brühe lief mir die Beine hinunter bis in Socken und Schuhe.

»Los, komm schon«, drängte Wesley.

»Hast du alles?«

»Ja. Hier, nimm das noch.«

Mit quietschenden Turnschuhen tastete ich mich in der Dunkelheit die glatten Treppenstufen hinunter.

Über und hinter mir hörte ich das Geräusch rascher Schritte.

Wenn ich nur sehen könnte, wo ich hintrat!

Auf einmal konnte ich es.

Sie hatten das Licht angemacht!

Plötzlich vermisste ich die Dunkelheit. Sie kam mir vor wie ein alter Freund, der mich immer beschützt hatte.

Jetzt stand ich quasi im Rampenlicht, aber dafür sah ich auch, wo ich hintrat.

Die letzten drei Stufen sprang ich hinunter, aber ich hatte nicht mit meinem Rucksack gerechnet, der sich erst ein Stück von meinem Rücken hob und mich dann im Fallen mit seinem Gewicht niederdrückte, sodass ich bei der Landung ins Straucheln kam und bäuchlings auf den Boden schlug.

Was mir vermutlich das Leben rettete, denn im selben Augenblick flog einen Meter über mir ein Speer vorbei und landete klappernd im Korridor. Es war der Speziälspeer mit den doppelten Widerhaken, den Connie sich zum Fischen geschnitzt hatte.

Ich überlegte kurz, ob ich ihn mir holen sollte, aber das hätte bedeutet, dass mir die beiden den Fluchtweg zur nächsten Treppe hätten abschneiden können.

Das war der Speer nicht wert.

Es hörte sich an, als wären mir Wesley und Thelma dicht auf den Fersen.

So schnell ich konnte, rannte ich auf die nächste Treppe zu, als hinter mir ein gellender Schrei erklang: »Jiiiiii!«

Ich wirbelte herum und sah gerade noch, wie Wesley, barfuß und bis auf seinen Messergürtel splitternackt, in vollem Flug die Treppe hinuntergesegelt kam. Offenbar war er weiter oben auf meiner Pisse ausgeglitten, und jetzt knallte er mit dem Hinterkopf voll gegen eine der Stufen und überschlug sich mehrmals, bevor er wie ein nasser Sack auf den unteren Treppenabsatz klatschte

und nicht mehr aufstand. In der rechten Hand hielt er eines seiner Messer, das er vor dem Sturz noch aus der Scheide gezogen haben musste.

Er lag da, als sei er bewusstlos oder tot.

Auf jeden Fall war er für eine Weile außer Gefecht.

Blieb noch Thelma. Ich hoffte, dass sie auch die Treppen hinunterstürzen würde, aber sie war viel cleverer, als ich gedacht hatte und rutschte mit weit gespreizten Beinen, quietschendem Hintern und einem irrsinnigen Grinsen auf dem Treppengeländer herunter - in jeder ihrer Hände eine Machete, mit der sie wild herumfuchtelte.

Wegen des hölzernen Knaufs am unteren Pfosten des Geländers schien sie sich keine Sorgen zu machen.

So gerne ich mit angesehen hätte, wie sie diese Hürde meisterte, so wenig Zeit hatte ich dafür. Ich rannte weiter zur nächsten Treppe.

Hinter mir hörte ich ein dumpfes Klatschen, aber keinen Aufschrei, gefolgt von schweren Tritten, die eine Treppe hinunterpolterten. Diesmal hatte sich Thelma offenbar gegen das Geländer entschieden.

Ich drehte mich um und sah sie für den Bruchteil einer Sekunde an, wie sie mit wabbelndem Fleisch und gezückten Macheten die Stufen herunterstampfte. Aus ihrem Haar tropfte der Schweiß (und vielleicht auch ein bisschen von meinem Urin) auf ihre fetten, über den Speckrollen ihres Bauches hin und her klatschenden Brüste.

Ihre schweren Schritte hörten sich an, als ob jemand mit einem Rammbock die Treppe bearbeitete, und ich spürte, wie das ganze Treppenhaus erzitterte.

Ohne weiter auf Thelma zu achten, rannte ich zur letzten Treppe, die hinunter ins Erdgeschoß führte. Dabei spürte ich einen kühlen Luftzug durch meinen Hosenschlitz und registrierte, dass ich endlich aufgehört hatte zu pinkeln.

Zwei oder drei Stufen auf einmal nehmend jagte ich die Treppe hinab, wobei der Rucksack auf meinem Rücken wilde Bocksprünge vollführte.

Unten angekommen, rannte ich durch die Eingangshalle auf die Haustür zu. Hoffentlich war sie nicht abgeschlossen!

An einen Kampf mit Thelma war nicht zu denken, denn mit meinem Rasiermesser hätte ich gegen ihre Macheten nicht die geringste Chance gehabt.

Ich bremste, kam ins Rutschen und knallte mit der rechten Schulter seitlich gegen die Tür. Während ich nach der Klinke griff, warf ich einen Blick über die Schulter.

Thelma war höchstens fünf Schritte hinter mir.

Ich drückte die Klinke nach unten und stellte zu meiner großen Erleichterung fest, dass die Tür sich öffnen ließ. Draußen tauchten mehrere Scheinwerfer Rasen und Veranda in ein helles Licht. Wesley oder Thelma musste sie eingeschaltet haben, um mich besser jagen zu können.

Aber das Licht war für alle da. Auch ich konnte jetzt besser sehen.

Ich riss die Tür auf und rannte nach draußen, als ich plötzlich einen Schlag im Rücken spürte. Es fühlte sich an wie ein Fausthieb, der mich zwar nach vorne stieß, aber nicht sonderlich wehtat.

Ich schlug einen scharfen Haken nach rechts und rannte an der Hauswand entlang zum Ende der Veranda. Dicht hinter mir kam Thelma aus dem Haus geschossen, konnte nicht mehr rechtzeitig bremsen und knallte mit voller Wucht gegen eine der weißen Säulen vor dem Eingang.

Ich hörte sie schreien und sah über die Schulter blickend, wie ihre Brüste sich bei dem Aufprall halb um die Säule schlangen, bevor sie wieder zurückschwangen und Thelma langsam nach unten auf den Boden der Veranda rutschte. Sie wälzte sich auf die Seite, hob den Kopf und sah mich an. Unsere Blicke begegneten sich.

In der linken Hand hatte sie eine Machete. Die rechte Hand war leer.

Thelma bemühte sich, auf die Beine zu kommen.

Plötzlich erspähte ich die andere Machete. Sie lag ungefähr auf halbem Weg zwischen uns auf dem Boden.

Wie war sie nur dorthin gekommen?

Auf einmal fiel mir der Schlag in den Rücken wieder ein.

Mein Rucksack mit dem Tagebuch hatte die heransausende Machete abgefangen und - wie mir später ein tiefer Schnitt durch Rucksack und Notizbuch bewies - mir das Leben gerettet. Vermutlich hatte die Machete noch ein paar Augenblicke festgesteckt, bis sie dann irgendwann mal zu Boden gefallen war. Seltsam, dass ich das nicht gehört hatte.

Thelma startete ebenfalls auf die Machete. Und dann auf mich.

Auf einmal kam ich mir vor wie in einem Sergio-Leone-Western, in dem zwei zu allem entschlossene Gegenspieler nur aufs Ende der Musik warteten, um sich dann - schön in Zeitlupe gefilmt - gleichzeitig auf die Machete zu stürzen.

Aber das war kein Film, und es gab auch keine Musik. Und keiner von uns beiden wartete.

Ebenso wenig geschah irgendetwas in Zeitlupe, auch wenn ich es in meinem Kopf so ablaufen lassen kann. In Wirklichkeit ging alles sehr schnell.

Als ich zu der Machete spurtete, sah ich, wie Thelma sich hastig erhob. Sie *hatte* bereits eine Machete. Und schwang sie hoch über ihrem Kopf, um mich damit in Stücke zu hauen.

Allerdings war ich schneller als sie und hatte deshalb gute Chancen, als Erster an die andere Machete zu kommen.

Vielleicht mit einem Vorsprung von einer halben Sekunde.

Dann würde ich mich bücken müssen, die Machete aufheben und rechtzeitig kampfbereit sein, ehe mir Thelma mit ihrer den Kopf abhackte.

Die Entfernung zwischen uns verringerte sich rasend schnell.

Thelma interessierte sich überhaupt nicht für die gottverdammte Machete.

Ihre Augen waren einzig und allein auf mich gerichtet.

Sie wusste, dass ich ihr direkt in die Falle lief. Und ich wusste es auch.

Ich war kein Clint Eastwood, kein Bruce Willis, kein Arnold Schwarzenegger und auch kein Mel Gibson. Ich war nur Rupert Conway, und das hier war keine Szene in einem Actionfilm, sondern das richtige Leben. Mit richtigen Macheten.

Ich war drauf und dran, mich umbringen zu lassen.

Thelma, unter deren Gestampfe der Verandaboden erzitterte, schrie gellend: »Jahhhh!«

Ich brüllte »Nein!« und schlug einen Haken, bevor ich mit einem todesverachtenden Sprung über das weiß gestrichene Geländer der Veranda hechtete. Ich landete in einem dichten Busch, dessen Zweige mir zwar das Gesicht zerkratzten, dafür aber auch meinen Fall dämpften.

Thelma sprang mir nicht hinterher. Offenbar hatte sie die zweite Machete aufgehoben und rannte nun zur Treppe, die von der Veranda auf den Rasen führte.

Das verschaffte mir einen knappen Vorsprung, den ich nutzte, um das Rasiermesser in der Hosentasche zu verstauen und den Rucksack unter dem Busch zu verstecken. Dann rannte ich los quer über den Rasen.

Als ich einen Blick über die Schulter warf, sah ich Thelma die Verandatreppe herunterstürmen. Sie rannte hinter mir her, die zwei Macheten wie Pumpenschwengel auf und ab schwingend.

Jetzt, wo wir im Freien waren, standen ihre Chancen schlecht, mich zu erwischen.

Es sei denn, ich fiel hin und brach mir ein Bein oder sonst etwas.

Ich hatte mir noch nie ein Bein gebrochen, und es war nicht sehr wahrscheinlich, dass es ausgerechnet jetzt passieren würde.

Nach einer Weile verlangsamte ich mein Tempo. Es hatte keinen Sinn, mich völlig zu verausgaben. Außerdem wusste ich nicht, was ich tun sollte.

Ich brauchte die Schlüssel zu den Gorillakäfigen.

Wahrscheinlich befanden sie sich immer noch bei Wesley, der bewusstlos im Haus lag, aber solange Thelma mich verfolgte, konnte ich sie mir schlecht holen.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange Wesley kampfunfähig bleiben würde. Es hatte zwar nach einem schlimmen Sturz ausgesehen, der ihn für Stunden, Tage oder sogar für immer außer Gefecht gesetzt haben könnte, aber sicher wusste ich das nicht.

Thelma war nach wie vor mein Hauptproblem. Hier draußen konnte ich sie zwar abhängen, aber das nützte mir nicht viel. Wenn ich mir die Schlüssel von Wesley holen wollte, musste ich sie ausschalten. Aber wie? Kämpfen wollte ich nicht mit ihr. Zumindest so lange nicht, wie sie diese Macheten hatte.

Sie waren mein eigentliches Problem.

Thelma musste entwaffnet werden.

Schwimmen kann sie nicht mit ihnen, schoss es mir durch den Kopf.

Ich dachte ganz kurz an die Lagune, verwarf die Idee jedoch sofort. Erstens wusste ich nicht, wie man von hier aus dort hinkam, und zweitens lag das Meer direkt vor meiner Nase.

Schwimm hinaus zu dem Kabinenkreuzer, dachte ich. Aber nimm die Dingis mit, die am Steg vertäut liegen.

Das würde eine Weile dauern.

Hätte ich bloß nicht so lange geträdelt, dachte ich und rannte, so schnell ich konnte, zum Meer.

Das Ende der Jagd

Hätte ich nur zehn Sekunden mehr gehabt, dann wäre es mir vielleicht gelungen, auch das Tau des zweiten Dingis durchzuschneiden. Aber leider reichte die Zeit nur für eines.

Während ich in Richtung Meer stürmte, hatte ich mir folgenden Plan zurechtgelegt: Ich würde beide Dingis losschneiden, in das eine hineinspringen und das andere von der Anlegestelle wegziehen. Dadurch wäre Thelma gezwungen gewesen, hinter mir herzuschwimmen und die Macheten zurückzulassen.

War wohl kein besonders genialer Plan, aber ich hatte keine Gelegenheit, das herauszufinden, weil Thelma schon auf den Anleger gestürzt kam, ehe ich überhaupt das Rasiermesser am zweiten Tau ansetzen konnte.

Ich ließ das durchgeschnittene Tau des ersten Dingis fallen, sprang auf und rannte wie von Höllenhunden gehetzt zum Ende des Anlegers.

Meine Turnschuhe machten reichlich Lärm auf den Holzplanen. Thelma kam, schwer nach Atem ringend, barfuß hinter mir her.

Sie hatte keine Chance, mich einzuholen.

Im Laufen klappte ich das Rasiermesser zu und ließ es in die Tasche meiner Shorts fallen.

Ich rannte bis zum Ende des Anlegers und machte dann einen Hechtsprung hinunter ins Wasser.

Bei der Landung klatschte ich mit dem Bauch auf, was ziemlich wehtat. Dann war ich unter Wasser und schwamm mit raschen Zügen so weit wie möglich davon.

Halb rechnete ich damit, gleich einen Riesenplatscher zu hören, doch er kam nicht. Offenbar hatte Thelma beschlossen, mir nicht hinterherzuspringen.

Da ich ohnehin Luft holen musste, tauchte ich wieder auf und blickte zurück zum Steg.

Ich befand mich näher daran, als ich gehofft hatte. Vermutlich hatten die Schuhe und meine langen, weiten Shorts mein Vorwärtsskommen unter Wasser gebremst. Wassertretend - was mit den Schuhen gar nicht so einfach war - beobachtete ich, wie Thelma in eines der beiden Dingis stieg. Um das Gleichgewicht halten zu können, hatte sie beide Arme seitlich ausgestreckt. Die Macheten in ihren Händen glänzten silbrig im blassen Licht des Mondes.

Sie legte die Waffen im Boot auf den Boden und wandte sich dem Außenbordmotor zu.

Ein paar Sekunden lang konnte ich nur ihr Hinterteil und die Rückseite ihrer dicken Oberschenkel sehen, dann verschaffte mir das langsam abtreibende Dingi eine Seitenansicht. Thelma hatte inzwischen die eine Hand auf den Motor gelegt und zog mit der anderen mehrmals hintereinander am Startseil. Ihre Brüste schlangen dabei hin und her wie verrückt. Der Motor hustete ein paarmal und sprang schließlich an.

Im nächsten Moment hatte sie sich schon hingesetzt und steuerte das Boot in meine Richtung.

Ich schwamm los in Richtung Kabinenkreuzer.

Bei diesem Rennen war Thelma klar im Vorteil. Das Dingi war zwar nicht besonders schnell, aber einen Schwimmer konnte es mit Leichtigkeit einholen.

Mein Vorsprung war zu gering. Nie würde ich es vor Thelma zum Kabinenkreuzer schaffen.

Ich schwamm, so schnell ich konnte, und sah mich nicht um. Das immer lauter werdende Motorengeräusch verriet mir alles, was ich wissen musste.

Dem Geräusch nach kam Thelma direkt von hinten auf mich zu. Vermutlich hatte sie vor, mit dem Bug meinen Kopf zu rammen und mich dann mit der Schraube des Motors in Stücke zu häckseln.

Ich holte tief Luft und tauchte.

Als das Dingi über mich hinwegfuhr, klang der kleine Motor wie das Summen eines gereizten Blechinsekts, aber dann veränderte sich sein Geräusch abrupt und wurde tiefer. Vermutlich hatte Thelma die Geschwindigkeit gedrosselt.

Das Motorengeräusch wurde leiser, dann wieder lauter.

Thelma hatte gewendet.

Ich wusste genau, was sie tat. Sie fuhr im Kreis herum und wartete, bis ich wieder auftauchen musste. Unendlich lange konnte ich schließlich nicht unter Wasser bleiben. Und wenn ich zum Luftholen nach oben kam, würde sie versuchen, mich mit dem Boot zu überfahren.

Ich drehte mich so, dass ich hinauf zur Wasseroberfläche sah, die vom Mondlicht schwach bläulich glänzte. Deutlich konnte ich den dunklen Rumpf des Dingis sehen, das wie ein Schatten über die Oberfläche glitt.

In meinem Kopf setzte die Filmmusik zu *Der weiße Hai* ein.

Nur leider war ich leider nicht der weiße Hai, denn der hätte so ein Bötchen mit einem einzigen Rammstoß seiner Schnauze zum Kentern bringen können. Im Wasser wäre Thelma mir dann schutzlos ausgeliefert gewesen.

Wenn ich schmales Hemd den Hai spielte und nach oben schoss, würde ich das Dingi bestenfalls ein wenig zum Schaukeln bringen, aber wahrscheinlich würde mir nicht einmal das gelingen. Eine dicke Beule am Kopf wäre wohl das einzige Ergebnis so einer Aktion.

Während ich diese Überlegungen anstellte, zog das Boot weiter seine Kreise über mir. Meine Lungen begannen zu brennen, weil ich schon viel zu lange die Luft anhielt.

Das Atemholen dürfte nicht allzu schwierig sein, dachte ich. Bestimmt konnte ich in sicherer Distanz zu dem Dingi auftauchen und hätte genug Zeit, um wieder unterzutauchen, bevor Thelma mich erreicht hatte. Ich musste nur den richtigen Zeitpunkt abpassen, um aufzutauchen. Und schnell sein.

Aber das löste nicht mein Hauptproblem.

Sicher könnte ich mit mehreren Stopps zum Auftauchen und Luftholen in Etappen zum Kabinenkreuzer oder zum Steg schwimmen, aber was brachte mir das?

Sobald Thelma klar würde, was ich vorhatte, bräuchte sie nur an mein Ziel zu fahren und mit gezückten Macheten zu warten, bis sie mich in Stücke hauen konnte.

Spiel Katz und Maus mit ihr, bis ihr das Benzin ausgeht.

Auf den ersten Blick fand ich die Idee genial.

Kein Benzin, kein Motor. Das Dingi würde ihr nichts mehr nützen. Es würde ziellos im Wasser herumtreiben. Sie würde entweder darin sitzen bleiben - oder sie musste schwimmen.

Perfekt!

Leider hatte ich keine Ahnung, wie voll ihr Tank war. Wer weiß, vielleicht reichte das Benzin noch eine volle Stunde lang.

Eine ganze Stunde lang unter Wasser herumschwimmen und alle ein oder zwei Minuten auftauchen? Unmöglich. Diese Nummer konnte ich vielleicht drei- oder viermal hintereinander abziehen, aber spätestens dann hätte Thelma mich erwischt. Dieses Spiel würde ich keine zehn Minuten durchhalten.

Vielleicht lief das Dingi schon auf Reserve ...

Relativ unwahrscheinlich.

Aber vielleicht gab es ja noch eine andere Möglichkeit, den Motor irgendwie unbrauchbar zu machen. Und zwar bald, sodass ich nicht ewig warten musste.

Als meine Überlegungen an diesem Punkt angelangt waren, schmerzte meine Lunge so sehr, dass ich nicht mehr richtig denken konnte. Ich blickte nach oben und sah mich nach dem Dingi um.

Verdammt!

Es wendete gerade, und das bedeutete, dass es mit jeder Sekunde wieder näher an mich herankam.

Mit ausgestreckten Armen und kräftigen Beinstößen schwamm ich hinauf an die Oberfläche. So schnell, dass ich beinahe meine

Shorts verlor. Ich spürte, wie sie runterrutschten, wagte aber nicht, nach ihnen zu greifen.

Als sie mir schon um die Oberschenkel schlotterten, fiel mir ein, dass in einer der Taschen das Rasiermesser steckte.

Wenn ich die Shorts verlor, verlor ich auch meine einzige Waffe.

Also griff ich mit einer Hand nach unten und packte die Hose am Bund. Im nächsten Moment schoss mein Kopf aus dem Wasser. Gierig schnappte ich nach Luft und zog mit beiden Händen die Shorts wieder hoch.

Thelma drehte den Kopf. Sie hatte mich entdeckt, gab Vollgas und lenkte das Boot in eine scharfe Kurve, sodass es direkt auf mich zukam.

Ich tauchte wieder ab.

Das war knapp. An meinem Rücken konnte ich das Brodeln des von der Schraube aufgewühlten Wassers spüren.

Ob das wohl eine Möglichkeit wäre, den Motor zu stoppen?, fragte ich mich. Mir den Rücken von der Schraube zerfetzen zu lassen? Vielleicht. Aber der Preis wäre doch etwas zu hoch.

Als Kind war ich mit meinen Eltern öfter in solchen kleinen Booten herumgeschippert, und da kam es immer wieder mal vor, dass der Motor abgewürgt wurde, weil sich irgend etwas in der Schraube verfangen hatte - Schlingpflanzen, Taufetzen, eine alte Angelschnur ...

Das war's!

Ich schwamm so tief nach unten wie ich konnte, holte mit einer Hand das Rasiermesser aus der Tasche meiner Shorts und steckte es in meine rechte Socke, bevor ich die Hose ganz auszog. Über mir fuhr Thelma weiter ihre Kreise.

Ich knüllte die Shorts zu einem festen Stoffknäuel zusammen und schwamm, das Bündel in der rechten Hand, langsam nach oben.

Kann sein, dass es mich ein paar Finger kostet, dachte ich.

Aber das ist es vielleicht wert, wenn es klappt.

Ich beobachtete, wie der schwarze Bauch des Bootes langsam näher kam. Beobachtete seinen Kurs. Korrigierte meine Position. Und wartete. Bis ich den Druck des Wassers spürte, als der Bug direkt auf mich zukam.

Einen Augenblick wartete ich noch, dann stieß ich das Hosenbündel mit beiden Armen nach oben in die Schraube des Außenbordmotors. Es wurde mir sofort aus den Händen gerissen. Ich hielt die Finger an meinen Mund und prüfte mit den Lippen, ob sie noch alle dran waren.

Zum Glück fehlte keiner.

Über mir fing der Motor zu husten an, bevor er ganz abstarb.

Geschafft!

Ich schwamm hinüber zu dem ohne Motor träge und antriebslos dahintreibenden Dingi und hielt mich von unten an seinem Rumpf fest.

Bald spürte ich, wie er zu schwanken begann, weil Thelma aufgestanden war, um nach dem Motor zu sehen. Gleich darauf verschwand die Schraube mit den darin verfangenen Überresten meiner Shorts in Richtung Oberfläche.

Ich wusste genau, was Thelma jetzt tat, denn ich hatte es selber schon etliche Male gemacht. Sie stand am Heck des Bootes und beugte sich über den Motor, den sie an einem Scharnier nach oben geklappt hatte. Das war eine gefährliche, weil ziemlich instabile Position.

Ich schwamm unter dem Rumpf hervor, tauchte auf und ergriff mit beiden Händen seitlich das Dollbord des Dingis. Dann zog ich mich mit aller Kraft nach oben, als wolle ich mit einem einzigen Satz an Bord klettern.

Dadurch neigte sich meine Seite des Bootes weit nach unten.

Die andere Seite hob sich aus dem Wasser.

Thelma stand, wie ich es gehofft hatte, über den Motor gebeugt und versuchte mit beiden Händen, die Schraube von dem darin verfangenen Stoffknäuel zu befreien.

In dieser Position hatte sie keine Chance mehr, sich auf den Beinen zu halten.

Mit einem Schreckensschrei riss sie die Arme hoch, geriet ins Wanken und hing für den Bruchteil einer Sekunde schräg in der Luft, bevor sie wild mit Armen und Beinen zappelnd über den Rand des Dingis fiel und wie ein Sack voller Kartoffeln ins Wasser klatschte.

Durch den Rückstoß ihres unfreiwilligen Sprungs wurde mir das Dollbord des Dingis aus den Händen gerissen, und das kleine Boot schoss ein ganzes Stück weit nach vorne.

Ich schwamm ihm, so schnell ich konnte, hinterher, denn ich musste es unbedingt vor Thelma erreichen und als Erster an Bord klettern. Hatte ich erst einmal eine der Macheten in der Hand, würde Thelma es nicht wagen, ebenfalls ins Boot zu kommen.

Während ich schwamm, blinzelte ich mir das Wasser aus den Augen und sah, dass das Dingi etwa fünf, sechs Meter weit abgetrieben war.

Kein Problem.

Ich sah mich um. Von Thelma war nichts zu sehen. Sie war immer noch nicht aufgetaucht. Obwohl ich froh war, dass ich sie nicht am Hals hatte, machte ich mir fast schon Sorgen um sie.

Sie wird doch nicht etwa ertrunken sein?

Einen Moment lang überlegte ich tatsächlich, ob ich nicht nach ihr suchen und sie retten sollte. Klingt verrückt, ich weiß. Aber ich dachte mir, sie würde mir vielleicht dankbar sein, ihre feindselige Haltung ändern und mir helfen, Wesley unschädlich zu machen und die Frauen aus den Käfigen zu befreien ...

Eine Hand packte mich am linken Fußknöchel.

Riss mich aus meinen Überlegungen und zog mich nach unten.

Als sie mit der anderen Hand nach meinem rechten Bein griff, erwischte sie mich zum Glück *oberhalb* der Socke, in der das Rasiermesser steckte.

Die Hand an meinem linken Fuß ließ jetzt los, packte mich aber gleich darauf etwas weiter oben.

Ich kannte Thelma und wusste, was sie vorhatte. Bestimmt hatte sie es schon wieder auf meine Eier abgesehen. Also klemmte ich meine Beine so fest ich konnte zusammen, damit sie nicht dazwischen greifen konnte. Gerade noch rechtzeitig.

Ich spürte schon eine Handfläche zwischen meinen Oberschenkeln, die mit aller Kraft versuchte, sich weiter nach oben zu arbeiten, und machte unvermittelt eine Rolle rückwärts. Damit hatte Thelma wohl nicht gerechnet, denn obwohl die Hand zwischen meinen Oberschenkeln blieb, ließ die andere meine Wade los. Ich drehte meine Hüften erst nach rechts, dann nach links und trat gleichzeitig so fest ich konnte mit beiden Beinen nach unten, bis ich mich ganz von Thelma befreit hatte. Ich tauchte auf und sog gierig die Luft in meine Lungen, als direkt neben mir ihr Kopf aus dem Wasser kam. Noch bevor sie einen Atemzug machen konnte, packte ich sie bei den Schultern und drückte sie so fest ich konnte unter Wasser.

Thelma wehrte sich erstaunlich geschickt. Sie ging nicht einfach unter -, sondern ließ sich nach hinten weggleiten, und entwand damit ihre Schultern meinem Griff. Dann schwamm sie wieder auf mich zu, schlang ihre Arme um meinen Brustkorb und drückte so fest zu, als wolle sie mir sämtliche Rippen brechen. Weil meine Hände frei blieben, riss ich ihr an den Haaren und einem Ohr den Kopf zur Seite.

Mit den Füßen traten wir beide kräftig zu.

Ich wusste bald nicht mehr, wer in diesem Kampf oben oder unten war - und *wo* oben oder unten war wusste ich auch nicht. Es war auch egal, denn keinem von uns gelang es, den Kopf aus dem Wasser zu strecken und Luft zu holen.

Und keiner ließ los.

Wir hielten uns umklammert, als wäre jeder von uns beiden überzeugt, er habe die Oberhand. Es kam mir vor, als ob wir uns stundenlang so umklammert hielten und beide hofften, der andere würde vor einem selbst ertrinken oder vor Sauerstoffmangel ohnmächtig werden. In Wirklichkeit mag es vielleicht nur eine

oder zwei Minuten gedauert haben, bis ich bei Thelma erste Anzeichen einer Erschlaffung festzustellen glaubte.

Ihre Tritte wurden langsamer, und ihre Arme pressten meinen Brustkorb nicht mehr ganz so fest zusammen. Bald darauf schien sie aufzugeben. Ihr Zangengriff lockerte sich, und ihre Hände glitten nach unten.

Ich ließ ihr Ohr los und schob ihren erschlafften Körper von mir, ohne mit der anderen Hand ihre Haare loszulassen.

Sie war bewusstlos, vielleicht sogar tot.

Oder vielleicht tat sie auch nur so.

Ich schwamm nach oben und zog Thelma an den Haaren hinter mir her. Während ich Luft holte, hielt ich sie auf Armeslänge von mir entfernt für den Fall, dass sie einen fiesen Trick mit mir vorhatte.

Ich musste kräftig mit den Beinen strampeln, um meinen Kopf über Wasser zu halten. Weil ich mich selbst so heftig bewegte, merkte ich es vielleicht nicht rechtzeitig, wenn Thelma eine Bewegung machte. Für alle Fälle achtete ich darauf, dass sie ihren Kopf nicht über Wasser bekam.

Es war echt unheimlich.

Einerseits kam ich mir vor wie ein Mörder, andererseits hatte ich Angst, von Thelma umgebracht zu werden.

Es war sehr schwierig, sie unter Wasser zu halten. Vielleicht war sie schon tot. Andererseits hatte ich Angst, dass sie mir plötzlich das Rasiermesser aus der Socke zog, falls ich sie länger so dicht bei mir hielt und sie doch noch lebte. Deshalb gab ich ihr einen Schubs nach hinten und ließ sie los.

Es dauerte nicht lange, dann tauchte ihr Gesicht aus dem Wasser auf. Im Mondlicht konnte ich es deutlich sehen - die hervorquellenden Augen, den fest geschlossenen Mund. Obwohl sie nicht nach Luft schnappte, glaubte ich, dass sie noch am Leben war. Kurze Zeit später tauchten auch ihre Brüste und ihr Becken aus dem Wasser auf, und dann trieb sie mit gespreizten Beinen und weit ausgestreckten Armen auf dem Rücken im warmen, nur

von ganz sanften Wellen bewegten Wasser der Bucht. Sie sah aus, als wäre sie beim Planschen im heimischen Swimmingpool kurz eingenickt.

Und wirkte keinesfalls wie eine Tote.

Es war unheimlich.

Mir wurde ganz anders.

Ich schwamm weiter auf der Stelle und achtete genau auf irgendwelche Lebenszeichen von ihr.

Sie trieb leblos im Wasser, nur hin und wieder wurde sie von den Wellen ein wenig hochgehoben und gedreht. Nachdem ich sie eine Weile beobachtet hatte, fiel mir auf, dass sie immer weiter abdriftete.

Ich wollte nicht, dass sie sich einfach so davonmachte.

Noch nicht.

Aber ich wollte auch nicht hinter ihr herschwimmen. Also machte ich kehrt und schwamm zum Dingi.

Als ich mich an Bord gehievt hatte, wickelte ich meine Shorts aus der Schraube, was zwei oder drei Minuten in Anspruch nahm. Sie waren ganz schön zerrissen, aber ich zog sie mir trotzdem an, bevor ich nach Thelma Ausschau hielt. Sie war ziemlich weit abgetrieben, aber immer noch in Rückenlage, ganz wie zuvor.

Irgendetwas stimmte da nicht.

Falls ich sie getötet hatte, müsste sie eigentlich untergehen, und falls sie noch am Leben war, müsste sie entweder irgendwo hinschwimmen oder hustend und nach Atem ringend im Wasser herumzappeln.

Dass sie stattdessen auf dem Rücken trieb, als würde sie schlafen, fand ich äußerst seltsam.

Ich klappte den Außenbordmotor wieder nach unten und startete ihn. Dann wendete ich das Dingi und tuckerte langsam auf Thelma zu.

Die Spitze des Bugs zeigte genau zwischen ihre Beine, und um jeder Versuchung aus dem Weg zu gehen, drehte ich etwas früher bei, als nötig gewesen wäre.

Ich bemühte mich echt, ihr auszuweichen, aber trotzdem streifte sie das Dingi mit seiner Backbordseite am linken Bein. Thelma reagierte darauf nicht im Geringsten. Sie trieb einfach weiter auf dem Rücken im Wasser und fing an, sich langsam entgegen dem Uhrzeigersinn zu drehen.

Das erinnerte mich an die Assistentin eines Messerwerfers im Zirkus, ein schönes Mädchen im engen Glitzerkleid, das auf einer großen Scheibe festgeschnallt wird, auf der sie ein sich drehendes Ziel für die Messer abgibt und auch noch so tun muss, als mache ihr das Ganze einen Riesenspaß.

Nur dass Thelma weder schön noch bekleidet war. Ihre riesigen, bleich im Mondlicht schimmernden Brüste hingen schlaff von ihrem Oberkörper wie seekranke Reisende, die sich an der Reling übergeben mussten.

Der Schubs des Dingis hatte sie eine halbe Drehung vollführen lassen.

Als ich sie mit dem Boot umkreiste, drehte sie sich weiter und schaukelte im Kielwasser des kleinen Motors langsam auf und ab.

Von alledem schien sie keine Notiz zu nehmen.

Ich nahm mir eine der Macheten vom Boden des Bootes und schwenkte sie über meinem Kopf. »Hey! Thelma!«, rief ich. »Sieh mal, was ich hier habe!«

Sie reagierte nicht, trieb einfach in der Mitte des Kreises, den ich mit dem Dingi zog.

Ich holte aus und warf die Machete in die Luft.

Es war als harmloser Wurf gedacht, ehrlich. Gefühlvoll von unten - so, wie man einem Kind einen Ball zuwirft.

Ich wollte Thelma nur erschrecken, irgendeine Bewegung oder einen Ausweichversuch provozieren.

Treffen wollte ich sie auf keinen Fall.

Aus irgendeinem Grund aber misslang mir der Wurf total. Ich weiß nicht warum, aber ich legte mehr Kraft hinein, als ich beabsichtigt hatte, und anstatt in einem flachen Bogen ein, zwei Meter

von Thelma entfernt aufs Wasser zu klatschen, wirbelte die Machete hoch durch die Luft.

Vielleicht gibt es ja so etwas wie einen »Freud'schen Fehlwurf«. Keine Ahnung.

Das Unterbewusste spielt einem ja manchmal die sonderbarsten Streiche. Vielleicht lag es aber auch einfach nur daran, dass ich nach den Anstrengungen des heutigen Tages meine Muskeln nicht mehr richtig koordinieren konnte.

Jedenfalls war ich richtiggehend schockiert, als die Machete sich wild überschlagend fast senkrecht in die Luft flog, ihren Scheitelpunkt erreichte und sich immer noch drehend wieder herunterzufallen begann.

Eine Machete ist ein langes, schweres und extrem scharfes Messer, das dafür gedacht ist, mit einem einzigen Schlag dicke Zuckerrohrstängel durchzuhauen. Wenn sie einen Menschen aus einer solchen Höhe herabfallend trifft, fügt sie ihm schlimmste Verletzungen zu.

»Verdammte Scheiße«, murmelte ich, weil ich einen Augenblick lang befürchtete, das kreiselnde Messer könnte am Ende mich selber treffen. Aber dann sah ich, dass es stattdessen direkt auf Thelma zuraste.

»Thelma!«, rief ich. »Pass auf!«

Sie reagierte nicht, sondern trieb weiter mit von sich gestreckten Armen und Beinen auf dem Wasser wie die nackte, unattraktive Assistentin eines durchgeknallten Messerwerfers.

Sie ist tot, sagte ich mir. Mach dir keinen Kopf deswegen.

Trotzdem schrie ich wieder: »Thelma!«

Und beobachtete, wie die Machete weiter auf sie zuflog.

Vielleicht würde sie Thelma doch noch knapp verfehlen. Oder vielleicht nur mit dem Griff treffen und nicht mit der Schneide.

Sie traf Thelma mit der Schneide, direkt unterhalb des Bauchnabels, und drang in sie ein wie ein warmes Messer in weiche Butter.

Und Thelma schrie.

Der Aufprall des schweren Messers drückte sie unter Wasser. Ihr Schrei erstickte.

Sie verschwand im schwarzen Wasser, als hätte ein riesiger Schlund sie verschluckt.

Ich selber schrie, bis mir die Luft ausging. Dann gab ich, nach Atem ringend und leise vor mich hinwimmernd, Vollgas und fuhr so schnell wie nur irgend möglich in Richtung Land.

Nur einmal drehte ich mich um und blickte zurück.

Von Thelma war nichts mehr zu sehen.

Danach startete ich nur noch nach vorne. Ich hatte Angst vor dem, was ich hinter mir vielleicht sehen würde.

Irgendwie hatte ich das Gefühl, als würde sie hinter mir her schwimmen.

Einer noch

Mit der verbliebenen Machete in der Hand kletterte ich auf den Anleger und machte das Dingi daran fest. Mir war immer noch so mulmig zu Mute, dass ich es nicht wagte, hinaus auf die Bucht zu blicken, während ich zum Ende des Anlegers hastete und durch das dichte Gras hinüber zum Haus lief.

Die ganze Sache war einfach zu unheimlich.

Und ich hatte noch nie zuvor einen Menschen getötet.

Thelma umgebracht zu haben war ein schreckliches Gefühl.

Nicht nur, dass ich einem Menschen das Leben genommen hatte, dieser Mensch war auch noch eine Frau gewesen. Frauen durfte man kein Leid zufügen, das hatte mein Vater mir immer wieder beigebracht. Und töten durfte man sie schon gar nicht. Außerdem war Thelma Kimberlys Schwester gewesen. Ich fühlte mich fürchterlich schuldig.

Andererseits konnte man nicht sagen, dass Thelma ihr Schicksal nicht verdient gehabt hätte. Sie hatte sich mit Wesley verbün-

det, der immerhin ihren eigenen Vater und den Mann ihrer Schwester auf dem Gewissen hatte. Und sie hatte zusammen mit Wesley widerlich brutale und wirklich kranke Sachen mit Billie, Connie und Kimberly angestellt. Und mit den beiden Mädchen, Erin und Alice. Davon, dass sie Wesley vermutlich geholfen hatte, die Eltern der beiden umzubringen, einmal ganz zu schweigen.

Und als ob das immer noch nicht genug wäre, hatte sie auch mehrmals versucht, *mich* umzubringen - und das nicht nur damals am Wasserfall, als es statt mich beinahe Connie erwischt hätte. Ich hatte verdammtes Glück, dass ich noch am Leben war.

Außerdem hatte ich sie nicht kaltblütig abgemurkst. Unser Kampf in der Bucht war aus meiner Sicht reine Notwehr gewesen und die Sache mit der Machete eine Art Unfall, der nicht passiert wäre, wenn sie sich nicht tot gestellt hätte - oder was immer sie da auch gemacht hatte.

Eigentlich war sie selbst schuld an ihrem Tod.

Irgendwie war ich sogar sauer auf Thelma, weil sie mich gezwungen hatte, sie zu töten.

Andererseits jedoch ...

Vielleicht sollte ich das lieber nicht aufschreiben.

Aber warum nicht, zum Teufel? Wen will ich denn beeindrucken? Ein Tagebuch ist doch dazu da, alles Geschehene festzuhalten, und zwar so wahrheitsgetreu wie möglich.

Es stimmt schon, dass ich mich ziemlich mies gefühlt habe, weil ich Thelma getötet hatte. Besonders weil sie Kimberlys Schwester war und ich Kimberly auf gar keinen Fall noch mehr Leid zufügen wollte.

Und dennoch ...

Ein Teil von mir fühlte sich richtig *großartig*, weil ich Thelma getötet hatte.

Es war ein Kampf ums nackte Überleben gewesen, ein Kampf bis zum bitteren Ende, bei dem es hieß: Sie oder ich. Und ich hatte sie kaltgemacht!

Klar, irgendwie war ich entsetzt darüber, hatte Schuldgefühle, fühlte mich von mir selber angewidert und war *total erschöpft* - aber Herr im Himmel, die ganze Sache war auch so aufregend gewesen, dass ich innerlich noch immer zitterte, als ich über den Rasen auf das Haus zuing. Wie einer, der nicht mehr alle Tassen im Schrank hat, fuchtelte ich mit der Machete triumphierend in der Luft herum und presste hinter geschlossenen Zähnen immer wieder ein »Ja! Ja! Ja!« hervor.

Eine hatte ich erledigt. Einer war noch übrig.

Und mit etwas Glück war dieser eine schon jetzt keine Gefahr mehr. Nach seinem bösen Treppensturz war Wesley immerhin so schlimm verletzt gewesen, dass Thelma ohne ihn meine Verfolgung hatte aufnehmen müssen. Gut möglich, dass er sich ein Bein gebrochen hatte. Vielleicht sogar das Genick.

Irgendwie hoffte ich ja, dass der Sturz ihn nicht das Leben gekostet hatte. Er sollte nur so weit außer Gefecht gesetzt sein, dass ich leichtes Spiel mit ihm hatte.

Im Haus brannte noch immer das Licht, das Wesley oder Thelma vorhin eingeschaltet hatten, um mich besser verfolgen zu können. Offenbar hatte es niemand ausgemacht.

Das war ein gutes Zeichen.

Es konnte bedeuten, dass Wesley zumindest bewegungsunfähig war.

Auf dem Weg zur Haustür sah ich nach meinem Rucksack, der noch immer in dem Gebüsch vor der Veranda lag. Bis ich mit Wesley abgerechnet hatte, konnte er dort bleiben. Als ich zur Veranda hinaufstieg, sah ich in einer Fensterscheibe mein Spiegelbild und stellte fest, dass die Schraube des Außenborders meine Shorts noch mehr ramponiert hatte, als ich dachte. Beide Taschen waren weggerissen, und Andrews Feuerzeug, Billies Sonnencreme und der Räucherfisch waren für immer verloren. Gut, dass ich wenigstens das Rasiermesser in die Socke gesteckt hatte. Dort befand es sich auch jetzt noch.

Auch sonst war von den Shorts so wenig übrig geblieben, dass es sich kaum lohnte, sie noch anzuhaben. Unterhalb des Gürtels klafften riesige Löcher, durch die man meine nackte Haut und meine intimsten Körperteile sehen konnte.

Irgendwie gefiel mir das.

Den Broadway würde man in einem solchen Aufzug vielleicht nicht entlangspazieren, aber hier waren wir nun mal auf einer tropischen Insel, auf der es niemanden gab außer mir und meinen Frauen.

Und Wesley natürlich.

Den durfte ich nicht vergessen.

Noch nicht.

Die Machete in der rechten Hand und das Rasiermesser in der Socke betrat ich das Haus durch die weit offen stehende Vordertür. Hatte Thelma sie offen gelassen? Nachdem sie gegen die Säule geprallt war, hatte sie andere Dinge zu tun gehabt, als die Tür zu schließen.

Mit einem raschen Rundumblick vergewisserte ich mich, dass niemand in der Eingangshalle war, bevor ich mich der Treppe zuwandte.

Wesley lag - wenn er noch da war - am Fuß der Treppe zum dritten Stock. Ich hoffte sehr, dass ich ihn dort finden würde.

Langsam stieg ich in den ersten Stock hinauf. Auf dem Treppenabsatz hielt ich inne und lauschte. Mein Herz klopfte schrecklich laut und schnell. Sonst hörte ich nichts, abgesehen von dem Kreischen, Schreien und Zwitschern, das beständig aus dem Dschungel drang.

Im Haus selber war nichts zu hören.

Kein Laut, der von Wesley stammen könnte.

Vielleicht ist er *wirklich* tot, dachte ich.

Oder er schläft.

Nein, das wohl kaum. In der Stellung, in der ich ihn zuletzt gesehen hatte, konnte er nicht schlafen. Außerdem müsste ich ihn dann schnarchen hören.

Damit blieben nur drei Möglichkeiten:

1. Er war tot und lag noch immer da, wo er nach seinem Sturz gelandet war.
2. Er war so schwer verletzt, dass er sich nicht bewegen konnte, und lauschte, wie ich langsam die Treppen heraufkam.
3. Er war fort.

Nummer eins wäre mir recht gewesen, aber eher hoffte ich auf Nummer zwei. Noch immer aufgeputscht von meiner Begegnung mit Thelma, freute ich mich geradezu auf die Auseinandersetzung mit ihm.

Möglichkeit Nummer drei behagte mir am wenigstens.

Aber genau die traf zu.

Nachdem ich langsam hinauf in den zweiten Stock gestiegen war, schaute ich auf die Stelle, an der Wesleys nackter Körper hätte liegen müssen.

Mit gebrochenen Knochen, aber lebendig.

Oder von mir aus auch tot.

Der Platz, an dem Wesley gelegen hatte, war leer.

Ich war so enttäuscht, dass ich mich am Treppengeländer festhalten musste. Auf einmal bekam ich am ganzen Körper eine Gänsehaut.

Er konnte überall sein.

Ich wirbelte herum und blickte die Treppe hinab.

Gott sei Dank kam er sie nicht heraufgeschlichen.

Vielleicht ist er ja wieder nach oben gekrochen und dort zusammengebrochen, dachte ich, und stieg vorsichtig hinauf in den dritten Stock.

Auch dort war nichts von Wesley zu sehen.

Ich sah in alle Zimmer. Er war in keinem von ihnen.

Und jetzt?

Was sollte schon sein? Entweder ich fand ihn, oder er fand mich.

Ich überlegte, ob ich auch die restlichen Zimmer im Haus nach ihm absuchen sollte, verwarf diese Idee aber ziemlich schnell

wieder. Eine derartige Durchsuchung würde mich bloß Zeit und Nerven kosten.

Wahrscheinlich war Wesley gar nicht mehr im Haus.

Vielleicht war er zu den Käfigen gegangen.

Und wenn er jetzt bei den Mädels war? Ihnen etwas antat?

Ich musste mir überlegen, was ich als Nächstes tun sollte.

Zu den Käfigen gehen?

Nein, nein, nein! Erst die Schlüssel suchen, und *dann* zu den Käfigen gehen.

Offenbar hatte Wesley die Schlüssel nicht bei sich gehabt, als er die Treppe hinuntergestürzt war. Was bedeuten konnte, dass sie möglicherweise noch in dem Zimmer oben lagen. Falls er sie nicht mitgenommen hatte.

Rasch stieg ich noch einmal die Treppe hinauf. Die Stufen waren noch immer ziemlich rutschig, aber das war mir egal.

Ich stürmte ins Schlafzimmer und knipste das Licht an. Auf den zerwühlten weißen Bettlaken lag kein Schlüsselbund. Ich hob beide Kissen hoch. Auch hier war er nicht. Ebenso wenig wie auf dem Boden, auf den Nachttischen oder auf der Kommode. Nachdem ich alle Schubladen aufgezogen hatte, kniete ich mich sogar auf den Boden, um unter dem Bett und der Kommode nachzusehen.

Der Schlüsselbund war nirgends. Inzwischen rechnete ich schon gar nicht mehr damit, ihn zu finden. Wesley musste ihn geholt und mitgenommen haben.

Zu den Käfigen?

Ich stürzte zu einem der Fenster und blickte hinaus.

Jenseits des mondbleichen Rasens sah ich, wie im dunklen Dschungel eine orange-gelbe Flamme flackerte.

Auf einmal wurde mir ganz flau im Magen.

»O mein Gott!«, murmelte ich.

Und rannte aus dem Zimmer.

Rückkehr zu den Käfigen

Auf meinem Weg nach unten machte ich im zweiten Stock kurz Halt und hob Connies Speziälspeer auf.

Mit dem Speer in der Hand und dem Rasiermesser in der Socke eilte ich die restlichen Treppen hinab und rannte aus dem Haus. Von der Veranda spurtete ich über den Rasen, bis ich nicht mehr im Licht der Scheinwerfer war.

Von hier unten konnte ich den Feuerschein nicht mehr sehen, dazu war der Dschungel zu dicht.

Ich fragte mich, ob ich nicht in eine Falle lief.

Wesley war ein begabter Fallensteller.

Vielleicht wollte er auf Nummer sicher gehen für den Fall, dass es Thelma nicht gelungen war, mich auszuschalten. Vielleicht hatte er uns ja auch beobachtet und wusste, dass ich den Kampf gewonnen hatte.

Wusste, dass er als Nächster dran sein würde.

Es sah ihm ähnlich, ein Feuer anzuzünden, um mich an einen bestimmten Ort zu locken. Er selbst würde natürlich nicht an dem Feuer sein, dafür aber irgendwo in der Nähe im Hinterhalt liegen und darauf lauern, dass er mich von hinten fertigmachen konnte.

Weil ich das wusste, steuerte ich nicht direkt auf die Käfige zu, sondern lief noch ein Stück nach links und begab mich an einer weit vom Pfad entfernten Ecke des Rasens in den Dschungel. Erst nachdem ich mich ein ziemliches Stück weit vorgekämpft hatte, wandte ich mich nach rechts in Richtung Käfige.

Dabei beeilte ich mich, so sehr ich konnte. Falls Wesley nämlich aus einem anderen Grund als dem, mir einen Hinterhalt zu legen, bei den Käfigen war, musste ich ihn so schnell wie möglich stoppen. Zum Glück musste ich bei meinem Weg durch den Dschungel nicht allzu leise sein, denn bei all den lauten Geräuschen ringsum würde Wesley mich wohl erst dann hören, wenn ich in seiner unmittelbaren Nähe war.

Als ich zwischen den Bäumen und Büschen den ersten schwachen Feuerschein erkennen konnte, verlangsamte ich mein Tempo. Seltsam war, dass der Feuerschein ziemlich hoch oben zu sein schien. Von meinem Standort aus sah es so aus, als leuchte er aus mindestens drei bis vier Metern Höhe herab.

Ob Wesley vielleicht auf einen Baum geklettert war und eine Fackel ins Geäst gesteckt hatte? Oder gab es in der Nähe der Käfige einen Hügel, der mir vom Haus aus nicht aufgefallen war?

Gebückt schlich ich mich näher an den Feuerschein heran, wobei ich mir beständig vor Augen führte, dass Wesley höchstwahrscheinlich *nicht* in seiner Nähe war. Dabei lauschte ich angestrengt in Richtung Käfige, konnte aber keine Stimmen hören.

Mir war bewusst, dass Wesley sich praktisch jeden Augenblick aus dem dunklen Dschungel auf mich stürzen konnte.

Das letzte Mal, als ich ihn gesehen hatte, trug er ein Messer in der Hand und einen Gürtel mit einer leeren Scheide um den Bauch. In der zweiten Scheide am Gürtel steckte vermutlich ein weiteres Messer.

Ich musste also davon ausgehen, dass er mindestens mit zwei großen Jagdmessern bewaffnet sein würde.

Niemand konnte sagen, was er sonst noch an Waffen aus dem Haus mitgenommen hatte.

Ich hoffte nur, dass es nicht die Axt war.

Die hatte ich seit unserem Waterloo, wo ich sie als Befestigung für Kimberlys Seil in einen Felsspalt gesteckt hatte, nicht mehr gesehen. Auch das Schweizer Messer war seither verschwunden.

Wesley und Thelma mussten Axt und Taschenmesser genommen haben. Vor dem kleinen Messer hatte ich keine große Angst. Es war zwar höllisch scharf, aber bei weitem nicht so scharf wie mein Rasiermesser. Und gegen meine Machete hatte man mit einem Messer überhaupt keine Chance.

Bei der Axt war das anders.

Wenn Wesley sich mit der Axt auf mich stürzte ... oder mit einer anderen Waffe, von der ich nichts wusste ... einer Kettensäge vielleicht ... oder einer Pistole

Nein, eine Pistole hatte er bestimmt nicht, sagte ich mir. Wenn er irgendwie in Besitz einer funktionierenden Feuerwaffe gelangt wäre, dann hätte er sie mit ziemlicher Sicherheit längst eingesetzt.

Aber niemand konnte sagen, was für andere Waffen er sonst noch gefunden haben konnte. Eine Familie, die einen Gartentraktor besaß, verfügte bestimmt auch über eine große Auswahl an Werkzeugen, die sich ziemlich fies zweckentfremden ließen: Kettensäge, Sense, Heckenschere, Hacke, Vorschlaghammer.

Die meisten davon waren allerdings auch nicht schlimmer als die Axt, dachte ich mir. Schließlich hatte ich ganz aus der Nähe gesehen, was sie mit Andrews Kopf angerichtet hatte.

Irgendwo musste die Axt jetzt sein. Hoffentlich nicht in den Händen von Wesley.

Vor der Axt hatte ich Angst.

Entsetzliche Angst. Als ich allerdings erfuhr, welche Waffe Wesley *wirklich* hatte, wünschte ich, es wäre die Axt gewesen.

Moment. Stopp. Kurze Pause. Jetzt greife ich vor. Und das ist so ziemlich das Letzte, was ich eigentlich will: mich ohne Not schneller an den Punkt bringen, ab dem ich eigentlich überhaupt nicht mehr weiterschreiben will.

Ich wünschte, ich könnte es einfach auslassen.

Aber jetzt bin ich schon so weit gekommen. Jetzt habe ich über allen möglichen widerwärtigen Mist geschrieben, und es hat mir wehgetan, darüber zu schreiben, eben weil es so ekelhaft oder schrecklich oder peinlich für mich war. Aber das, was jetzt kommt, ist schlimmer als alles andere. Viel schlimmer. Am liebsten würde ich jetzt auf der Stelle zu schreiben aufhören und mir den Rest ersparen.

Aber das wäre echt feige.

Und es ist ja nicht so, dass ich nicht gewusst hätte, was jetzt kommt. Seit Tagen weiß ich das, seit ich den Satz »Der Rest der Geschichte« niedergeschrieben habe. Ich wusste, was in dieser Nacht bei den Käfigen passiert ist, ich wusste, wie weh es mir tun würde, es niederzuschreiben. Jetzt, wo es so weit ist, kann ich es nicht einfach abblasen. Obwohl es genau das wäre, was ich jetzt gerne tun würde.

Schließlich ist es das Ende der Geschichte, und sie aufzuschreiben hat mich bereits mehrere Kugelschreiber, mein dickes, spiralgebundenes Notizheft und den größten Teil des kleineren Heftes gekostet hat, das ich in Erins Zimmer gefunden habe. Alles seit den »letzten Worten« am Ende meines Tagebuches steht in diesem neuen Heft. Und die ganze Arbeit habe ich mir nur gemacht, um festzuhalten, was seit dem Zeitpunkt, an dem Wesley uns zu Schiffbrüchigen gemacht hat, auf dieser Insel geschehen ist. Bestimmt habe ich siebzig oder achtzig Stunden dafür gebraucht. Das alles habe ich nicht auf mich genommen, damit ich es jetzt im letzten Augenblick mit der Angst zu tun bekomme und aufhöre, bevor ich die Geschichte zu Ende erzählt habe.

Also mache ich weiter.

Langsam schlich ich mich durch das Buschwerk von hinten an einen der sieben vom Feuerschein nur schwach beleuchteten Gorillakäfige heran. Von meinem Versteck aus war der Käfig nichts weiter als ein undeutlich erkennbarer, dunkler Fleck. Mir kam er leer vor, aber sicher wusste ich es nicht. Der Feuerschein war ziemlich weit von ihm entfernt.

Mit Speer und Machete in Händen kroch ich zwischen den Büschen hervor und eilte an dem Käfig entlang nach rechts, wobei ich darauf achtete, dass sich mein Speer nicht in den Gitterstäben verfangt. Als ich die Ecke des Käfigs umrundet hatte, sah ich, woher das Feuer kam.

Vermutlich hatte Wesley eine hell lodernde Fackel auf einen der anderen Käfige geworfen. In ihrem Licht konnte ich erken-

nen, dass der Käfig vor mir leer war, ebenso der Käfig daneben. Die Fackel schien sich direkt über dem dritten Käfig zu befinden, der weiter weg war, als ich zuerst gedacht hatte.

Jeder der Käfige hatte einen rechteckigen Grundriss und war etwa acht Meter lang, fünf Meter breit und vier Meter hoch. Zwischen den einzelnen Käfigen waren jeweils fast zwei Meter freier Raum, was bedeutete, dass die Fackel etwa fünfundzwanzig Meter weit von mir entfernt war.

Wegen der großen Distanz und dem ungünstigen Winkel sah ich nicht, ob sich auf dem Käfig mit der Fackel jemand befand.

Aber ich sah, dass in dem Käfig eine Frau war. Ihr Gesicht war dunkel, aber trotz der Entfernung, der Gitterstäbe und des schwachen Lichts erkannte ich sie an ihrer Figur. Sie stand in der Mitte des Käfigs direkt unter der Fackel, und der nackte, flackernd beleuchtete Körper gehörte unverwechselbar Billie.

Sie drehte sich langsam um die eigene Achse, als suche sie jemanden.

Vielleicht suchte sie mich.

Als sie in meine Richtung blickte, hatte ich das Gefühl, als blicke sie mich an, obwohl sie mich wohl kaum von der tiefen Dunkelheit hinter den Käfigen unterscheiden konnte.

Aber wo war Wesley?, fragte ich mich. Hockte er neben der Fackel auf Billies Käfig, oder schlich er sich im Dschungel lautlos von hinten an mich heran?

Ich brauchte eine bessere Sicht auf Billies Käfig.

Vielleicht sollte ich auf den Käfig vor mit klettern und ...

Nein. Selbst wenn ich stark genug gewesen wäre, mich an den glatten Eisenstangen hinaufzuhangeln, hätte ich dazu den Speer und die Machete ablegen müssen.

Und die gab ich nicht aus der Hand. Zumindest nicht, solange ich jeden Augenblick mit Wesleys Angriff rechnen musste.

Ich behielt also meine Waffen bei mir und zog mich langsam in den Dschungel zurück. Dort schlug ich einen Weg parallel zu

den Gorillakäfigen ein, wobei ich immer die Fackel im Auge behielt.

Zuerst plante ich, mich leise an Billies Käfig heranzuschleichen und zu schauen, ob Wesley darauf hockte. Aber wenn ich ihn sehen konnte, konnte er mich ebenfalls sehen.

Und dann kam mir eine bessere Idee.

Such ihn nicht - frag lieber jemanden.

Ich blieb auf Kurs und tastete mich leise durch den Dschungel am Schein der Fackel vorbei und noch weiter, bis das Feuer ein gutes Stück hinter mir lag.

Als ich glaubte, weit genug gekommen zu sein, schlich ich mich nach rechts.

Ich dachte, dass ich vielleicht schon an Erins Käfig vorbei gegangen wäre und womöglich ein Stück zurückgehen müsste, aber ich hatte Glück und kam direkt hinter ihrem Käfig aus dem Gebüsch.

Nachdem ich mich rasch umgesehen hatte, huschte ich hinüber zu den Gitterstäben.

Erin schien mich nicht bemerkt zu haben. Sie stand an der Käfigtür, und obwohl ich sie nur als undeutliche Silhouette wahrnahm, wusste ich, dass sie mir den Rücken zudrehte. Sie umklammerte mit beiden Händen auf Höhe ihres Kopfes die Gitterstäbe der Tür.

Ich blieb kurz stehen und sah nach rechts, wo sich der Käfig von Alice befand. Das Mädchen hockte in der Ecke, die Erins Käfig am nächsten war, auf dem Boden.

In Connies Käfig, der näher an der Fackel, aber ziemlich weit von mir entfernt war, konnte ich niemanden erkennen, aber wahrscheinlich befand sich Connie außerhalb meines Blickwinkels. Vielleicht hatte sie sich ja hingelegt.

Daneben war der Käfig von Kimberly. Obwohl dieser ein wenig besser beleuchtet war, konnte ich nicht sehen, wo er begann und wo er aufhörte.

Irgendjemand bewegte sich dort zwischen den Gitterstäben. Vermutlich war es Kimberly, aber sicher war ich mir nicht.

Ich schaute nach der Fackel, konnte sie aber von hier aus nicht erkennen. Nur ihren Schein.

Von hier aus betrachtet sah es fast so aus, als läge sie auf Kimberlys Käfig, aber das war vermutlich eine optische Täuschung.

Ich ging hinüber zu Erins Käfig, wo ich mich flach ins zwanzig Zentimeter hohe Gras neben den Gitterstäben legte. Das Gras fühlte sich kühl und feucht an. Nachdem ich Speer und Machete griffbereit neben mir platziert hatte, stützte ich mich auf meine Ellenbogen und blickte hinüber zu Erin, die immer noch an der Tür des Käfigs stand.

Leise rief ich nach ihr. Es war kaum mehr als ein Flüstern, und sie reagierte nicht darauf. Erst als ich lauter ihren Namen sagte, drehte sich ihr Gesicht, nicht mehr als ein etwas hellerer Fleck, in meine Richtung, und ihre Hände ließen die Gitterstäbe los.

»Erin«, flüsterte ich noch einmal.

Als sie langsam auf mich zukam, bemerkte ich, dass sie ein wenig hinkte.

Diese Beobachtung rief mir plötzlich und brutal wieder ins Gedächtnis, was Wesley und Thelma ihr angetan hatten und was ich in dem Zimmer im Erdgeschoß mit angesehen hatte. Ich dachte daran, wie sie Erin in weißer Bluse, sauber gebügelmtem Schottenrock und Kniestrümpfen hereingeführt und ausgezogen hatten. Wie sie über sie hergefallen waren und ihr all diese schrecklichen, perversen Dinge angetan hatten ... und wie ich ihnen dabei zugesehen hatte. Von Schuldgefühlen geplagt und geil zugleich. Allein der Gedanke daran machte mich so unruhig, dass ich mich im taufeuchten Gras hin und her wälzte.

»Rupert?«, flüsterte Erin.

»Ja.«

Sie legte sich nah bei mir auf den Boden, sodass nur die Gitterstäbe unsere Gesichter trennten.

»Wie geht es dir?«, fragte sie.

»Geht schon. Was ist denn hier los?«

»Wesley ist da.«

»Und wo?«

»Oben auf einem der Käfige. Glaube ich zumindest. Ist nicht leicht, ihn ständig im Auge zu behalten.«

»Seid ihr alle in Ordnung?«

»Rupert?« Es war die Stimme von Alice in einem etwas lauterem Flüsterton.

Ich drehte den Kopf, bis ich sie sah. Sie befand sich immer noch in derselben Ecke ihres Käfigs wie vorhin, aber nun kauerte sie nicht mehr am Boden, sondern stand wie ein Hund auf allen vieren und drehte uns ihr Gesicht zu. »Ich möchte auch wissen, was los ist«, sagte sie.

»Du hast geschlafen«, sagte Erin.

»Hab ich nicht.«

»Seid bitte etwas leiser«, sagte ich. »Los Erin, komm mit.«

Ich nahm meine beiden Waffen, und dann krabbelten wir beiderseits des Gitters auf den Käfig von Alice zu.

Ich hätte gerne etwas mehr Licht gehabt, um Erin und Alice besser sehen zu können. Immerhin sah ich mehr als bei meinem ersten Besuch, bei dem es stockfinster gewesen war. Jetzt konnte ich wenigstens ihre Umrisse erkennen, auch wenn ihre Gesichter nichts weiter als verwischte Flecken waren.

An der Ecke ihres Käfigs hielt Erin an. Ich krabbelte ein Stück weiter, legte Speer und Machete ins Gras und hockte mich zwischen die beiden Käfige.

Wie vorhin hatte ich auf jeder Seite eines der Mädchen, nur dass wir diesmal am Ende, nicht am Anfang des Durchgangs zwischen den Käfigen zusammenkamen.

»Ich dachte, du schläfst«, sagte ich zu Alice. »Deshalb habe ich nicht ...«

»Ist schon okay«, sagte sie. »Ich bin froh, dass du wieder da bist.«

»Seid ihr alle in Ordnung?«, fragte ich noch einmal.

»Kommt drauf an«, antwortete Alice.

»Es geht uns gut«, sagte Erin. »Den Umständen entsprechend, natürlich. Alles beim Alten.«

»Da bin ich aber froh.«

»Wo warst du?«, fragte Erin.

»Zuerst war ich im Haus und habe nach den Schlüsseln gesucht, damit ich euch hier rausholen kann.«

»Und? Hast du sie gefunden?«

»Hat Wesley sie denn nicht bei sich?«

»Ich glaube nicht.«

»Ich *weiß*, dass er sie nicht hat«, sagte Alice.

»Er hat keinen der Käfige aufgeschlossen«, meinte Erin.

»Er ist ganz nah an mir vorbeigelaufen«, fuhr Alice fort. »Ich konnte genau sehen, was er bei sich gehabt hat. Der Schlüsselbund war nicht dabei. Außer er hat ihn sich in den Hintern gesteckt.«

»Dazu ist er viel zu groß«, sagte Erin, die ein wenig genervt klang.

»Das war doch nur eine Redensart, du Dummchen.«

Erin ging nicht darauf ein. »Auf jeden Fall hat meine Schwester Recht«, sagte sie zu mir. »Wenn er mit den Schlüsseln hier vorbeigelaufen wäre, hätten wir sie gesehen.«

»Womit *ist* er denn hier vorbeigelaufen?«

»Mit einem Riesenständer«, sagte Alice.

»Lass das!«, sagte Erin.

»Aber es stimmt doch!«

»Meinst du, dass Rupert so was interessiert?«

Ich wurde rot, was man aber in dem schwachen Licht zum Glück nicht sehen konnte. »Ich wollte eigentlich wissen, was er bei sich hatte. Waffen, zum Beispiel.«

»Zwei Messer«, sagte Erin. »Und eine Fackel, aber ich weiß nicht, ob die als Waffe zählt.«

»Eigentlich schon.«

»Gut, dann die Fackel. Und einen Benzinkanister.«

»Wie bitte?«

»Einen Benzinkanister. Wir haben viel Benzin hier, für den Generator«, erklärte Alice.

»In dem Kanister, den Wesley dabei hat, dürften etwa zehn Liter sein«, sagte Erin. »Er hat ihn mit auf den Käfig genommen.«

»Er hat gedroht, dass er uns alle abfackeln will.«

Die Zwillinge und ich

»Ich glaube nicht, dass er es wirklich macht«, sagte Erin. »Er droht bloß damit. Wenn er uns verbrennt, hat er niemanden mehr für seine perversen Spielchen.«

»Er müsste uns ja nicht *alle* verbrennen«, sagte Alice.

Darauf hatte Erin keine Antwort parat.

»Billie hat er schon mit Benzin übergossen«, legte Alice nach.

Ich spürte, wie sich mir der Magen zusammenzog. »Bist du sicher?«

»Das hat er gleich am Anfang gemacht«, erklärte Erin. »Du warst vielleicht eine Stunde weg oder so, da ist er mit der Fackel und dem Benzinkanister gekommen.«

»Und wie üblich völlig nackt«, fügte Alice mit angeekelt klingender Stimme hinzu.

»Und dann ist er an unseren Käfigen entlanggelaufen und hat lauthals verkündet, dass er dir einen feurigen Empfang bereiten wird.«

»Er hat dich einen arschfickenden kleinen Hurensohn genannt«, sagte Alice.

»Jetzt hör aber auf«, zischte Erin. »Du musst Rupert doch nicht alles erzählen.«

»Also *ich* würde es wissen wollen, wenn jemand mich so genannt hätte.«

»Ist schon gut«, sagte ich. »Hat er sonst noch etwas gesagt?«

»Nur dass du ihnen im Haus einen Besuch abgestattet hättest und weggelaufen wärest, aber Thelma würde sich schon um dich kümmern. Dich höchstwahrscheinlich umlegen ...«

»Dir deinen armseligen kleinen Arsch aufreißen«, präzisierte Alice.

»Und für den Fall, dass sie dich *nicht* erwischt, wollte er dir einen gebührenden Empfang bereiten. Er hat gesagt, dass du wahrscheinlich gleich zu den Käfigen kommen würdest. Wir sollten dich besser nicht warnen.«

»Weil er uns sonst die Muschis röstet.«

»Alice! Hör auf!«

»Ich erzähle Rupert nur, was Wesley gesagt hat.«

»Deswegen musst du noch lange nicht so ordinär sein.«

»Das bist du doch sonst auch. Nur jetzt nicht, weil Rupert da ist.«

»Jetzt hört aber auf, ihr zwei!«

»Die ist total scharf auf dich, Rupert.«

»Bin ich nicht.«

»Vor dir würde sie es nie zugeben, aber glaub mir, Rupert: Es stimmt. Das hat sie mir erzählt.«

»Lügnerin.«

»Du bist die Lügnerin.«

»Ich habe nie gesagt, dass ich *scharf* auf ihn bin.«

»Vielleicht nicht mit diesen Worten, aber ...«

»Können wir das vielleicht ein andermal diskutieren?«, schlug ich vor. »Ich sollte mich nämlich wirklich lieber um Wesley kümmern. War er schon auf euren Käfigen?«

»Bis jetzt noch nicht. Weiter als bis Kimberlys Käfig ist er noch nicht gekommen. Auf Connies und unseren war er noch nicht.«

»Aber er kann ja noch kommen«, sagte Alice.

»Klar. Dazu muss er nicht mal die Leiter nehmen, er kann auch rüberspringen. So weit sind die Käfige nicht auseinander.«

»Was für eine Leiter?«, fragte ich.

»Unsere Leiter«, antwortete Alice

»Er hat sie aus dem Haus«, erklärte Erin. »Wie alles andere auch. Seit er uns in die Käfige gesperrt hat, steigt er immer wieder hinauf und ... macht Blödsinn. Glotzt uns von oben an und ärgert uns. Er hat eine Kiste mit Sachen dabei, mit denen er uns bombardiert, wenn ihm danach ist.«

»Hauptsächlich mit Büchern«, sagte Alice.

»Er bombardiert euch mit *Büchern*?«

»Ja«, sagte Alice. »Und das kann ganz schön schmerzhaft sein. Sogar Taschenbücher tun weh, wenn sie dich mit dem Rücken treffen.«

»Oder mit einer *Ecke*«, fügte Erin hinzu. »Er will uns nichts in den Käfig werfen, womit wir uns gegen ihn wehren könnten. Ein Buch kann keinen Schaden anrichten, denkt er.«

»Manchmal knüllt er einzelne Seiten zusammen, zündet sie an und lässt sie herunterfallen. Er nennt das Brandbomben.«

»Normalerweise kann man ihnen ausweichen. Wesley mag es, wenn wir loskreischen.«

»Und er sieht uns gern zu, wenn wir unter ihm herumlaufen«, erklärte Alice. »Weil wir nackt sind und so.«

»Er hat auch schon kübelweise Wasser heruntergeschüttet.«

»Lauter so Zeug«, bestätigte Alice.

»Wenn wir dir einzeln aufzählen würden, was er schon alles runtergeworfen hat, wären wir morgen früh noch nicht fertig damit«, fuhr Erin fort. »Er hatte schließlich eine Menge Zeit, um sich irgendwelchen Unsinn auszudenken.«

»Am liebsten legt er sich flach auf die Gitterstäbe und lässt sein Ding herunterhängen. Und dann ...«

»Also Alice, das muss jetzt wirklich nicht ...«

»Ich erzähle Rupert nur, was Wesley alles macht.«

»Das braucht er nun wirklich nicht zu wissen. Echt!«

Ich beschloss, wieder zum Thema zurückzukehren. »Wesley ist also vorhin mit der Leiter auf Billies Käfig gestiegen?«

»Richtig«, sagte Erin.

»Und dann?«

»Dann hat er die Leiter hinter sich auf den Käfig gezogen und damit eine Art Brücke hinüber zu Kimberlys Käfig gebaut. So kommt er leichter hin und her. Aber er könnte auch springen.«

»Aber ich glaube nicht, dass er das gerne tut«, meinte Alice.
»Es ist nicht grade angenehm, auf den Gitterstäben zu landen.«

»Deshalb war er bis jetzt wohl auch noch nicht hier. Er hat Angst, sich bei der Landung wehzutun. Herumlaufen auf den Stäben kann er inzwischen aber recht gut«, erklärte Erin.

»Rennt rum wie ein Affe«, meinte Alice.

»Stimmt, er könnte ein Schimpanse sein.«

»Schimpansen haben keinen Schwanz.«

»Hör nicht auf sie, Rupert. Normalerweise ist sie nicht so.«

»Ist schon okay«, sagte ich.

»Siehst du?«, fragte Alice ihre Schwester. »Rupert macht das nichts aus.«

»Er will nur höflich sein.«

Ich sagte nichts, weil ich nicht mit in ihre kleinen Streitereien hineingezogen werden wollte. Alices ordinäre Sprache machte mir wirklich nichts aus. Wenn jemand wie Wesley in der Nähe ist, regt man sich über solche Kleinigkeiten nicht mehr auf. Da ist es ohnehin schwer, etwas anderes als Angst zu empfinden. Trotzdem war ich von ihrem Gerede manchmal ein wenig peinlich berührt.

Und etwas erregt auch, das muss ich zugeben, denn immerhin befand ich mich zwischen zwei splitter nackten jungen Mädchen und war mit meiner zerfetzten Shorts selbst so gut wie nackt.

Auch wenn ich die Mädchen nicht sehen konnte, wusste ich doch, wie sie aussahen. Schließlich hatte ich genügend Zeit gehabt, jeden Quadratzentimeter von Erin zu studieren, als ich sie zusammen mit Wesley und Thelma im Haus beobachtet hatte. Und Alice war ihre Zwillingsschwester. Was ich in der Dunkelheit nicht sehen konnte, lieferte mir meine Fantasie, und in dieser Hinsicht machte Alices Gerede von Schwänzen und Muschis und

Ständern die Sache nur noch schlimmer - oder besser, je nachdem, wie man das sah.

Außerdem wollte mir nicht aus dem Sinn, dass Erin angeblich »scharf« auf mich war, auch wenn sie ihrer Schwester gegenüber nicht genau dieses Wort verwendet hatte. Trotzdem war es interessant. Unglaublich. Wunderbar.

Schade, dass ich das ausgerechnet in einer Nacht erfahren musste, in der wir uns alle in höchster Lebensgefahr befanden. Niemand konnte sagen, ob wir diese Nacht überleben würden.

Ich versuchte, das Gespräch wieder in andere Bahnen zu lenken, indem ich fragte: »Ihr glaubt also nicht, dass Wesley von Käfig zu Käfig springt.«

»Bisher hat er es noch nie versucht. Nicht mal bei Tageslicht«, antwortete Erin.

»Aber das heißt noch lange nicht, dass er es nicht *kann*«, gab Alice zu bedenken.

»Wenn er kommt, benutzt er bestimmt die Leiter«, sagte Erin. »Er legt sie über einen Zwischenraum nach dem anderen, darauf möchte ich wetten. Das macht einen ziemlichen Lärm.«

»Die Leiter ist aus Aluminium«, erklärte Alice.

»Anschleichen kann er sich nicht.«

»Außer, er springt *wirklich*. Wenn er auf diesem Käfig landet, hören wir es, aber wie ist es mit den anderen?«

»Er ist viel zu feige, um das zu versuchen.«

»Aber er könnte leise von Billies Käfig herunterklettern«, gab ich zu bedenken. »Und sich dann anpirschen.«

»Kimberly warnt uns, wenn er herunterklettert«, sagte Erin. »Wir haben da unser eigenes Mitteilungsnetz. Wenn Wesley etwas tut, das für uns wichtig ist, sagt Kimberly es Connie und Connie sagt es Alice.«

»Wenn Connie nicht gerade schläft«, sagte Alice.

»Und das weiß man nie so genau bei ihr. Aber Wesley klettert nicht vom Käfig, denn er ist genau da, wo er sein will. Hoch über allen und sicher vor dir.«

»Aber ich habe einen Speer.«

Die Mädchen sagten eine Weile nichts, dann fragte Erin:
»Kannst du ihn damit erreichen?«

»Weiß ich nicht.«

»Versuch es lieber nicht«, sagte Alice. »Selbst wenn du ihn triffst, kann er immer noch Billie anzünden. Er braucht dazu nur die Fackel fallen zu lassen.«

»Und wenn ich warte, bis die Fackel ausgeht?«

»Kann sein, dass du lange warten musst«, meinte Erin. »Und wenn sie ausgeht, muss er sie nur kurz ins Benzin tauchen und wieder anzünden.«

»Mit was?«

»Wie meinst du das?«

»Womit zündet er sie wieder an?«

»Er hat Dads Feuerzeuge. Ein paar davon hat er oben in der Kiste. Er braucht sie für seine Brandbomben.«

»Und für seine Zigaretten«, fügte Alice hinzu. »Der Drecksack raucht wie ein Schlot. Was der uns schon mit glühenden Zigarettenstummeln bombardiert hat ...«

»Dazu muss er nicht mal oben auf den Käfigen sein«, sagte Erin. »Meistens schnippt er sie von der Seite herein. Brüllt kurz ›Vorsicht‹ oder so was, aber meistens viel zu spät. Den Dingen weicht man viel schwerer aus als den brennenden Papierkugeln.«

»Ganz schön schmerzhaft«, sagte Alice.

»Schlimme Sache«, murmelte ich.

»Er hat uns schon Schlimmeres angetan.«

»Das will Rupert nicht hören.«

»Und Thelma ist noch viel gemeiner als er.« Alice ließ sich nicht bremsen. »Manchmal geht sie mit uns in den Käfig, und dann...«

»Hör auf!«, fauchte Erin. »Ich mein's ernst!«

»Irgendwie muss sie eine halbe Lesbe sein ...«

»Sie und Wesley sind total pervers«, schnitt Erin ihr das Wort ab. »Reden wir nicht mehr drüber, okay? Du musst Rupert nicht jede kranke Einzelheit erzählen.«

»Dem macht das nichts aus. Oder, Rupert?«

»Naja, ich ...«

»Aber *mir* macht es was aus. Du meine Güte. Jetzt hör endlich auf damit. Das ist total peinlich. Was interessiert Rupert dieser widerliche Scheiß?«

»Lass ihn doch selbst entscheiden, was ihn interessiert. Na, was ist, Rupert? Möchtest du hören, was Thelma so alles mit uns macht?«

Ich suchte nach einem Ausweg und fand ihn auch.

»Übrigens, Thelma ist tot.«

»Was?«, platzte Erin heraus.

»Ich habe sie getötet. Draußen in der Bucht.«

»Fantastisch!«, freute sich Alice.

»Gut gemacht«, lobte mich Erin. Ich erschrak, weil mich etwas am Oberschenkel berührte. Dann merkte ich, dass es Erins Hand war, die mich sanft drückte. »Wie hast du es gemacht?«, fragte sie.

»Mit einer ihrer Macheten.«

»Wow!«

»Fantastisch!«, wiederholte Alice.

Erins Hand glitt in die Fetzen meiner Shorts.

»Wesley ist der einzige Perversling, mit dem wir es jetzt noch zu tun haben«, sagte ich.

Ihre kleine, warme Hand glitt noch ein Stück weit meinen Oberschenkel hinauf, und erst kurz bevor sie meinen Schritt erreicht hatte, wechselte sie die Richtung. Die Berührung jagte mir einen wohligen Schauer durch den ganzen Körper.

»Was ist mit Wesleys Eimer?«, fragte ich. »Ihr habt doch gesagt, dass er ihn mit auf den Käfig nimmt und Wasser herunterschüttet.«

»Wieso fragst du das?«, wollte Alice wissen.

»Wenn ich diesen Wassereimer irgendwie in die Finger bekäme, könnte ich damit Billie löschen, falls er sie anzündet.«

Erin drückte mir das Bein. »Ja«, flüsterte sie. »Das ist eine gute Idee.«

»Wo ist der Eimer?«

»Keine Ahnung.«

Alice meldete sich zu Wort. »Ich will dich ja nicht in Verlegenheit bringen, Erin.«

»Dann lass es.«

»Aber ich sollte Rupert vielleicht schon sagen, dass wir alle einen Eimer im Käfig haben. Du weißt schon, wofür, Rupert.«

Ich war überrascht. Obwohl es eigentlich logisch war, hatte ich nicht daran gedacht. Und ich hatte noch keinen Eimer gesehen.

Ich sah über die Schulter in Erins Käfig, aber es war zu dunkel, um etwas zu erkennen.

»Du kannst es wohl nicht lassen«, sagte Erin zu ihrer Schwester und strich währenddessen mit ihrer Hand an meinem Oberschenkel entlang nach oben.

»Meinst du etwa, Rupert muss nicht auf Klo?«, fragte Alice. »Jeder Mensch muss aufs Klo. *Wir* machen eben in einen Eimer, das ist alles.«

»Aber was hat Rupert davon, dass er das weiß? Du hast wohl vergessen, dass die Eimer nicht durch die Gitterstäbe passen. Deshalb muss - musste - Thelma sie ja immer holen.«

»Vielleicht können wir einen passend machen«, schlug Alice vor.

»Und wie? Die Eimer sind aus Metall.«

»Metall kann man biegen.«

Erins Hand hörte auf, sich zu bewegen. »Damit er durch das Gitter passt, müssten wir den Eimer ja auf die Hälfte zusammendrücken. Dazu muss man auf ihm herumspringen, und das würde einen Heidenlärm machen.«

»Was ist mit Wesley's Eimer?«, fragte ich. »Wo ist er?«

»Keine Ahnung«, sagte Alice.

Erins Hand streichelte wieder meinen Oberschenkel. »Der könnte überall sein«, erklärte sie. »Vielleicht sogar im Haus. Im Haus würdest du sicher etwas finden, was du mit Wasser füllen könntest. Und wenn es ein großer Kochtopf wäre.«

»Gibt es vielleicht einen Feuerlöscher?«

»Auf dem Boot haben wir einen«, sagte Erin.

»Aber nicht im Haus?«

»Wir sind jetzt fast einen Monat hier in diesen Käfigen«, erklärte Alice. »Keine Ahnung, wo die ganzen Sachen jetzt sind.«

»Aber im Haus findest du auf jeden Fall irgendwas.«, meinte Erin.

»Du *musst* irgendwas finden, um Billie zu löschen«, sagte Alice. »Wenn der seine Fackel in den Käfig wirft, verbrennt sie bei lebendigem Leib.«

»Vielleicht sollte ich jetzt wirklich zurück zum Haus gehen«, gab ich zu.

Ich wusste auch schon, welchen Wassereimer ich holen würde: Den, in dem Thelma ihre Fackel ausgemacht hatte.

Trotzdem ging ich nur ungern von hier fort. Irgendwie fühlte ich mich zwischen den Käfigen der beiden Mädchen ziemlich sicher.

Und Erins Hand strich mir noch immer übers Bein.

Das war unser Geheimnis, und sie ließ sie jetzt immer weiter nach oben wandern.

Es machte mich ziemlich verrückt.

So verrückt zumindest, dass ich nicht einfach aufstehen und weggehen konnte.

»Gibt es sonst noch was im Haus, das ich gebrauchen könnte?«, fragte ich, um Zeit zu schinden.

»Was, zum Beispiel?«, fragte Alice.

Ob ich wohl durch die Gitterstäbe greifen und Erin berühren sollte?

»Gibt es vielleicht eine Schusswaffe?«

Wenn du sie anfasst, hört sie vielleicht auf. Lass sie einfach tun, was sie will.

»Nein«, antwortete Erin. »Gott bewahre.«

»Deshalb sind unsere Eltern ja von Los Angeles weggezogen«, erklärte Alice. »Weil es da so viele Schusswaffen gibt.«

»Jetzt könnte ich verdammt gut eine gebrauchen«, sagte ich. »Wie sieht es denn mit Pfeil und Bogen aus?«

»Gibt's nicht.«

»Hol einfach nur Wasser«, sagte Alice. »Aber beeil dich. Niemand kann sagen, was Wesley noch alles einfällt. Vielleicht zündet er Billie gleich an, nur weil er seinen Spaß haben will.«

Erins Hand war jetzt weiter oben als je zuvor. Ich zuckte zusammen und atmete hörbar ein, was ihre Hand wie einen aufgeschreckten Vogel auffliegen ließ. Sie zog sie so rasch zurück, dass sie damit gegen einen der Gitterstäbe schlug, was ein dumpfes Geräusch erzeugte. Erin stieß einen leisen Schmerzensschrei aus.

»Das tut mir Leid«, flüsterte ich. »Alles in Ordnung mit dir?«

»Was ist denn los?«, fragte Alice.

»Nichts«, erwiderte Erin. »Ich habe mir nur die Hand angeschlagen.«

»An was denn?«

»An einem Gitterstab.«

»Was hast du denn gemacht?«

»Nichts.«

»Wir haben Händchen gehalten«, erklärte ich. Es klang ein wenig harmloser als die Wahrheit, fand ich.

»Das kann ins Auge gehen«, sagte Alice. »Wer weiß, wo sie die Hand vorher gehabt hat.«

»Echt witzig.«

»Dann mache ich mich mal auf den Weg«, sagte ich.

»Nicht so schnell, Rupie. Komm her.«

Der Feuersturm

»Rupie? Komm heeeeeer.«

Die Stimme ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Zum einen war sie viel zu laut. Und zum anderen gehörte sie Connie und klang kein bisschen weniger verrückt als beim letzten Mal.

»Oh Gott«, murmelte ich.

Alice krabbelte bereits ans andere Ende ihres Käfigs. Offenbar hoffte sie, Connie beruhigen zu können.

Ich erhob mich und griff auf den Knien nach Speer und Machete.

»Was hast du vor?«, flüsterte Erin.

»Weiß nicht. Sie irgendwie zum Schweigen bringen.«

»Ich weiß, wo du bist, Rupie! Jetzt zieh schon deinen Schwanz aus der Braut und komm rüber zu mir. Ich warte auf dich.«

Ich stand auf und eilte, so schnell ich konnte, zwischen den Käfigen hervor.

»Was ist denn los mit dir, mein Junge?«

»Sei still, Connie!«, fauchte Alice.

»Wenn du nicht die Alte fickst, vergreifst du dich an den Kindern.«

»Sei still!«, flehte Alice. Ihre Stimme kam von links und war nicht mehr weit vor mir. Ich lief langsamer.

»Nur mich fickst du nicht. Wieso nicht? Bist du pervers oder was?«

»Halt den Mund, Connie!«, fuhr ich sie an.

»HALLO RUPERT! KOMM HER, MEIN KLEINER HOSEN-SCHEISSER!«

Wesleys Schrei ging mir durch Mark und Bein. Ich blieb abrupt stehen und bekam einen Augenblick lang keine Luft mehr.

»Sieht ganz so aus, als würdest du jetzt gleich gefickt«, trällerte Connie fröhlich. »Und zwar von Wesley.«

»Bevor du irgendwelche übereilten Entscheidungen triffst, möchte ich dir sagen, dass das Leben der Mädels hier einzig und

allein von dir abhängt«, rief Wesley. »Wenn du nicht tust, was ich sage, bringe ich sie alle um. Verlass dich drauf.«

Mir war schlecht, und ich fühlte mich schwach. Mein Herz hämmerte wie wild.

»Hörst du mich, Rupert?«, rief Wesley.

Ich sagte nichts.

»Gut, dann überleg dir, ob du vielleicht Billie noch was sagen willst. Ich habe mir die Mühe gemacht, sie mit Benzin zu übergießen und schätze mal, dass sie eine gute Fackel abgeben wird. Wenn du eine Sonnenbrille hast, mein kleiner Hosenscheißer, dann setz sie jetzt besser auf.«

»Was willst du?«, rief ich.

»Komm vor die Käfige.«

»Okay.«

An den Stangen von Alices Käfig entlang tastete ich mich nach vorne. »Sei vorsichtig!«, flüsterte mir Alice zu.

Auf der anderen Seite ging Connie neben mir her. Hier, ein gutes Stück näher an Wesleys Fackel, war das Licht um einiges besser, sodass ich sie ziemlich gut sehen konnte. Augen, Mund, Brustwarzen und die Kratzer auf ihrem Körper hoben sich von ihrer hellen Haut ab. Sie sprang seitwärts neben mir her, damit sie mich nicht aus den Augen verlor.

»Siehst du jetzt, wohin das führt, wenn man wie ein Bekloppter in der Gegend herumvögelt, Rupie?«, geiferte sie. »Du hast mir gehört. Mir! Und du hast alles vermasselt. Mann, und wie du es vermasselt hast. Und jetzt kriegst du die Rechnung präsentiert. Wesley wird dir den Arsch aufreißen ...«

Sie war am Ende ihres Käfigs angelangt und knallte voll gegen die Gitterstäbe, die beim Aufprall leise klirrten. Connie stieß einen erstaunten Schmerzensschrei aus.

Ich drehte mich um und sah sie wie von einer riesigen, unsichtbaren Feder getrieben vom Gitter zurückschnellen und rücklings zu Boden fallen.

Es klang, als hätte jemand ein großes Stück Fleisch auf eine Metzgertheke geklatscht.

Daraus schloss ich, dass der Boden des Käfigs aus Beton sein musste. Bisher war ich irgendwie davon ausgegangen, dass die Frauen auf dem nackten Erdboden hockten, aber ich hatte mir, ehrlich gesagt, auch keine richtigen Gedanken darüber gemacht.

Beton war vermutlich besser sauber zu halten, aber wenn man hinfiel, tat es einem natürlich mehr weh.

Connie blieb auf dem Rücken liegen und machte keine Anstalten aufzustehen.

Ob sie wohl bewusstlos war?

Mir war es egal, ich war nur froh, dass sie - zumindest für eine Weile - keinen Unfug mehr machen konnte.

Sie hatte wahrlich schon genug angerichtet.

Als sie hingefallen war, hatte ich meine Schritte verlangsamt und ein paar Sekunden lang nicht an Wesley gedacht.

Jetzt hörte ich ihn rufen: »Da bist du ja!«

Ich drehte mich in die Richtung, aus der seine Stimme gekommen war.

Und dann sah ich ihn. Er stand breitbeinig auf Billies Käfig, die linke Hand in die Hüfte gestemmt, in der rechten die brennende Fackel. Im Feuerschein glänzte sein schweißnasser Körper wie die vergoldete Statue eines fett gewordenen Herkules.

Er hatte seinen Verband verloren, vielleicht beim Sturz die Treppen hinab. Vermutlich war dabei auch seine Wunde wieder aufgeplatzt, denn an seiner linken Brust klaffte ein tiefer Spalt, der aussah wie ein hässlicher, dicklippiger Mund. Ein dünnes Rinnsal Blut lief ihm über den Bauch und unter den Ledergürtel. Etwas von dem Blut hatte es bereits bis auf seinen linken Oberschenkel geschafft.

Die Wunde schien ihn ebenso wenig zu stören wie meine Anwesenheit. Offenbar machte ihm die Situation großen Spaß, was ich an zwei Dingen sehen konnte: An seinem Grinsen und an seinem Ständer.

»So, jetzt komm mal zu mir, mein Hosenscheißer«, sagte er gönnerhaft.

Während ich mich Billies Käfig näherte, sah ich, dass Connie immer noch reglos auf dem Boden lag. War sie bewusstlos, oder tat sie nur so?

Hoffentlich hat sie einen Schädelbruch, dachte ich.

Im nächsten Käfig auf der anderen Seite stand Kimberly, umklammerte die Gitterstäbe und sah mich an. Sie versuchte gar nicht, ihre Blöße zu verdecken. Vielleicht glaubte sie, dass ich sie in der Dunkelheit nicht deutlich sehen könnte, aber das war ein Irrtum, denn sie war viel näher an der Fackel als Connie. Ich sah ihr Gesicht und die gesamte Vorderseite ihres Körpers - den Brustkorb und den Busen samt Brustwarzen, die mir wie große, dunkle Münzen vorkamen. Ich sah ihren glatten Bauch, ihren Nabel und den flachen Hügel oberhalb ihrer leicht gespreizten Beine.

Am ganzen Körper hatte sie Verletzungen, im Licht der Fackel sah ich überall auf ihrer Haut dunkle Stellen, die wie Kratzer, blaue Flecken und lange, sich überkreuzende Striemen aussahen. Mir wurde ganz heiß vor Wut

»Pass auf, dass er dich nicht kriegt«, sagte Kimberly, während ich an ihr vorbeiging und sie anstarrte. »Lass dich nicht fertigmachen, sonst sind wir alle verloren.«

»Halt's Maul, da unten!«, brüllte Wesley.

»Töte ihn, Rupert.«

»Ich werd's versuchen.«

»Ein Wort noch, und euer Mütterchen geht in Flammen auf!«

Kimberly streckte die rechte Hand durch das Gitter und spreizte Zeige- und Mittelfinger.

Ich glaube nicht, dass sie mir das Peace-Zeichen aus der Hippie-Zeit zeigen wollte.

Sie gab mir Churchills Siegesgeste mit auf den Weg.

Genau. Ich *weiß*, dass es das war. Sie war nicht umsonst die Tochter eines Marineangehörigen und Nachfahr stolzer Sioux-Krieger.

»Bleib nicht stehen«, sagte Wesley.

Ich nickte Kimberly zu und ging weiter bis ans Ende ihres Käfigs. Zwischen ihm und dem von Billie sah ich die Leiter, von der mir die Zwillinge erzählt hatten.

Wesley stand etwa in der Mitte von Billies Käfig. Vor ihm sah ich einen Benzinkanister und einen Pappkarton, in der sich vermutlich seine Wurfgeschosse befanden.

»Okay«, sagte er. »Und jetzt bleib stehen.«

Ich tat, was er verlangte.

Billie stand direkt unter ihm und wurde von der Fackel hell beleuchtet. Der Schein der Flamme tanzte flackernd über ihren Körper, und ihre dunkle Haut, die in dem warmen Licht fast kupferfarben wirkte, glänzte vor Nässe.

Benzin.

Auch ihr Haar war klatschnass und klebte ihr in kleinen Locken ganz dicht am Kopf.

Getränkt mit Benzin.

Aus Benzin bestand auch die dunkle Pfütze auf dem Betonboden des Käfigs. Als ich zu Billie sah, erwiderte sie meinen Blick mit einem Achselzucken.

Sie wirkte wie ein kleines Mädchen, das auf den Boden gepinkelt hatte und sich dafür fürchterlich schämte.

Warum blieb sie bloß mitten in der Pfütze stehen?

Vermutlich, weil Wesley sie dazu gezwungen hatte.

Er musste ihr auch befohlen haben, stillzuhalten, damit er ihr das Benzin über den Kopf gießen konnte.

Bleib stehen, oder ich fackele dich ab.

Und ich hatte kein Wasser, mit dem ich sie löschen konnte. Und das nur, weil ich zu lange bei Erin und Alice geblieben war.

Und weil Connie ihre Eifersucht herausplärren musste.

Ich hätte das Wasser holen müssen.

Billies Toiletteneimer stand in einer der hinteren Ecken ihres Käfigs. Und er war umgedreht. Offenbar hatte sie ihn als Hocker benutzt.

Sie wird verbrennen!

Ich musste Wesley davon abhalten, das Benzin in Brand zu setzen.

»Sieh mal einer an, Rupert«, sagte Wesley zu mir. »Du bist ja ein richtiger kleiner Eingeborener geworden.«

»Was hast du vor?«

»Na was wohl? Zuerst mal dich ausschalten.«

»Ich tue alles, was du verlangst«, sagte ich.

»Wunderbar. Dann lass deine Waffen fallen.«

»Tu's nicht«, sagte Billie mit klarer, sicherer Stimme. »Du bist unsere einzige Chance.«

»Halt's Maul, Mütterchen.«

»Er zündet dich an«, sagte ich.

»Lass ihn doch.«

»Nein, das kann ich nicht.«

Wesley bückte sich, griff mit der linken Hand in die Pappschachtel und holte ein Taschenbuch daraus hervor. Er hielt es mit Daumen und Zeigefinger an einer Ecke des Titelblatts und schob die brennende Fackel darunter.

»Nein!«, rief ich.

Das Buch fing Feuer.

»Tu's nicht!«

Ich warf Speer und Machete auf den Boden.

Wesley schleuderte das Buch in meine Richtung. Es fiel brennend neben mir ins Gras.

»Fast getroffen!«, verkündete Wesley fröhlich.

»Dummes Arschloch!«, rief ich und trat die Flammen aus.

»Pass auf, was du sagst! Du hast wohl zu oft mit Connie geredet. Das Mädchen ist kein guter Umgang für dich.«

»Was willst du von mir?«, fragte ich.

»Gute Frage. Was will ich wohl? Ich will, dass du deine neue Wohnung beziehst.« Er zeigte mit der Fackel auf einen leeren Käfig neben dem von Billie. »Geh hinein und mach die Tür hinter dir zu.«

Als ich einen Schritt in diese Richtung ging, rief Billie laut: »Nein! Das darfst du nicht machen, Rupert! Wenn er dich einsperrt, ist alles aus.«

»Ich will nicht, dass er dich verbrennt.«

»Sehr schlau von dir, mein kleiner Freund.«

»Du musst ihn da runterholen!«

»Halt's Maul, Mütterchen, sonst brenne ich dir die Titten weg.«

Billie ignorierte ihn und sah mir in die Augen. »Du musst ihn töten«, sagte sie. »Kümmere dich nicht um mich und töte ihn. Nur so kannst du die anderen retten.«

»Ich habe dich gewarnt!«, schrie Wesley und bückte sich nach seiner Pappschachtel.

»Hey!«, rief ich. »Warte!«

Er sah mich an.

»Wenn du sie verbrennst, kannst du doch nicht mehr mit ihr rummachen.«

Er grinste. »Vielleicht will ich das gar nicht mehr.«

»Na klar. Es macht dir doch Spaß, ihr wehzutun, oder? Wenn sie nicht mehr lebt, spürt sie auch nichts mehr. Sie schreit nicht, sie heult nicht, sie blutet nicht. Ganz gleich, wie sehr du sie quälst und peitscht und ...«

»Wozu brauche ich Mütterchen, wenn ich die anderen habe?«, fragte Wesley, aber als er den Arm aus der Schachtel nahm, hatte er nichts in der Hand. »Und wenn ich denen erst mal Kinder gemacht habe, dann habe ich noch mehr.« Er schüttelte grinsend den Kopf. »Die gute alte Thelma. Sie wollte immer Kinder haben. Aber ich nicht! Auf keinen Fall. Kannst du dir vorstellen, ein Kind mit *Thelma* zu haben? Am Ende hätte es so hässlich ausgesehen wie sie.«

»Mit Billie kannst du wunderschöne Kinder haben. Sieh dir nur Connie an, sie ist der lebende Beweis dafür. Eine solche Frau verbrennt man doch nicht.«

»Da könntest du Recht haben, kleiner Hosenscheißer. Weißt du was? Wenn du jetzt in diesen Käfig gehst, könnte ich ihr vielleicht einen Aufschub gewähren.«

»Okay.«

»Warte«, sagte Kimberly. »Was ist mit Thelma? Wo ist sie?«

Wesley ließ ein gemeines Lachen ertönen. »Stimmt! Ich habe ganz vergessen, dich zu fragen, wie es meiner lieben Thelma geht. Ich hoffe nur, du hast meinem süßen Frauchen nicht *wehgetan*.«

Ich blickte hinüber zu Kimberlys Käfig. Sie stand an der mir am nächsten gelegenen Ecke und sah mich an. »Es tut mir wirklich Leid«, sagte ich. »Sie wollte mich umbringen und ich ... ich bin mir ziemlich sicher, dass sie tot ist. Sie ist in der Bucht untergegangen.«

Kimberly war einen Augenblick lang still, dann murmelte sie: »Ist schon in Ordnung. Ich meine ...«

»Was heißt hier ›in Ordnung‹?«, platzte Wesley heraus. »Das ist einfach *genial*, verdammt noch mal. Was bin ich dir dankbar, dass du mich von der hässlichen Kuh befreit hast! Sie war ja manchmal ganz nützlich, aber ... Ich glaube, dass es uns allen ohne sie viel besser geht. Mein Gott, was war sie nur für eine fette Sau. Ein dreifaches Hoch auf unseren tapferen Hosenscheißer! Hipp, hipp, hurra!« Beim Hurra hob er die Fackel hoch in die Luft. »Hipp, hipp, hurra!« Wieder ging die Fackel nach oben. »Hipp, hipp, hurra!«

Und dann fing er an, vor Freude auf Billies Käfig herumzutanzten. Er stampfte mit den Füßen auf den Gitterstäben herum, schwenkte die Fackel in der Luft und kreiste mit den Hüften, wobei er den Unterleib aufreizend nach vorne stieß. Hätte er nicht Angst gehabt, bei der Landung zwischen die Gitterstäbe zu fallen, wäre er wohl vor Freude in die Luft gesprungen.

Ich *hoffte* inständig, dass er bei seinem Tänzchen ausrutschte und hinfiel. Überlegte mir sogar kurzzeitig, ob ich nicht den Speer aufheben und versuchen sollte, Wesley damit aufzuspießen, solange er auf dem Käfig herumtanzte. Aber dann ließ er bestimmt die Fackel fallen, und Billie würde bei lebendigem Leib verbrennen.

Sein wildes Herumgehüpfe hatte Wesley den Schweiß aus allen Poren getrieben.

»Fahr zur Hölle, Thelma, alte Ziege!«, brüllte er in die Nacht hinaus. »War eine beschissene Zeit mit dir, du blödes Arschloch! Ha, ha, ha!«

Unter ihm wischte sich Billie Wesleys Schweiß ab, der ihr ins Gesicht getropft war, und fing nun ihrerseits zu tanzen an.

Sie begann, indem sie sich schweigend um die eigene Achse drehte, wiegte sich dann mit kreisenden Schultern im Takt einer unhörbaren Musik und sprang graziös von einem Fuß auf den anderen.

Als Wesley das bemerkte, hörte er zu tanzen auf und glotzte Billie schwer atmend und verständnislos an. »Was, zum Teufel, machst du da?«, fragte er.

»Ich tanze.«

»Lass das.«

Sie hörte nicht auf. Sie wirbelte im Kreis herum, warf die Arme hoch in die Luft und beugte gleich darauf den Oberkörper bis fast zum Boden hinunter. Dieselbe Sequenz wiederholte sie mehrmals hintereinander, wobei sie aber immer in der Mitte des Käfigs blieb, als würden Wesleys Drohungen sie dort festhalten.

»Du hast keinen Grund zu tanzen.«

»Doch, den habe ich«, rief Billie.

»Hör auf!«

»Das ist mein Regentanz«, rief Billie. »Damit rufe ich einen Sturm herbei.«

Ihr Tanz verwandelte sich in eine wilde Ekstase, wie ich sie in meinem ganzen Leben noch nicht gesehen hatte. Wie von Fieber-

krämpfen geschüttelt, zuckte ihr ganzer Körper in einem aufpeitschenden Rhythmus, den nur sie zu hören schien.

Anstatt ihr Einhalt zu gebieten, starrte Wesley sie entgeistert an und war so fasziniert, dass ihm der Speichel aus dem Mund zu rinnen begann. Auch *ich* war fasziniert von dem Anblick.

Man konnte nur schwer den Blick von ihr lösen. Besonders, wenn man ein Mann war.

Wie bei einem heidnischen Ritual tanzte sie nackt im flackernden Licht der Fackel und stieß vor lauter Verzückung leise, wimmernde Geräusche aus. Billies glänzende Brüste hüpfen federnd auf und ab, die Muskeln an ihren glatten, perfekt proportionierten Pobacken spannten und entspannten sich, und ihre Füße platschten durch die stinkende Benzinpfütze, während ihr Gesicht leuchtete und glänzte, als wäre es in schimmerndes Öl getaucht. Wie geschmolzenes Gold trat ihr der Schweiß aus allen Poren, wurde im Rhythmus ihrer Bewegungen in dicken Tropfen aus ihrem kurzen Haar geschleudert und lief ihr in wahren Sturzbächen über Gesicht und Brüste, Bauch und Rücken, Gesäß und Schamhaare, Arme und Beine. Bald war sie so nass, als hätte sie tatsächlich einen Regenguss herbeigetanz.

Einen Gewitterschauer.

Einen Wolkenbruch.

Das ist mein Regentanz. Damit rufe ich einen Sturm herbei.

Das hatte sie zu Wesley gesagt.

Aber mit dem Sturm hatte sie mich gemeint.

Ich bückte mich und hob den Speer auf. Wesley stand noch immer vornübergebeugt auf dem Käfig und hatte nur Augen für Billie.

Er sah mich nicht, als ich mich aufrichtete, den Speer hob und auf ihn schleuderte.

Wesleys Waterloo

Als der Speer ihn traf, hielt Wesley den Kopf noch immer gesenkt. Die Spitze erwischte ihn an der rechten Schulter, drang aber nicht ein, sondern prallte vom Knochen ab und fiel auf die Eisenstangen des Käfigs und von dort in die Dunkelheit.

Wesley brüllte auf.

Er hob sein glänzendes, schweißtriefendes Gesicht und glotzte mich zähnefletschend aus hervorquellenden Augen an.

Unter ihm hörte Billie auf zu tanzen. Sie stand in der Benzinpfütze in der Mitte ihres Käfigs, legte den Kopf in den Nacken und blickte nach oben. Ihr Körper glänzte und tropfte vor Schweiß, als wäre sie soeben aus einem Swimmingpool gestiegen, und ihr Atem ging keuchend und schwer.

»Du hinterhältiges Stück Scheiße«, fauchte Wesley mich an.

Er steckte die Fackel zwischen die Gitterstäbe und ließ sie los.

»Nein!«, schrie ich.

Die Fackel fiel nach unten.

Sekundenbruchteile später landete sie in der Benzinpfütze. Die Dämpfe darüber explodierten mit einem satten Plopp, das dem Geräusch eines sich in einer plötzlichen Bö entfaltenden Segels glich.

Ein Schwall heißer Luft schlug mir entgegen, und der Blitz war so grell, dass ich die Augen schloss.

Wesley hatte Recht gehabt mit der Sonnenbrille.

Als ich sie wieder öffnete, sah ich, wie das Innere des Käfigs sich in einen Feuerball verwandelte. Billie rannte durch den Käfig. Ich konnte ihren nackten, schweißglänzenden Rücken sehen.

Dann sprang sie auf den umgedrehten Metalleimer und von dort aus mit einem weiteren, mächtigen Satz hinauf in die äußerste hintere Ecke des Käfigs, wo sie sich mit den Händen an zwei Gitterstäbe krallte und die Beine so eng wie möglich an den Körper zog.

Ihr Leben hing jetzt davon ab, ob sie mit ihrem Tanz genügend Schweiß produziert hatte, um sich das Benzin von ihrem Körper zu waschen und gleichzeitig eine nasse Schutzschicht gegen die Flammen aufzubauen.

Ich wusste nicht, ob es funktionieren würde.

Aus Angst sie verbrennen zu sehen, wandte ich den Blick hinauf zu Wesley, um den ebenfalls die Flammen züngelten.

Sie leckten an dem Pappkarton mit seinen Wurfgeschossen und dem Benzinkanister neben ihm.

Mit einem erschreckten Aufschrei gab Wesley dem Kanister einen Tritt, sodass er Benzin verspritzend in hohem Bogen durch die Luft flog und gegen den leeren Käfig knallte, in den Wesley mich hatte sperren wollen. Als die Flammen Wesleys Beine erreichten, hüpfte er wie eine übergewichtige Ballerina über die Gitterstäbe, verlor dabei das Gleichgewicht und warf sich bäuchlings auf die Leiter, die laut scheppernd gegen die Eisenstangen des Käfigs krachte. Von panischer Angst getrieben rappelte er sich hoch und begann, auf allen vieren in Richtung Kimberlys Käfig zu krabbeln.

Nur weg von dem Feuer, das er selbst entfacht hatte.

Dem Feuer, das langsam in sich zusammenfiel.

Aber Wesley wusste das nicht. Er blickte nicht zurück. Hätte er das getan, dann wäre er vermutlich nicht so verzweifelt geflohen.

Billie hing immer noch in der äußersten Ecke ihres Käfigs an den Gitterstäben.

Sie hatte immer noch Haare auf dem Kopf.

Und ihre Haut sah von den Schultern bis zum Gesäß feucht glänzend und überhaupt nicht verbrannt aus.

Sie hatte es geschafft!

Jetzt war es meine Aufgabe, Wesley zu töten.

Ich schnappte mir die Machete und rannte zwischen die beiden Käfige.

Wesley, der sich noch immer auf der Leiter befand, sah mich und krabbelte so schnell weiter, dass die Leiter bedenklich ins

Schwanken geriet. Als ich den Arm mit der Machete nach oben reckte und so hoch ich konnte in die Luft sprang, war er schon fast auf Kimberlys Käfig angelangt. Ich hätte ihn aber sowieso nicht erwischt, denn so hoch konnte ich nicht springen.

Trotzdem jagte ich ihm einen gehörigen Schrecken ein. Er schrie auf, und das wilde Klirren der Leiter zeigte mir, dass er wie ein Irrer wegzukrabbeln versuchte.

Dann verstummte das Klappern auf einmal.

Wesley hatte Kimberlys Käfig erreicht und richtete sich auf, wobei er sich ängstlich nach mir und meiner Machete umsah.

Das hätte er besser nicht getan, denn weil er mit den Gedanken woanders war, trat er mit einem Fuß aus Versehen in den leeren Raum zwischen zwei Gitterstäben. Als sein Bein nach unten sauste, schrie er laut auf und ruderte wild mit den Armen. Sein anderes Bein rutschte ab, und dann saß er auf einmal mit seinem nackten Hintern hilflos zwischen den Eisenstäben.

Und gab winselnde, verängstigte Geräusche von sich.

Noch bevor er irgendetwas tun konnte, rannte Kimberly quer durch ihren Käfig und sprang direkt unter Wesley in die Luft.

Mann, war das ein Sprung!

»Ja!«, schrie jemand begeistert auf.

Es war Billie.

Sie stand am Rand ihres Käfigs, in dem nur noch vereinzelt ein paar kleine Flammen züngelten, und hatte Wesleys noch immer brennende Fackel in der erhobenen Hand. Sie beleuchtete damit Kimberly, die sich mit beiden Händen fest an Wesleys rechten Knöchel klammerte.

Im goldenen Licht der Flamme sah ich, wie sie gestreckt dahing und ihre Brüste zu flachen, lang gezogenen Hügeln wurden, aus denen die Brustwarzen hart und dunkel hervorstachen. Ihr ganzer Körper war dabei so gestrafft, als hätte ihn jemand auf eine Streckbank gespannt.

Wesley versuchte, sie durch wildes Gezappel von seinem Bein zu schütteln, aber Kimberly hielt eisern fest, sodass er sie lediglich in ein sanftes, langsames Pendeln versetzte.

»Lass mich los!«, schrie er.

Kimberly gab keine Antwort und hing weiter an seinem Bein.

Wesley zog eines seiner Messer aus der Scheide am Gürtel und wollte damit nach Kimberly werfen.

»Pass auf!«, schrie ich und rannte zwischen die Käfige.

»Er hat ein Messer!«, rief Billie.

Ich warf meine Machete hinüber zu Billie. Sie prallte gegen die Eisenstäbe ihres Käfigs, fiel aber so zu Boden, dass Billie sie durch das Gitter ergreifen konnte. Als ich mich wieder Kimberlys Käfig zuwandte, stieß Wesley gerade einen lauten Schmerzensschrei aus.

Kimberly hatte damit begonnen, an seinem Bein hin und her zu schwingen.

Immer noch fest an Wesleys Knöchel geklammert, streckte sie ihre Beine in die Luft wie ein Kind, das auf seiner Schaukel Schwung holt.

»Hör auf!«, jaulte Wesley. »Verfluchte Scheiße, du tust mir weh!«

Ich sprang hoch, ergriff zwei Gitterstäbe von Kimberlys Käfig und klammerte mich mit meinen Knien daran. Als ich einigermaßen Halt hatte, zog ich mich mit den Händen wieder ein Stück höher. Auf diese Weise arbeitete ich mich langsam und mühevoll auf das Dach des Käfigs hinauf, wo Wesley jetzt vor lauter Schmerz schrie. »Mein Bein!«, gellte mir seine Stimme in den Ohren. »Lass sofort mein Bein los. Verdammte Scheiße! Ahhhhhh!«

Kimberly hatte aufgehört zu schaukeln und drehte sich jetzt wild um ihre eigene Achse und trat mit den Füßen gegen die oberen Gitterstäbe.

Erst jetzt bemerkte ich, dass in ihrem rechten Oberschenkel ein Messer steckte. Ich hatte gar nicht mitbekommen, wie Wesley damit nach ihr geworfen hatte.

Kein Wunder, dass Kimberly so wütend war.

Sie schwang an Wesleys Bein hin und her wie ein tollwütiger Tarzan oder von mir aus auch wie eine nackte, wild gewordene Jane, die versucht, an ihrer Liane schwingend den Mond zu erreichen.

Durch Wesleys lautes Schreien und Wimmern hörte ich auf einmal ein feuchtes, grausiges Knacken. Kimberly hatte Wesley offenbar den Oberschenkelknochen aus der Hüftpfanne gezogen.

Sein Schrei jagte mir eine Gänsehaut über den Rücken.

»Bring ihn nicht um!«, schrie eine Stimme.

Eine weit entfernte Mädchenstimme.

Erin.

»Er muss uns noch sagen, wo die Schlüssel sind!«

Jetzt erreichte ich die erste Querstange der Käfigdecke. Mit beiden Händen griff ich danach und zog mich hoch.

Wesley behielt mich im Auge, während ich ganz hinaufkletterte und schließlich mit allen vieren auf den Gitterstäben des Käfigdachs stand. Er befand sich rechts von mir kurz hinter dem Ende der Leiter.

Obwohl sein eines Bein ausgestreckt auf dem Gitter lag, wippte sein Oberkörper hilflos hin und her wie eines dieser aufblasbaren Stehaufmännchen zum Draufschlagen.

»Hilf mir!«, flehte er mich an. Sein vom Fackellicht flackernd beschienenes, schmerzverzerrtes Gesicht war ganz nass von Schweiß und Tränen. »Bitte!«, schrie er. »Sag ihr, dass sie aufhören soll! Bitte!«

Trotz seiner Bitten hatte er sein zweites Messer werfbereit in der Hand. Die Klinge ragte zwischen Daumen und Zeigefinger hervor.

»Leg das Messer weg!«, rief ich.

Es sah so aus, als könne er sich nicht entscheiden, ob er es auf Kimberly oder mich werfen wollte.

Unter uns zog Kimberly sich an Wesleys Bein hoch und brachte dabei ihren Körper in eine horizontale Stellung. Einen kurzen Augenblick lang sah sie aus wie eine Frau, die sich im Dämmerlicht auf einem Bett ausstreckt, um sich ganz ihrem Geliebten hinzugeben.

Laut brüllend holte Wesley mit dem Messer zum Wurf aus. Er hatte sich entschieden.

Kimberly.

Sie war schließlich seine Peinigerin und bot in dieser Lage, kurz bevor sie aus der Horizontale wieder nach unten schwang, auch ein viel besseres Ziel als ich.

Mit einem verzweiferten Schrei sprang ich hoch und warf mich zwischen ihn und Kimberly.

Ich hörte ein Klonk.

Ein seltsames Gurren.

Und knallte mit voller Wucht auf die Gitterstäbe, die unter meinem Gewicht nachgaben und mit einem schwirrenden Geräusch wieder hochschnellten. Ich rutschte noch ein Stück weiter.

Direkt unter meinem Gesicht war das von Kimberly.

Sie hatte die Augen fast geschlossen und den Mund weit aufgerissen.

Ihr Gesicht war groß und schön und gezeichnet vom Schmerz.

Dann wurde es kleiner.

Zuerst wusste ich nicht, warum.

Aber dann kam immer schneller immer mehr von Kimberly in mein Blickfeld.

Ihr Hals. Ihre Schultern.

Ihre Arme, die sie nach oben gestreckt hatte wie jemand, der sich ergeben will.

Ihr Brustkorb.

Das Heft des Messers, das mitten zwischen ihren beiden Brüsten hervorschaute.

Ihr Bauch, ihr Schritt, ihre Oberschenkel.

Alles wurde kleiner.

Und dann kam der Schrumpfungsprozess auf einmal abrupt zum Stillstand. Kimberlys Körper erbebte, als hätte ihn urplötzlich ein gigantischer Windstoß erfasst. Gesicht, Brüste, alles schien für einen Augenblick lang wie flachgedrückt, bevor es wieder in die Ausgangslage zurückkehrte.

Irgendwie wurde mir bewusst, dass ich schrie.

Billie schrie auch.

Seltsamerweise hörte ich nicht, wie Kimberly auf dem Beton des Käfigbodens aufschlug. Unsere entsetzten Schreie müssen das Geräusch wohl übertönt haben.

Ich weiß nicht mehr, wie lange ich da ausgestreckt auf den Gitterstäben lag und auf sie hinabstarrte.

Ich konnte nicht glauben, dass es wirklich passiert war.

Ich wollte, dass es ein böser Traum war.

Oder eine Art Generalprobe. Ich wollte einen weiteren Versuch, eine Chance, es anders zu machen.

Eine Chance, sie zu retten.

»Diese Irre wollte mir das Bein ausreißen«, sagte Wesley.
»Das konnte ich doch nicht zulassen, oder?«

Ich hob den Kopf.

»Hey«, sagte er. »Hey, hör mir mal zu. Ganz ruhig, okay? Es war ein Unfall. So was kommt vor.«

Im Land der Schmerzen

Als die Sonne aufging, lag Kimberly immer noch ausgestreckt am Boden ihres Käfigs und bewegte sich nicht.

Um sie herum hatte sich eine Blutlache gebildet, die mich irgendwie an die Benzinpfütze in Billies Käfig erinnerte. Nur war sie dunkler und roch ganz anders.

Billie und Connie standen an der Vorderseite ihrer Käfige und sahen zu mir herauf.

Ich blickte hinüber zu Wesley.

Alice und Erin beobachteten uns aus ihren weiter entfernten Käfigen.

Vier Zuschauerinnen.

Vier Zeugen.

Ein Henker.

Ein gottverdammter Dreckskerl, der langsam und qualvoll starb.

Während der Nacht hatte ich ihn heruntergelassen. Dann hatte ich ihm den Gürtel um den Hals gelegt und ihn mit Billies Hilfe an ihrem Käfig festgeschnallt. Keiner von uns hatte auch nur ein Wort mit ihm gesprochen. Er hatte geweint und gefleht und vor sich hingebraubelt und versucht, Entschuldigungen für alles und jedes zu finden. Aber wir hatten ihm nicht zugehört.

Nur eines hatten wir ihn gefragt. Wo die Schlüssel zu den Käfigen sind. Und er hatte geantwortet: »Das sage ich euch nicht. Wenn ich es euch sage, habt ihr keinen Grund mehr, mich am Leben zu lassen. Das sind verdammt stabile Käfige. Ohne Schlüssel kommt da niemand raus.«

Billie hatte sich mit der Machete in der Hand über ihn gestellt, während ich zum Haus gegangen war.

Auf dem Weg dorthin sah ich bei Connie vorbei, die wach, aber verwirrt war. Während des Kampfes mit Wesley war sie noch bewusstlos gewesen und hatte nicht mitbekommen, was mit Kimberly geschehen war. Als ich es ihr sagte, schien sie in sich zusammenzufallen. Sie kauerte sich in eine Ecke ihres Käfigs und schlug die Hände vors Gesicht.

Nachdem ich auch Alice und Erin erzählt hatte, was passiert war, eilte ich zum Haus.

Ich suchte überall nach den Schlüsseln, konnte sie aber nicht finden. Dabei stieß ich auf ein Stück des Seils, das wir an der

Schlucht dabei gehabt hatten, sowie auf Kimberlys Schweizer Messer, das Wesley oder Thelma am Ort unserer bitteren Niederlage aufgelesen haben musste.

Ich ließ das Messer im Haus, denn ich wollte es mir als Andenken an Kimberly aufheben und nicht mit Wesleys Blut besudeln.

Im Erdgeschoß holte ich noch Wasser und etwas zu essen für die Frauen und rannte dann zurück zu den Käfigen.

Nachdem ich Lebensmittel und Wasser verteilt hatte, übernahm ich die Wache bei Wesley. Er hatte Billie keine Probleme bereitet. Ich machte den Gürtel vom Käfig los, ließ ihn aber um Wesleys Hals und zog daran. Er versuchte, von mir wegzukriechen, was aber wegen seines ausgekugelten Beines nicht möglich war. Er atmete keuchend und winselte vor Schmerz.

Mit viel Mühe gelang es mir schließlich, ihn hochzuzerren und aufrecht an die Tür von Kimberlys Käfig zu binden. Er konnte sein kaputtes Bein nicht belasten und musste die ganze Zeit auf dem anderen stehen, was ihm sichtlich nicht leicht fiel. Ich hielt ihn dadurch aufrecht, dass ich ein Seil über eine Querstange des Käfigs warf und seine beiden Enden unter Wesleys Armbeugen hindurch schlang, bevor ich es an seinem Rücken verknötete. Dann streckte ich seine Arme horizontal zur Seite und band sie an die Gitterstäbe. Schließlich löste ich den Gürtel von seinem Hals und schnallte damit Wesleys gesundes Bein an eine weitere Eisenstange.

Als ich damit fertig war, verlosch Billies Fackel.

Weil ich Licht brauchte, um weiterzumachen, trat ich ein paar Schritte nach hinten und legte mich erst mal langgestreckt ins Gras. Billie rief ein paarmal nach mir, aber ich reagierte nicht. Ich wollte nicht zu ihr. Sie hätte mich bestimmt in den Arm genommen. Wir hätten uns gedrückt und hätten geweint, und es wäre bestimmt alles sehr warm und tröstlich gewesen. Vermutlich hätte ich sogar irgendwann einen Ständer gekriegt.

Das wollte ich nicht.

Ich wollte keine Zärtlichkeit, keine Liebe, keinen Sex.

Das hätte mir das, was ich zu tun hatte, nur unnötig erschwert.

Und so lag ich auf meinem Rücken fast so da wie Kimberly in ihrem Käfig. Ich stellte mir vor, wie wir von oben betrachtet aussehen mussten: Kimberly und ich lagen da wie zwei Flügel. Flugzeugflügel. Engelsflügel. Adlerflügel.

Und Wesley war der Körper zwischen den beiden Flügeln. Wozu machte uns das? Wozu machte es ihn?

Schluss mit den wirren Gedanken.

Ich blieb auf dem Rücken liegen, bis es dämmerte, aber ich schlief nicht ein. Als es hell wurde, stand ich auf und ging zu Wesley.

Billie, Connie, Erin und Alice warteten in ihren Käfigen bereits am Gitter, als wären sie absichtlich früh aufgestanden, um nur ja nichts zu versäumen.

Wesley beobachtete mich, als ich auf ihn zuing.

Er war schon ein Wrack, bevor ich überhaupt anfang. Abgesehen von seinem ausgekugelten Bein, das immer weiter anschwell, hatte er drei Speerwunden - die beiden alten an Brust und Hinter teil und die neue an der Schulter, die ich ihm in der Nacht zugefügt hatte. Außerdem hatte er viele blaue Flecken und Schürfwunden von seinem schlimmen Sturz die Treppe hinunter.

Nach seinem Gesichtsausdruck zu schließen wusste er, dass das Schlimmste noch kommen würde.

Und dann sah er, wie ich das Rasiermesser aus meiner Socke zog.

Als ich es aufklappte, fing er zu schluchzen an.

»Hey«, sagte er. »Tu's nicht. Tu mir nicht weh.«

»Sag uns, wo die Schlüssel sind«, rief Billie von ihrem Käfig aus.

Wesleys Blicke hingen an dem Rasiermesser. Er leckte sich die aufgesprungenen Lippen. »Ich sage es euch. Okay? Aber leg zuerst das Ding weg. Dann erfahrt ihr, wo die Schlüssel sind.«

Ich trat ganz nahe an ihn heran und griff ihm mit der linken Hand zwischen die Beine. »Na, wo ist jetzt dein toller Ständer?«, fragte ich.

»Bitte!«, winselte er.

»Schneid ihm den Schwanz ab!«, rief Connie. »Und stopf ihn ihm ins Maul.«

»Sei froh, dass *sie* im Käfig ist«, sagte ich.

Er nickte heftig. Von seinem Gesicht tropften Schweiß und Tränen. »Bitte ... tu's nicht«, sagte er. »Ich flehe dich an. Ich sage dir auch, wo die Schlüssel sind. Bitte!«

»Okay.« Ich ließ ihn los.

»Danke«, schniefte er. »Vielen Dank.«

»Nichts zu danken«, sagte ich und schnitt ihm ein langes Stück Fleisch aus dem linken Unterarm heraus.

Während er vor Schmerz laut aufschrie, stopfte ich es ihm in den Mund.

»Iss das«, sagte ich. »Du wirst es brauchen. Ich habe noch eine Menge mit dir vor.«

Aber er wollte nicht essen. Er würgte und spuckte, bis er den Fleischfetzen wieder aus dem Mund hatte.

»*Die Schlüssel*«, quiekte er.

Rechts neben mir musste Connie sich übergeben. Sie versuchte, mit nach vorn geneigtem Kopf das meiste davon außerhalb des Käfigs zu platzieren.

Ich schaute hinüber zu Billie. Sie stand mit erhobenen Armen da und klammerte sich an die Eisenstangen ihres Käfigs. Ich sah die Wunden, die Wesley oder Thelma oder alle beide ihr zugefügt hatten, und den wilden Ausdruck in ihren Augen.

»Das ist nicht nur für Kimberly«, sagte ich zu ihr.

»Ich weiß, mein Schatz.«

Ich wandte mich wieder an Wesley.

»Sag mir, wo die Schlüssel sind.«

»Im Schlafzimmer«, keuchte er. »Oben im Haus.«

»Wo dort?«

»Unter der Matratze.«

»Lügner«, sagte ich und schnitt ihm quer durchs linke Auge. Mein Rasiermesser durchtrennte gleichzeitig Lid und Augapfel und grub sich ein Stück in die Nasenwurzel.

Es dauerte lange, bis er aufgehört hatte zu schreien.

Ich trat einen Schritt zurück und wartete. Die meisten meiner Zuschauerinnen hatten genug. Sie wandten sich ab und verzogen sich, ohne ein Wort zu sagen, in die hinteren Ecken ihrer Käfige. Nur Billie blieb stehen und sah weiter zu.

Als sich unsere Blicke trafen, nickte sie.

»Ich habe dir *gesagt*, wo die Schlüssel sind!«, presste Wesley hervor, als er wieder einigermaßen in der Lage war zu sprechen.

»Das genügt mir nicht«, sagte ich.

»Was willst du denn noch? Ich tue alles, was du von mir verlangst.«

»Bitte Billie um Entschuldigung.«

»Es tut mir Leid«, plärrte er. »Es tut mir so Leid, Billie. Bitte, vergib mir.«

Ich schnitt ihm eines seiner Ohren ab.

Als er wieder sprechen konnte, winselte er: »Wieso hast du das gemacht? Ich habe getan, was du gesagt hast.«

»War noch nicht genug.«

»*Warum nicht?*«

»Du hast dich nicht bei Connie entschuldigt.«

»Aber ... aber ...«

Ich steckte die Klinge des Rasiermessers in die klaffende Wunde an seiner linken Brust, die Kimberly ihm vor vielen Tagen zugefügt hatte und die in der vergangenen Nacht erneut aufgebrochen war. Ich drückte fest zu und zog die Klinge ganz langsam durch.

Als Wesley aufgehört hatte zu schreien, rief er laut: »Es tut mir Leid, Connie! Es tut mir Leid, Alice! Es tut mir Leid, Erin! Okay? Bist du zufrieden?«

»Du hast ein paar Leute vergessen«, sagte ich und schnitt ihm die rechte Brustwarze ab.

Ich musste warten.

Dann: »Wen denn? Wen?«

»Versuch dich zu erinnern.«

Ich brachte ihn wieder zum Schreien.

Musste wieder warten.

Dann rief er: »Tut mir Leid, Andrew! Tut mir Leid, Keith! Tut mir Leid, Dorothy! Tut mir Leid, James!«

»Fertig?«

»Immer noch nicht?«, fragte er erstaunt.

»Fällt dir wirklich niemand mehr ein?«

»Keine Ahnung. Du? Tut mir Leid, Rupert.«

Ich tat ihm wieder weh.

Wartete.

Dann: »Wen denn? Bitte, sag es mir. Wen habe ich vergessen?«

»Entschuldige dich bei deiner Frau. Glaubst du nicht, dass Thelma eine Entschuldigung verdient hat?«

»Ja! Tut mir Leid, Thelma!«, rief er laut.

Ich schnitt ihm ein großes Stück von seinem rechten Oberschenkel ab und klatschte es ihm ein paar Mal ins Gesicht.

Wieder musste ich warten.

Dann: »Was ist? Was ist? Wen?«

»Du hast Kimberly vergessen.«

»Kimberly? Nein, ich ... Ja! Es tut mir Leid, Kimberly! Es tut mir so Leid, ihr alle! *Alle!*«

»Sehr gut«, sagte ich.

Er hing blutüberströmt in den Seilen an den Gitterstäben des Käfigs und stieß unter lautem Schluchzen hervor: »Danke! Danke! Danke!«

Er glaubte doch nicht etwa, dass ich schon mit ihm fertig war.

»Nur eines noch«, sagte ich.

Er zitterte am ganzen Körper. »Ja? Sag nur, was du willst. Ich mache alles. Alles!«

»Mach Kimberly wieder lebendig.«

»Was? Nein! Das kann ich doch nicht! Bitte! Das schaffe ich nicht! Sie ist tot! Ich kann sie nicht wieder lebendig machen!«

»Pech für dich.«

Und dann tat ich das, was Connie schon vorhin vorgeschlagen hatte. Als sein Mund voll war, hielt ich ihn ihm zu, bis er tot war.

Dann ging ich zu Billies Käfig.

Ohne ein Wort zu sagen, gab sie mir die Machete.

Ich nahm sie und trat wieder auf Wesley zu.

»Das ist auch für Kimberly«, sagte ich.

Mit einem einzigen Hieb schlug ich ihm den Kopf ab. Er fiel zu Boden, sprang einmal auf und rollte dann weg. Als er liegen blieb, schaute die Spitze von Wesleys Penis wie ein vorwitziger Passagier zwischen den Lippen hervor.

Als Nächstes schlug ich ihm Arme und Beine ab.

Schließlich holte ich aus einem der Geräteschuppen eine Schubkarre und fuhr mit ihr Wesleys Überreste in den Dschungel, wo ich sie hinter ein Gebüsch kippte.

Weit genug von uns entfernt, um nicht vom Verwesungsgestank belästigt zu werden.

König der Insel

Seit diesem Morgen sind fast drei Wochen vergangen.

Meine Frauen sind immer noch in ihren Käfigen.

Auch Kimberly. Nachdem ich Wesley entsorgt hatte, hatte ich getan, was nötig war. Zuerst hatte ich versucht, den Käfig aufzubrechen, es aber nicht geschafft. Deshalb musste sie drinnen bleiben.

In dem Schuppen, aus dem ich die Schubkarre geholt hatte, gab es auch ein paar Säcke Zement.

Ich rührte ihn in der Schubkarre mit einer Schaufel an und schleppte ihn in einem Eimer auf das Dach des Käfigs. Von dort aus goss ich ihn durch die Gitterstäbe nach unten. Die schwere, graue Suppe klatschte auf Kimberly und breitete sich über ihrem Körper aus wie Lava. Manches davon rann an der Seite nach unten und vereinigte sich mit dem Beton am Boden.

Ich möchte nicht beschreiben, wie ich mich dabei fühlte. Oder welche Teile von Kimberly ich zuerst mit Zement bedeckte. Und welche als Letzte.

Ich musste viele Male mit dem vollen Eimer auf den Käfig klettern, bis nichts mehr von ihr zu sehen war.

Wesleys Messer, die noch immer in ihrem Oberschenkel und mitten in ihrer Brust steckten, ragten aus der grauen Masse wie kleine Schwerter. Ein Miniatur-Excalibur in doppelter Ausfertigung. Nur dass hier kein Held kam, um sie mittels Körperkraft oder Magie aus dem Fels zu ziehen.

Ich wartete, bis der Zement hart war, dann mischte ich noch eine Schubkarre voll an und goss sie ebenfalls über die Tote. Wenn ich die Messer schon nicht herausziehen konnte, wollte ich sie wenigstens bedecken.

Als ich meine Arbeit beendet hatte, war Kimberlys Grab ein länglicher, niedriger Hügel aus Zement am Boden ihres Käfigs.

Billie hatte das alles vom Nebenkäfig aus mit angesehen und mir dabei hin und wieder einen Rat gegeben. Ihre Stimme hatte leise und traurig geklungen. Es war gut, dass sie da war. Für Connie, Alice und Erin hatte ich mich seit Wesleys Hinrichtung offenbar in einen Aussätzigen verwandelt. Aber das machte mir nichts aus. Zu diesem Zeitpunkt fühlte ich fast überhaupt nichts.

Wir sprachen nicht über Kimberly.

Vielleicht taten das manche von uns, wenn sie allein waren. Zumindest die, die sie geliebt haben.

Und das waren, wenn man es genau nahm, ohnehin nur Billie und ich.

Ich überlegte, ob ich »Danny Boy« für sie singen sollte, aber ich konnte es nicht. Vielleicht später einmal.

Nachdem ich die Werkzeuge sauber gemacht hatte, ging ich ins Haus und gönnte mir eine lange, heiße Dusche. Und danach blieb ich im Haus. Ich nahm das Schweizer Messer an mich und suchte mir ein gutes Schlafzimmer. Ich entschied mich für das von Erin im ersten Stock und ließ mich auf ihr Bett fallen.

Mit dem glatten Plastikgriff des Messers strich ich mir über die Wangen und dachte an Kimberly. Kurz darauf fing ich zu weinen an. Ich heulte wie ein Schlosshund, so lang und so intensiv wie niemals zuvor in meinem Leben. Als ich vollkommen erschöpft war, schlief ich irgendwann ein.

Ich träumte von Kimberly, wie sie einen Strand entlanglief. Es war der Strand *unserer* Bucht. Kimberly lief lächelnd auf mich zu. Sie trug ihren weißen Bikini und das bunte Hawaiihemd ihres verstorbenen Mannes. Wie üblich war es nicht zugeknöpft und wehte beim Laufen ebenso wie ihre langen, schwarzen Haare im Wind. Sie war braungebrannt und schlank und umwerfend. Ich traute meinen Augen kaum. Ihr Tod musste ein Irrtum gewesen sein. Vielleicht hatte ich nur geträumt, dass Wesley sie umgebracht hatte.

Sie warf sich in meine Arme, drückte mich sanft und küsste mich auf den Mund.

Nach dem Kuss murmelte ich: »Ich dachte, du wärest tot.«

»Du denkst zu viel, Rupert.«

»Dann bist du also nicht tot?«

Kimberly lächelte ihr herrliches Lächeln. »Natürlich nicht. Sehe ich etwa so aus? Oder fühle ich mich tot an?«

Nein, sie fühlte sich nicht tot an. Sie fühlte sich wunderbar lebendig an und sah auch so aus. Ich schüttelte den Kopf und fing im Traum an zu weinen. Sie küsste mir die Tränen von den Augen und flüsterte: »Liebst du mich?«

»Ja.«

»Willst du mich heiraten, Rupert?«

»Ja!«, stieß ich hervor. »Ja!« Aber dann fiel mir ein, dass ich sie nicht heiraten konnte, auch wenn ich es mir noch so sehr wünschte.

Sie bemerkte die Veränderung in mir. »Was ist denn los?«, fragte sie.

»Ich kann dich nicht heiraten, weil ich Billie liebe. Ich liebe euch alle beide.«

Kimberly lächelte mich strahlend an. »Dann heirate uns doch beide«, schlug sie vor. »Wieso denn nicht? Du bist der König der Insel und kannst tun, was immer du willst.«

»Na schön. Dann machen wir das so.«

»Meinst du nicht, dass du Billie vorher fragen solltest?«

»Ja, stimmt. Gute Idee.«

»Ich komme wieder«, sagte Kimberly. Dann küsste sie mich, drehte sich um und rannte den Strand entlang fort von mir.

»Bleib hier!«, rief ich. »Geh nicht fort!«

Ich muss im Schlaf geschrien haben, denn ich glaube, dass es meine eigene Stimme war, die mich aufweckte.

Im Zimmer war es dunkel.

Ich schlich mich durch das Haus nach draußen. Dort lief ich quer über den Rasen und war traurig, dass mein Traum mich getäuscht hatte und Kimberly doch nicht am Leben war. Trotzdem fühlte ich mich nicht mehr so verzweifelt wie vorher. Wo immer auch ihre Seele hingegangen sein mochte, bei mir hatte sie ein Zuhause gefunden.

Ich würde Kimberly für immer in meinem Herzen behalten. Zusammen mit Billie.

Obwohl ich mich ihrem Käfig leise und unsichtbar in völliger Dunkelheit genähert hatte, berührte mich Billie sofort, als ich nach den Gitterstäben tastete. Sie führte meine Hände nach innen und umarmte mich. Die Eisenstangen drückten sich hart an unse-

re Körper, aber sie konnten uns nicht auseinander halten. Wir füllten den Raum zwischen ihnen mit warmem, nacktem Fleisch.

Es war, als hätte Billie auf mich gewartet, als hätte sie mich seit langer Zeit gebraucht.

Wir sagten nichts, aber wir umarmten uns und küssten uns leidenschaftlich. Es begann mit der feierlichen Vereinigung zweier Überlebender, die sich nach einer langen und einsamen Wanderung gefunden haben. Wir empfanden Freude und Erleichterung und eine grenzenlose Trauer für alles, was wir verloren hatten.

Aber dann verwandelte sich unsere Zuneigung in das Verlangen zweier Liebender. Mit wild klopfenden Herzen erkundeten wir uns gegenseitig mit Händen und Mündern, liebkosten, drückten und streichelten uns. Wir leckten, saugten und schmeckten uns. Rangen seufzend und stöhnend nach Atem und sagten nichts außer gelegentlich geflüsterten Liebeslauten.

Ich möchte gar nicht beschreiben, was wir alles taten.

Schließlich schaffte es Billie, ihren Körper so zu verdrehen, dass wir uns zwischen den Gitterstäben richtig lieben konnten. Es war ziemlich trickreich und erforderte eine Menge Kraft von ihr. Außerdem konnte sie nicht lange in dieser Position bleiben.

Es machte mich fast verrückt, auf diese Art in ihr zu sein. So etwas hatte ich noch nie gespürt. So weich und warm und eng und feucht. Und es gab mir das Gefühl, als wären wir eine Zeit lang ein und dieselbe Person.

Seitdem haben wir es oft gemacht. Ich habe gelernt, wie ich sie dadurch, dass ich durch das Gitter greife und sie festhalte, unterstützen kann. Auf diese Weise ist es für sie nicht so anstrengend, ihre Position zu halten.

Es war immer wundervoll.

Kimberlys Betongrab erfüllt uns mit Trauer, aber es erinnert uns auch daran, dass das Leben ein Geschenk ist, das wir jeden Augenblick, der uns vergönnt ist, genießen sollten.

Obwohl sie seit Wesleys, Thelmas und Kimberlys Tod nun schon drei Wochen lang in ihren Käfigen eingesperrt sind, geht es allen meinen vier Frauen gut. Ich habe ihnen Kleidung, Decken und Kissen gebracht und versorge sie regelmäßig mit Essen und Trinken. Außerdem helfe ich ihnen, sich zu waschen, indem ich von oben Wasser in die Käfige gieße. Sie haben Seife, Waschlappen, Trinkbecher und Zahnbürsten. Und sie haben Decken aufgehängt, hinter denen sie eine gewisse Privatsphäre haben.

Weil ihre Toilettenkübel nicht durch die Gitterstäbe passen, haben wir uns etwas ausgedacht. Wir stecken jetzt Plastiktüten in die Eimer, die mir die Frauen dann durch die Gitterstäbe zum Ausleeren reichen.

Ich bringe meinen Frauen alles, was sie wollen: Kämme, Bürsten, Spiegel, Damenbinden, Bücher, Magazine, sogar einen Gameboy und ein Transistorradio samt Batterien. Inzwischen bin ich ein ziemlich guter Koch geworden, und im Haus gibt es noch genügend Vorräte, um uns mehrere Monate lang zu ernähren. Wir müssen also keinen Hunger leiden. Ich rationiere das Essen nicht einmal.

Meinen Frauen fehlt es an so gut wie nichts außer der Freiheit.

Nach vielen vergeblichen Versuchen in den ersten Tagen haben sich die Käfige als nicht bezwingbar erwiesen. Weder konnte ich die Schlösser knacken noch die Türen aus den Angeln hebeln, und ich fand im Schuppen auch keine Metallsäge oder Feile, um die Gitterstäbe zu durchtrennen. Billie versuchte, mit einem Pickel den Boden ihres Käfigs aufzuhacken, musste aber aufgeben, als sie feststellte, dass der Beton mit Eisenstangen armiert war.

Niemand behandelt mich mehr wie einen Aussätzigen.

Connie und die Zwillinge haben ihren Schock angesichts dessen, was ich mit Wesley gemacht habe, schnell überwunden. Sie glauben wohl, dass ein Mensch, der sich so rührend um sie kümmert, nicht ganz schlecht sein kann. Außerdem wissen sie, dass Wesley das alles verdient hatte.

Die Zwillinge sind super. Auch wenn sie sich noch immer heftig miteinander streiten, sind beide meine Freundinnen geworden. Erin scheint total in mich verliebt zu sein, was Alice absolut lächerlich findet. Ihre Wunden sind inzwischen ebenso gut verheilt wie die von Connie und Billie. Beide sind unglaublich schön, und sie laufen nach wie vor mit nichts oder fast nichts am Leib durch ihre Käfige.

Und das erregt durchaus meine Aufmerksamkeit, obwohl sexuell zwischen uns nichts läuft. Sie sind noch zu jung für solche Sachen, und außerdem liebe ich Billie so sehr, dass weder Alice noch Erin mich in Erregung versetzen.

Was Connie anbelangt, so blieb sie eine Woche lang muffig und verstockt. Sie wusste genau, dass sie zumindest teilweise für Kimberlys Tod verantwortlich war. Außerdem hatte sie ziemlich rasch herausgefunden, dass ihre Mutter und ich ein Liebespaar waren und ging uns mit ihren blöden Sprüchen eine Zeit lang gehörig auf die Nerven.

Jetzt aber scheint sie es akzeptiert zu haben und sieht wohl ein, wie dumm es ist, auf jemanden eifersüchtig zu sein, den sie von Anfang an nicht gemocht hatte. Ich war ihr Alibi-Freund, der nur wegen des Alphabets in ihr Leben getreten war. Ihr Traummann war ich nie und würde es auch nie werden. Warum sollte sie mich also nicht ihrer Mutter überlassen?

Zumindest *glaube* ich, dass sie die Sache so sieht. Wir haben nie darüber gesprochen.

Schwer zu sagen, was sie wirklich fühlt, aber in letzter Zeit ist sie nicht mehr ganz so rotzfrech wie früher. Wer weiß, vielleicht werden wir irgendwann sogar Freunde?

Ich könnte noch eine ganze Menge über Connie, Alice und Erin schreiben. Und noch viel mehr über Billie und mich. Ich könnte mich in allen Einzelheiten darüber auslassen, was wir machen, was wir reden und wie meine vier Frauen aussehen. Aber irgendwie hat die Geschichte, die ich erzählen wollte, mit Weseleys Tod ihr Ende gefunden.

Außerdem habe ich schon viel zu viel Zeit ohne meine Frauen verbracht, weil ich in Erins Zimmer mehrere Stunden pro Tag mein Tagebuch nachgetragen habe.

Jetzt, wo ich mit meinen Aufzeichnungen auf dem neusten Stand bin, werde ich mehr Zeit für sie haben.

Irgendwann einmal werde ich sie freilassen.

Irgendwann müssen die Schlüssel zu ihren Käfigen ja schließlich auftauchen. Vielleicht sind sie ja wirklich unter der Matratze, so wie Wesley gesagt hat.

Man wird sehen.